

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 47

31. Januar 2000

Nr. 1

Der Rotmilan – Vogel des Jahres 2000

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, OG Balingen

Mit seinem eleganten Flugbild gehört der Rotmilan zu den eindrucksvollsten Greifvögeln unserer Heimat. Der rostrote Vogel, ein hervorragender Überlandsegler und im Volksmund wegen des tief gegabelten Schwanzes auch Gabelweihe oder Königsweihe genannt, ist wie die Feldlerche und die Goldammer (Vogel des Jahres 1998 bzw. 1999) ein Kulturfollower. Der Rotmilan bewohnt Landschaften, in denen Feldgehölze, Waldungen mit Altholzbeständen und offenes Gelände abwechseln. Die Schaffung eintöniger „Agrarsteppen“ engt in manchen Gebieten jedoch den Lebensraum ein, und die Populationen gehen zurück. Mit der Wahl zum Vogel des Jahres 2000 weisen die Verbände, Naturschutzbund Deutschland und Landesbund für Vogelschutz in Bayern, auf die Probleme der Intensivlandwirtschaft hin und werben erneut für den Erhalt der bäuerlichen Kulturlandschaft.

Das Verbreitungsgebiet des Rotmilans erstreckt sich von den Kapverdischen Inseln und dem westlichen Nordafrika nordwärts über die iberische Halbinsel, Mitteleuropa bis nach Skandinavien. Im Osten verläuft die Grenze des Brutareals von Weißrussland zur Ukraine und an die westliche Schwarzmeerküste. Von dort biegt sie nach Südwesten um und zieht über Israel bis zum Toten Meer. Gute Bedingungen findet der Rotmilan in der Mitte Deutschlands. So kommt er in Sachsen-Anhalt, im Norden Thüringens und im Süden von Niedersachsen in größeren Populationen vor. Allein in den neuen Bundesländern leben 70 Prozent der Rotmilane Deutschlands. Äußerst selten brütet er im nordwestdeutschen Flachland und im Südosten Deutschlands. In Baden-Württemberg kommt der Rotmilan vor allem auf der Schwäbischen Alb in Höhen zwischen 520 Meter und 800 Meter, im Hegau, auf der Baar und im Bauland/Tauber- und Jagstgebiet vor. Die Hochlagen des Schwarzwaldes, das württembergische Allgäu und der östliche Bodenseeraum sind nicht besiedelt. *Im Raum Balingen brütet der Rotmilan im Schädelhärtle.*

Der 1 Kilogramm schwere Rotmilan ist mit 65 Zentimeter etwas größer als der Mäusebusard. Die Flügellänge beträgt im Mittel 50 Zentimeter und die Spannweite schwankt zwischen 150 und 180 Zentimeter. Die Fußspannweite liegt bei 5,8 Zentimeter. Charakteristische Merkmale sind neben der rötlich braunen Oberseite und dem fuchsroten gegabelten Schwanz der helle bis graue mit dunkler Strichelung versehene Kopf und die rostrote mit dunklen Schaftstrichen gezeichnete Unterseite. Männchen und Weibchen sind am Gefieder nicht unterscheidbar. Beim Segeln sind an der Unterseite der langen etwas gewinkelten Flügel große weiße Flecken und die schwarzen Spitzen der Handschwingen weithin sichtbar.

Die mitteleuropäischen Rotmilane sind überwiegend Zugvögel, die vor allem im westlichen Mittelmeerraum überwintern. Der Wegzug aus den Brutrevieren beginnt im August, erreicht jedoch von Mitte September bis Mitte Oktober ein Maximum und ist Anfang November weitgehend abgeschlossen. Seit Anfang der 60er Jahre verbringen Rotmilane in zunehmender Anzahl die Winter weit nördlich der traditionellen Winterquartiere. Diese Verhaltensänderung könnte mit der Erschließung neuer Nahrungsquellen (Abfälle von Deponien und überfahrene Tiere) zusammenhängen. Die Überwinterungsplätze in Baden-Württemberg liegen im Hegau-Bodenseegebiet, im Donautal,

auf der Schwäbischen Alb und auf der Hohenloher Ebene. Ringfunde zeigen, dass es sich bei den in Baden-Württemberg überwinterten Rotmilanen einerseits um Stand- und Strichvögel handelt, andererseits um Zuzügler aus nördlichen bzw. nordöstlichen Herkunftsgebieten. Die frühe Rückkehr der Rotmilane aus dem Winterquartier in das heimische Brutrevier weist auf den kommenden Frühling hin. Sie treffen von Februar bis April ein. Für Balingen schwanken die Ankunftsdaten in den letzten sechs Jahren zwischen dem letzten Drittel des Februars und der ersten Märzwoche (21. Februar 1998 bzw. 3. März 1997; Chr. und K. E. Maulbetsch).

Die Brutplätze befinden sich vorwiegend im Wald, wobei lichte Altholzbestände in Waldrandnähe, an Berghängen oder an Flussufern bevorzugt werden. Horstanlagen in Feldgehölzen oder auf einzelstehenden Bäumen sind selten. Für den Nahrungserwerb benötigt der Greifvogel offene Flächen, die zum Teil fünf bis zehn Kilometer vom Horst entfernt sind und zwei- bis dreitausend Hektar umfassen. Gerne werden frisch gepflügte Äcker und abgeerntete Wiesen nach Beute abgesucht. Die in Baden-Württemberg überwinterten Rotmilane halten sich am Tage vorwiegend im Freiland auf. Zum Übernachten suchen die Vögel im Spätherbst und Frühwinter Laubbaumalleen und im Hochwinter Fichtenwälder und Mischwaldbestände auf. Dieses Verhalten ist eine Anpassung an die geringeren Temperaturschwankungen in geschlossenen Wäldern.

Gleich nach der Ankunft im Brutrevier zeigen die Rotmilanpaare ihre von wiehernden Rufen und Trillern begleiteten Balzflüge. Sie kreisen dabei in großer Höhe, überschlagen sich, schaukeln hin und her oder lassen sich mit nach hinten zusammengefalteten Flügeln im Sturzflug fallen. Andere werfen sich auf den Rücken und nutzen so zusätzlich die von ihren Flügeln nach unten ziehende Querkraft aus. Kurz vor dem Boden wird mit einer neuen Rolle abgebremst. Die Technik des Rückenflugs wird auch bei der Beuteübergabe in der Luft praktiziert. Der Empfänger streckt dem anderen Partner vor der Begegnung die Fänge entgegen und greift den Fleischbrocken. Die Milane bauen ihre Horste in Baumkronen, meist in Höhen zwischen 10 und 28 Meter. Bevorzugte Baumarten sind Rotbuchen, Eichen, Weißtannen und Kiefern. Beide Partner bauen überwiegend in den Vormittagsstunden. Das Material besteht aus mit Schlamm verkit-



Der Rote Milan (Gabelweihe).

Foto: NABU/Delpho

teten trockenen Zweigen. Lumpen-, Fell- und Papierfetzen bilden die Innenausstattung, die bis zur Jungenaufzucht fortgeführt wird. Oft werden auch Horste von anderen Greifvögeln oder von Graureihern sowie Krähenester aufgestockt.

Das Weibchen legt frühestens Ende März, in der Regel ab Anfang April bis Anfang Mai zwei bis drei, manchmal auch vier weiße, rotbraun gesprenkelte Eier in einem Abstand von zwei bis drei Tagen. Das durchschnittliche Gewicht eines Eies beträgt 61 Gramm. Länge und Breite variieren zwischen fünf bis sechs bzw. vier und fünf Zentimetern. Die Bebrütung dauert 28 bis 32 Tage. Während dieser Zeit versorgt das Männchen das vorwiegend brütende Weibchen und bewacht das Nest. Die Nestlinge werden in den ersten 14 Tagen in der Regel vom Weibchen gehudert und gefüttert. Der Nahrungserwerb obliegt dem Männchen. Später schaffen beide Altvögel Beute heran und verfüttern diese in kleinen Portionen an die Jungvögel. Mit Flugübungen beginnen die Jungen im Alter von drei Wochen. Dazu stehen sie im Nest und schlagen kräftig mit den Flügeln. Nach etwa 40 bis 50 Tagen können sie den Horst für kurze Zeit verlassen. Zur Fütterung und zum Schlafen kehren sie jedoch in diesen zurück. Nach weiteren sieben bis 14 Tagen fliegen sie endgültig aus. Die Altvögel begleiten die jungen Rotmilane auf ihren Erkundungsflügen in die nähere und weitere Umgebung noch vier Wochen. Danach löst sich der Familienverband auf. Die Vögel können sich mit anderen Gruppen zu Nahrungs- und Schlafgemeinschaften zusammenschließen.



Der nächste Verwandte des Rotmilans ist der Schwarzmilan. Sein Verbreitungsgebiet umfasst große Teile des afrikanischen Kontinents, Vorderasien, das tropische und gemäßigte Asien sowie Nordaustralien. Die in Mitteleuropa brütende Rasse unterscheidet sich vom Rotmilan durch die dunklere Färbung und den kürzeren und weniger tief gegabelten Schwanz. Außerdem verbringen die Schwarzmilane nur etwa fünf Monate im mitteleuropäischen Brutgebiet. Danach ziehen sie in die Winterquartiere ab. Die Vögel können dabei weite Strecken gleitend überwinden. Sie nutzen dazu thermische Aufwinde aus. Die Überwinterungsgebiete befinden sich zum Teil in den Mittelmeergebieten, überwiegend aber im tropischen und südlichen Afrika. Die Verbreitungsschwerpunkte in Baden-Württemberg liegen in wasserreichen Gebieten, so am Bodensee, Hochrhein, Oberrhein, im Donautal und im mittleren und unteren Neckartal. Die Ankunft in den Brutrevieren geschieht Ende März. Im *Balinger Raum*, beispielsweise im Tal und auf dem Heuberg, zieht der Schwarzmilan ebenfalls zu dieser Zeit seine Kreise. Weitere verwandte Greifvögel sind Habichte, Bussarde, Weihen, Adler und Altweltgeier. Sie werden zusammen mit den Milanen in die Familie der Habichtarten eingereiht. Einige Vertreter sind in Tabelle 1 aufgeführt. Häufigster Brutvogel aus dieser Reihe ist bei uns der Mäusebussard. Er horstet in Waldbeständen und Feldgehölzen, die an freie Flächen angrenzen. Ein äußerst seltener Gast ist dagegen der Wespenbussard. Etwas größere Bestände gibt es noch bei den Greifvögeln Habicht und Sperber. Beide Arten bevorzugen abwechslungsreich strukturierte Landschaften. Der Habicht baut seinen Horst in Altholzbeständen und der Sperber vor allem in Fichten- und Kiefernstangengehölzen. Wiesenweihe und Rohrweihe können gelegentlich als Durchzügler auf dem Heuberg, im Bereich der Schieferseen, beobachtet werden.

Der Rotmilan gilt in Europa als eine besonders schutzbedürftige Art. In den Roten Listen der Bundesrepublik Deutschland und Baden-Württembergs ist der Greifvogel als gefährdet aufgeführt. Die Bestandsentwicklungen zeigen ein recht unterschiedliches Bild. Während die Rückgänge der Rotmilane in Portugal und Spanien anhalten, nehmen die Populationen in Polen, in der Schweiz und in Österreich zu. Der Bestand in Deutschland, über 60 Prozent der Weltpopulation, wird auf 9000 bis 12 000 Paare geschätzt. Über Zweidrittel davon leben allein in den neuen Bundesländern. Hier sind jedoch auch die Verluste seit einigen Jahren besonders gravierend. So sank der Brutbestand insgesamt von 1994 bis 1996 um 25 Prozent. Im nördlichen Harzvorland halbierte sich die Anzahl sogar innerhalb von fünf Jahren (1991 bis 1996). Dies liegt seit der „Wende“ unter anderem in der Reduktion der Ackerflächen, auf denen Luzerne angebaut wurde, in der Einengung der Vielfalt der Anbaukulturen sowie am verstärkten Chemieeinsatz, mit der Folge, dass das Hauptbeutetier des Rotmilans, nämlich der Feldhamster, nahezu ausgerottet wurde. Neben diesen speziellen Gründen gibt es eine ganze Reihe weiterer allgemeiner Gründe für die Bedrohung oder das lokale Verschwinden dieser Vogelart:

- Waldbauliche Maßnahmen: Durch die Beseitigung von Altholzbeständen und durch

Tab. 1: Einige Verwandte des Rotmilans aus der Familie der HABICHTARTIGEN

Art	Lebensraum	Beobachtungen/Beobachter
Wespenbussard	Lichte Laub- und Mischwälder mit Altholzbeständen	Seltener Brutvogel; Brutplatz im Bereich von Margrethausen (Ausk.: O. Renaux)
Mäusebussard	Waldbestände mit Altholz, Feldgehölze, offene Landschaften	Brutvogel z. B. im Schädelhärte (Chr. und K. E. Maulbetsch)
Habicht	Lichte Nadel- und Mischwälder in einer reich strukturierten Landschaft	Brutvogel im Gewann Oberholz (H. Diepenbruck)
Sperber	Abwechslungsreich gegliederte Landschaften; horstet vor allem in Fichten- und Kieferngehölzen	Hangwald oberhalb Endingen (O. Renaux) Ostdorfer Wald (H. Diepenbruck)
Rohrweihe und Wiesenweihe	Dichte Schilfbestände in Flachwasserzonen bzw. feuchte Wiesen und offene Buschlandschaften	Öfter als Durchzügler auf dem Heuberg im Bereich der Schieferseen zu beobachten (Chr. und K. E. Maulbetsch)
Seeadler	Küstenbewohner und Bewohner von großen Binnenseen	Ostseeküste auf der Halbinsel Zingst und auf der Insel Kirr sowie im Müritz-Gebiet und in der Schorfheide (Chr. und K. E. Maulbetsch)
Schmutzgeier	Bewohner von Steppen-, Halbwüsten- und Wüstengebieten; Horste auf Felsvorsprüngen	Beobachtungen in den Alpilles in Südfrankreich, Segelflüge in das Rhône-Delta (Chr. und K. E. Maulbetsch)

Tab. 2: Schädigungsursachen bei Rotmilanen, die im Vogelschutzzentrum Mössingen zwischen 1995 und 1998 aufgenommen wurden; Daten von H. Fuchs

Schädigung	Anzahl der Rotmilane
Vergiftungen	4
Stromschlag	2
Gehirnerschütterung	1
Beckenfraktur	1
Nach Holzeinschlag gefundene Jungvögel	2
Durchnässte Jungvögel	2

kurze Umtriebszeiten, vor allem für Buche und Eiche nehmen potenzielle Brutplätze ab. Noch nicht selbstständige Jungvögel kommen beim Holzeinschlag um oder verlieren den Familienanschluss.

- Flurbereinigungsmaßnahmen und Intensivierung der Landwirtschaft: Der nach 1950 einsetzende Strukturwandel in der Landwirtschaft führte in Zusammenhang mit Flurbereinigungen in manchen Gebieten zu immer größeren Schlägen mit Monokulturen und zur Ausräumung der Landschaft. Die Verbreitungsschwerpunkte des Rotmilans lagen oft in solchen Räumen. Das Nahrungsangebot für Greifvögel nahm entsprechend ab.
- Opfer durch Stromtod und Vergiftungen: Neben anderen Groß- und Greifvögeln kommen auch Milane an Hoch- und Mittelspannungsfreileitungen zu Schaden. Durch Anprall gegen die Leiterseile oder durch Stromschlag ziehen sie sich Verletzungen zu oder sterben. Stromschläge töten Tiere durch Kurz- oder Erdschlüsse. Die Anreicherung von Giftstoffen in den Beutetieren belasten die Greifvögel als Endglieder von Nahrungsketten besonders stark. So konnten zum Beispiel bei einem Viertel der zwischen 1995 und 1998 in das Vogelschutzzentrum Mössingen eingelieferten Rotmilane Vergiftungen festgestellt werden (Tabelle 2).

- Verfolgung durch den Menschen etwa durch illegale Abschüsse.

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass auch in manchen Gegenden Deutschlands, in denen der Rotmilan nicht von einem speziellen Beutetier oder von einer bestimmten Flächennutzung abhängig ist, die Bestandszahlen erstaunlich stabil oder sogar zunehmend sind.

Dies trifft zum Beispiel auf die Hegau-Bodenseeregion zu. Die Nutzung siedlungsnaher Bereiche als Brutplätze, neue Strategien bei der Nahrungsbeschaffung sowie eine frühe Mahd dürften die Gründe dafür sein. Für den Schutz des Rotmilans machen die Verbände folgende Vorschläge: Erhaltung und Ausweisung von Antholzinseln; ganzjähriger Schutz von Horstbäumen; Einstellung waldbaulicher Maßnahmen in Horstnähe während der Brutzeit (März bis Juli); Erhaltung und Wiederherstellung extensiv bewirtschafteter Flächen; Verzicht auf Entwässerungen; Reduktion des Einsatzes von Pestiziden und Förderung des ökologischen Landbaus. Systemtheoretische Untersuchungen zeigen, dass die Artenvielfalt nur in einer strukturreichen Kulturlandschaft erhalten werden kann. Die Verbände versuchen daher, mit der Wahl des Rotmilans zum Vogel des Jahres weitere Befürworter und Interessenten für eine naturverträgliche Landwirtschaft zu gewinnen.

Herzog Ulrich von Württemberg

Vortrag in der Heimatkundlichen Vereinigung am 14. November 1998 von Dr. Wilhelm Foth – Hier jetzt auch zum Lesen

5. Juni 1498: In den Straßen der Residenzstadt Stuttgart herrscht Aufregung – mit großem Gefolge reitet der neue Landesherr, Herzog Ulrich, in die Stadt ein und ergreift symbolisch die Herrschaft im Herzogtum Württemberg. Wer genau hinsieht und vorher nicht Bescheid wusste, der traut seinen Augen nicht: Es ist ein 11-jähriger Knabe, der, als Ritter herausgeputzt, dort auf dem Pferd sitzt und jetzt der neue Herr in Stuttgart ist.

Wer war dieser Mann, der bei seiner Geburt auf den Namen Eitel-Friedrich getauft worden war, bei seiner Firmung sechs Jahre später in „Ulrich“ umbenannt wurde, um der Tradition des Hauses Württemberg zu entsprechen, der wenige Wochen nach seinem Eintritt in Stuttgart, also im Alter von 11 Jahren, mit seiner 6-jährigen Cousine Sabine von Baiern, einer Kaiserin, verlobt wurde, die er 1511 in einer rauschenden Hochzeit heiratete, die aber bereits 1515 unter Hinterlassung zweier Kinder floh: Was war das für ein Mann, der, zunächst Günstling des Kaisers, zu Beginn seiner Regierungszeit große Eroberungen machte und wenige Jahre später, 1519, mit der Reichsacht belegt, mit Schimpf und Schande aus seinem Land verjagt wurde, der 1534 zurückkehrte und in Württemberg die Reformation einführte, der ein Jahrzehnt später im Schmalkaldischen Krieg sein Land erneut aufs Spiel setzte und der 1550 in fast aussichtsloser Lage starb?

In Balingen steht mitten in der Fußgängerzone vor der Stadtkirche der Marktbrunnen mit einer Ritterfigur, nach volkstümlicher Meinung Herzog Ulrich, wohl von allen Balingern als historisches Kleinod geschätzt. Herzog Ulrich weilte sicher öfters in unserer Gegend. Über zwei Aufenthalte sind wir ausführlicher unterrichtet, über zwei Aufenthalte an entscheidenden Punkten seines Lebens.

Das Amt Balingen war, das möchte ich vorausschicken, bis um 1800 das letzte große geschlossene Gebiet Württembergs auf dem Weg in die Schweiz – weiter südlich lagen nur noch das kleine Amt Tuttlingen und die Festung Hohentwiel bei Singen.

Im Februar 1525 marschierte Ulrich vom Hohentwiel ab, um mit angeworbenen Schweizer Landsknechten (sie entschieden damals die Kriege!) sein Land, das er wie erwähnt 1519 verloren hatte, zurückzuerobern. Am 1. März besetzte er, von Schömberg kommend, nach kurzer Beschießung Balingen. Das Land war in vollem Aufruhr – überall empörten sich die Bauern gegen ihre Herren. Sie rotteten sich zu „Fähnlein“ zusammen und plünderten, bewaffnet mit Sensen, Mistgabeln und Dreschflegeln, Burgen und Klöster. Auf ihre Hilfe mochte Ulrich hoffen, aber vergeblich: Am Tag zuvor hatte der „Bauernjörg“, der Truchseß Georg von Waldburg, der erbitterte Gegner der Bauern, ein solches Fähnlein beim heutigen Weilstetten geschlagen – 133 von 200 Bauern lagen tot auf dem Schlachtfeld, der Rest war geflohen.

Allerdings, an Ulrichs Heer wagte sich der Bauernjörg nicht – dazu war es zu stark und zu gut bewaffnet. So kann Ulrich über Rösenfeld nach Herrenberg und Sindelfingen vorstoßen. Dort verläßt ihn allerdings das Kriegsglück: Die meisten Schweizer Söldner, wohl um die 4000 Mann, drehen um, da sie ihren Sold nicht pünktlich erhalten haben, und außerdem fehlen Ulrich zur Belagerung Stuttgarts die Carttaunen, die schweren Geschütze, die er in der Eile und wegen der aufgeweichten Wege in Balingen zurückgelassen hatte. Hier fallen sie zwei Wochen später seinen Feinden in die Hände: Der Versuch des Herzogs, sein Land zurückzuerobern, ist gescheitert.

Erst 1534 konnte Ulrich in sein Land zurückkehren. Aber schon ein gutes Jahrzehnt später, 1546, im Schmalkaldischen Krieg, schien wieder alles verloren. Wieder war Ulrich auf der Flucht – am 20. Dezember 1545 richtete er von

Balingen aus, wahrscheinlich aus dem Zollernschloss, den Amtssitz der württembergischen Vögte, einen demütigen Brief an den Kaiser, was ihm dann tatsächlich die Herrschaft rettete, zumal er gleichzeitig zwei kaiserlichen Ministern 20 000 Gulden zukommen ließ.

Die Lage Württembergs am Ende des Spätmittelalters

Es war also eine bewegte Zeit, in die Ulrich hineingeboren wurde, es war eine echte Epochenwende, in der er sich mit vielen neuen Problemen auseinandersetzen musste, in der er handeln und Entscheidungen treffen musste.

Im Deutschland des Spätmittelalters spielte der Kaiser nur eine recht bescheidene Rolle, denn die Landesherrn in den einzelnen Territorien waren annähernd unabhängig von ihm geworden. Sie strebten beständig danach, ihre Herrschaft auszudehnen. Durch Heirat, Erbschaft, Kauf und Krieg erweiterten sie ihre Territorien. Dabei ergab sich auf der historischen Karte insbesondere in Südwestdeutschland ein äußerst buntes Bild, das beständigen Veränderungen unterworfen war. In diesem Kampf aller gegen alle hatten die Grafen von Württemberg eine besonders glückliche Hand. Ihnen gelang es, ein ansehnliches Territorium zu erwerben, das im südwestdeutschen Raum einen Machtfaktor ersten Ranges darstellte. Allerdings war dieses Gebiet noch keineswegs abgerundet. Etliche Reichsstädte wie Esslingen und Reutlingen waren darin eingeschlossen, ritterschaftliches Gebiet hatte seine Unabhängigkeit bewahrt, auch manche Klöster waren noch selbstständig. So fehlte es nicht an politischen Spannungen, die sich häufig in kriegerischer Form entluden.

Da durch diese Kriege und Fehden der Landfriede stark gefährdet war, worunter vor allem die Bauern litten, wurde auf Betreiben des Kaisers Maximilian, des „letzten Ritters“, 1486 der Schwäbische Bund gegründet.

Ihm gehörten der Herzog von Österreich für seinen schwäbischen Besitz, die Grafen von Württemberg, die Klöster, die Ritterschaft Schwabens und schließlich die südwestdeutschen Reichsstädte an.

Im Jahr 1495 wurde Graf Eberhard im Bart, „Württembergs geliebter Herr“, vom Kaiser

Zum Herzog erhoben

zum Herzog erhoben. So war die Möglichkeit gegeben, dass das aus ganz verschiedenen Herrschaftsgebieten zusammengestückelte Württemberg zu einem einheitlichen geschlossenen Staatsgebiet zusammenwachsen konnte. Die Unteilbarkeit und Vererblichkeit nach dem Erstgeburtsrecht im Mannesstamme war ausdrücklich im Herzogsbrief reichsrechtlich festgelegt. Sollte der Mannesstamm des württembergischen Hauses aussterben – diese Möglichkeit war nicht unwahrscheinlich – so sollte Württemberg als Reichslehen an das Reich, das heißt praktisch an Habsburg, zurückfallen. Dessen Hausmacht hätte dadurch – und das hatte natürlich der habsburgische Kaiser gut einkalkuliert – eine wesentliche Verstärkung erfahren: Die habsburgisch-württembergische Rivalität ist eine der beherrschenden Komponenten der südwestdeutschen Geschichte bis zum Ende des 30-jährigen Krieges (übrigens: Der Westfälische Friede wurde 1648, vor genau 350 Jahren, geschlossen!).

Im Jahr 1496 starb Eberhard im Bart kinderlos. Sein Neffe und Nachfolger Eberhard II. war geisteskrank und stand unter einer Art Vormundschaft der Stände, die ihn schließlich 1498, in Verbindung mit dem Kaiser, zur Abdankung zwangen.

(Fortsetzung folgt)

Erst nach Redaktionsschluss erreichte uns die Nachricht vom Tode des ersten Geschäftsführers der Heimatkundlichen Vereinigung, Herrn **Richard Klett**. Eine Würdigung seines Wirkens folgt in der nächsten Ausgabe der Blätter.

Ein Nachtrag zu der Serie

Überlieferungen und Sagen

„Der Priwitsch“ (Briewitsch)

a) „Priwitsch (auch Briewitsch geschrieben) hauste einst im Gasthof zum Adler in Straßberg, ungefähr im Jahre 1730. Er muss sehr schlecht gewesen sein; denn als man ihn nach seinem Tode beerdigen wollte und die Leiche vom Hause abholte und nach katholischem Gebrauche mit Weihwasser besprengte und einweihete, da schaute Priwitsch oben zum Dachzimmer heraus und rauchte eine Pfeife. Nachher polterte er im Hause, bis ihn die Jesuiten vertrieben und in einem Glase in den Wald Ziegelkopf beschworen, wo er sich einigmal hat sehen lassen.“ (A. A. 1881/82, Nr. 4 [1882]).

b) „Der Überlieferung nach soll der ‚Adlerwirt‘, genannt Briewitsch, ein großes Schlitzohr gewesen sein und oft einen über den Durst getrunken haben. Als er gestorben war, sei der Sarg vor dem Haus gestanden und der Leichenwagen habe ihn abgeholt. Nachdem der

Sarg nun auf dem Wagen war und dieser aus dem Hof fuhr, habe der Briewitsch aus dem Fenster des Dachbodens herausgerufen:

„Meinen Leib habt ihr,
aber meine Seele kriegt ihr nicht!“

Und fortan habe er des nachts auf dem Dachboden die Bierfässer gerollt und gespuckt. Der Spuk hörte nicht auf und die Familie habe einen Pater kommen lassen, der das Haus aussegnen und den Spuk vertreiben sollte. Dieser Pater stellte eine geöffnete Schnapsflasche auf den Dachboden und wartete, bis der „Geist“ des Briewitsch darin war. Nun habe er dieselbe schnell mit einem Korken verschlossen. Diese Flasche wurde unterhalb der Köhlerhütte im Ziegelstal, in einer Höhle unter einem Felsen, der heute noch der „Briewitschfelsen“ genannt wird, vergraben. Dem Gerücht nach soll sie noch heute dort vergraben sein, damit der Geist des „Briewitsch“ ja nie wieder kommen kann.“ (PAUKERT 1993, S. 153/154)

STRASSBERG-KAISERINGEN

1. Strahlweiblesloch

Im Geißental zwischen Kaiseringen und Frohnstetten befindet sich in einem kleinen Felsen das Strahlweiblesloch.

a) „Vom Geißental wird für unreinliche Kinder erzählt, es gehe das Strehlweible (Strählw.) geistweis und habe seinen Sitz im Strählfelsen. Dasselbe habe ein gar unreinliches Kind gehabt, das sich nie strahlen (= kämmen) lassen wollte und von Ungeziefer fast aufgefressen wurde. Da habe die Mutter einen eisernen Strahl glühend gemacht, das Kind auf einen Stuhl gebunden und ihm den Kopf so lange gestrahlt, bis es sich totgeblutet habe, und dann habe die Mutter das Kind in den hohlen Felsen gelegt, sei aber selbst bald darauf vor Kummer gestorben und nach ihrem Verlangen in dem Felsen begraben worden, wobei man die Leiche ihres Kindes gefunden habe. Alte Leute wollen dort in der Geisterstunde ein Winseln und Schreien wie von einem zu Tode gequälten Kinde gehört, auch ein Flämmchen gesehen haben. Will nun ein Kind sich nicht strahlen lassen, so droht man ihm mit dem Geißental-Strahlweible.“ (A. A. 1881/82, Nr. 6 [1882])

WINTERLINGEN-BENZINGEN

1. Kollesloch (Kohlersloch; Schustersloch)

Hart an der Markungsgrenze zu Veringendorf, 2,3 Kilometer südöstlich der Kirche von Benzingen, liegt im Tannental die schwer zugängliche, 25 Meter tiefe Schachthöhle.

a) „... Ferner sagt man, das „Kollesloche“ hause in einer Höhle des Tannenthales, komme nachts ins Dorf und bringe den Weibern Aepfel.“ (A. A. 1881/82, Nr. 23 [1882])

ZIMMERN UNTER DER BURG

1. Ruine Zimmern

Südwestlich von Zimmern liegt über dem Ort die Ruine der namensgebenden Burg.

a) „Unter der Burgruine von Zimmern sind Keller, und darin ein Schatz. Zu Anfang der Schatzhöhle liegt ein Hund, des Schatzes Hüter und Wächter. Auf der großen Schatzkiste sitzen zwei Gestalten, eine schneeweiße und eine kuh schwarze.“ (BIRLINGER 1874, S. 260/261)

Literaturverzeichnis

1. Gedruckte Quellen:

Abkürzungen

Lkr. Bl. 1960 = Der Landkreis Balingen (1960).
Amtliche Kreisbeschreibung [Hrsg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Balingen], Band 1. Balingen

OAB = Beschreibung des Oberamts Balingen (1880).
[Hrsg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau]. Stuttgart

- A. A. (1881): Von der Alb. – Hohenzollerische Blätter, Jg. 52, Nr. 45, S. 179. Hechingen
- A. A. (1881/1882): Beiträge zur Mythologie und Geschichte Hohenzollerns. – Hohenzollernsche Blätter, Jg. 52, Nr. 133 bis Jg. 53, Nr. 144 [in unregelmäßiger Folge]. Hechingen
- A. A. (1884): Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Zweiten Bandes erste Abtheilung, Buch III. Stuttgart
- A. A. (1897): Frena. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 9, Nr. 7, Sp. 219/220. Tübingen
- A. A. (1913): Vermischtes. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 25, Nr. 6, Sp. 186, Tübingen
- A. A. (1929): Auf alten Spuren. – Württemberger Zeitung, 13. Juni 1929, S. 3. Stuttgart
- A. A. [NÄGELE, E.] (1890): Tübingen und seine Umgebung. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Drittes Heft: Albwanderungen. Tübingen
- A. A. [H.D.] (1962): Das „Muis-Loch“ bei Hossingen. Eine Sage der Dreißigerjahre vorigen Jahrhunderts. – Ebingener Zeitung, 18. Jg., Nr. 193, 22. August 1962. Ebingen
- AICH, A. (1939): Altbilder. Heimatbuch des Heubergs, 3. Auflage. Rottweil
- BAIER, F. (1933): Die „Goldhöhle“ bei Geislingen. – Aus der engeren Heimat. Heimatbeilage der Bezirkszeitung „Der Wille“, 1. Jg., Nr. 172, 18. November 1933. Balingen

- BAUR, W. (1933): Vom Wenzelstein und Burgstall Oberhausen. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 45, Nr. 4, Sp. 97–101. Tübingen
- BAY, J. (1993): 100 Jahre Schwäbischer Albverein, Ortsgruppe Engstlatt, 1893–1993. Balingen
- BIENERT, H. (1983): Geislingen suchte einst nach Gold und Mineralwasser. Heimatkundliche Blätter Balingen, Jg. 30, Nr. 4, S. 400. Balingen
- BIRLINGER, A. (1874): Sagen, Legenden, Volksaberglauben. Wiesbaden
- BIRLINGER, A. & Buck, M. R. (1861): Sagen Märchen, Volksaberglauben. Freiburg
- BIZER, H. (1953): Taifinger Heimatbuch. Balingen
- BIZER, H. (1958–1961): Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen. – Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, 5.–8. Jg. Balingen
- BLICKLE, H. (1932): Einiges aus dem Volksmund über die Vergangenheit der Bitzer und Bitzer Originale. – Bitz. Festschrift 1932, S. 23/24. Ebingen
- BUMILLER, C. (1976): Jungingen von der Gründung bis zum Ausgang des Mittelalters. – Heimatbuch Jungingen [Hrsg. Gmde. Jungingen], S. 23–40. Hechingen
- EDELMANN, H. (1892): Vom Degenfeld. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 4, Nr. 11, S. 206. Tübingen
- EDELMANN, H. (1895): Das Degenfeld bei Ebingen. – Reutlinger Geschichtsblätter, 6. Jg., Nr. 5, S. 78–80. Reutlingen
- EGLER, L. (1894): Mythologie, Sage und Geschichte der Hohenzollerischen Lande. Sigmaringen
- EITH, P. (1955): Die Heidensteinhöhle. – Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, 2. Jg., Nr. 3, S. 57. Balingen
- EPPLER, E. (1957): Das Geistle im Schopfloch. Geschichten, die in Meßstetten erzählt werden. – Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, 4. Jg., Nr. 12, S. 191/192. Balingen
- GAISER, D. (1993 a): 1200 Jahre Endingen. Chronik 793–1993. Balingen
- GAISER, D. (1993 b): Die Beginenklausen von Endingen. – In: 1200 Jahre Endingen, Frommern, Heselwangen, Weilstetten, Zillhausen (793–1993). Veröffentlichungen des Stadtarchivs Balingen, Band 5. Balingen
- GMELIN, A. (1894): Das Wandgemälde im Chor der Kirche von Engstlatt. – Literarische Beilage zum Staatsanzeiger 1894, S. 246–249. Stuttgart
- HÄRTEL, R. (1968): Die natürlichen Gegebenheiten. – In: Oberdigisheim 768–1968 [Hrsg. WALTER, H. E.], S. 15–48. Ludwigsburg
- HALM, J. (1952): Chronik des Bleichers Johannes Jerg 1771–1825. Ein Heimatbuch der Stadt Ebingen. Balingen
- HALM, J. (1955): Des Vaters Heimat. Balingen
- HALM, J. (1960): Römischer Abflusskanal führte auf die Spur. – Ebingener Zeitung, 29. Dezember 1960. Ebingen
- HERTER, J. (1896): Der Gräbesberg und seine Umgebung. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 8, Nr. 11, Sp. 353–358. Tübingen
- HÖRTER, K. & HENSEL, M. (1980): Chronik des Truppenübungsplatzes & der Garnison Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Tübingen
- HÖTZER, K. (1955): Auf dem Lochenstein bei Balingen. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 61, Nr. 5, S. 101/102. Stuttgart
- HUMMEL, G. F. (o. J.): Der Wetterbanner. Ebingen
- JANTSCHKE, H. (1982): Die Höhlen des Blattes 7719 Balingen der topografischen Karte 1:25 000 (Schwäbische Alb) mit angrenzenden Gebieten des Blattes 7819 Meßstetten. – Karst und Höhle 1981, S. 63–153. München
- JETTER, C. (1915): Vom Eyachtal. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 27, Nr. 2, Sp. 39–42. Tübingen
- KAPFF, R. (1926): Schwäbische Sagen. Jena
- KERNDTNER, R. (1954): Burgfelden. Eine Geschichte aus dem 11. Jahrhundert. Balingen
- KRAUS, J. A. (1930): Aus Ringingen. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 42, Nr. 8, Sp. 237–246. Tübingen
- KRAUS, J. A. (1933): Burgruinen an der Fehla. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 45, Nr. 1, Sp. 9–16. Tübingen
- KUDLICH, H. (1994): „Litze“ – kriminelle Geschichten. – Am Fuß des Plettenbergs: Dotternhausen [Hrsg.: Gemeindeverwaltung Dotternhausen], S. 330/331. Balingen
- KÜHBAUCH, F. (1982): 650 Jahre Bitz. Stuttgart
- LANDERER, L. (1992): Sagen und Geschichten aus Balingen. – Heimatkundliche Blätter Balingen, Jg. 39, Nr. 6, S. 840. Balingen

- LINK, F. (1894): Aus dem Schmeienthal. Das Schloss Straßberg. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 6, Nr. 11, S. 221–223. Tübingen
- MEIER, E. (1852): Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart
- METZGER, C. (o. J.): Der Linkenbolder. Historisch-romantisches Heimatspiel aus dem 15. Jahrhundert. Onstmettingen
- MILLER, E. (1900): Plaudereien über Balingen. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 12, Nr. 5, Sp. 200–203. Tübingen
- PATUZZI, A. (1844): Schwäbische Sagenchronik. Ulm
- PAUKERT, G. (1993): Sagen(haftes) aus Straßberg und Kaiseringen. – Straßberg 1150 Jahre [Hrsg. Gemeinde Straßberg], S. 153/154. Sigmaringen
- REBHOLZ, E. (1924): Sagenkränzlein. Die schönsten Sagen aus unserer Heimat. Tuttingen
- RIEDE, G. (1990): Heimat-Chronik Ratshausen. Ratshausen
- RÖSLER, G. F. (1788/1791): Beyträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Württemberg, 1.–3. Heft. Tübingen
- SCHWAB, G. (1823): Die Neckarseite der Schwäbischen Alb. Stuttgart
- SEEMANN, W. [Hrsg.] (1994): 1200 Jahre Tübingen (Stadt Rosenfeld). Heilbronn
- SPEIDEL, A. (1958): Burladinger Heimatbuch. Hechingen
- STEHLE, B. (1925): Hohenzollern. Ein Heimatbuch. Sigmaringen
- STETTNER, W. (1966): Die Ebinger Klausen. – Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, Jg. 13, Nr. 12, S. 625–627. Balingen
- VIESEL, E. (1972): Die Burgruine von Melchingen. – Melchinger Heimatbuch. S. 48–51. Großengstingen
- VOLLMER, M. (1997): Der unterirdische Gang. 2. S. Engstlatt
- WISSMANN, F. (1928): Beiträge zur Umgebung des Raichbergs. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 40, Nr. 8, Sp. 227–238. Tübingen
- WISSMANN, F. (1959): An der Eyachquelle. Ein Heimatbuch für Pfeffingen und Burgfelden. Balingen

2. Ungedruckte Quellen:

Konferenz-Aufsätze (1900/1901): Beantwortung des Fragebogens für die Sammlung volkstümlicher Überlieferungen in Württemberg [Kopien des Kreisarchivs in Balingen]:

- HAGENLOCHER, J. (1900): Laufen (31 S.)
JETTER, W. (1901): Zillhausen (28 S.)
KEPPLER (1901): Meßstetten (45 S.)
PFÄFFLE, H. (1900/1901): Truchteltingen (18 S.)
WALZ (1900): Burgfelden (22 S.)
ZEEH, C. (1900): Thailfingen (28 S.)

HAAG, G. (o. J.): Vorgeschichtliche Funde von der Haid. Nach Fundberichten von Johannes DORN. [Stadtarchiv Reutlingen, Sign.: NL Gustav HAAG Nr. 58]

PFEIFFER (o. J.): [1880/81: Handschriftlicher Bericht über Grabungen in einer Höhle bei Stetten u. Holstein; Fürstl. Hohenzoll. Archiv Sigmaringen; unveröffentlicht].

SCHÄFFLER, W. F. (1810): Topographie von Ebingen. [Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 146–149, Bund 1847].

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztsstraße 35, 72336 Balingen

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9, 72336 Balingen

Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

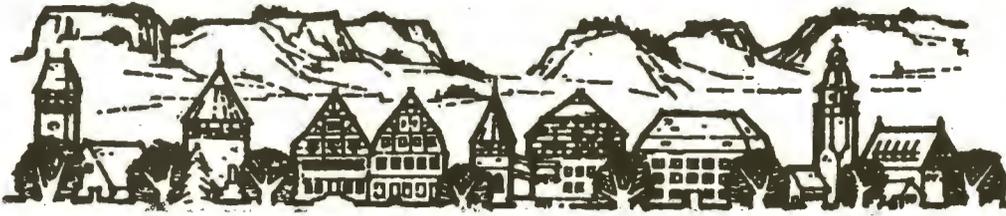
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 47

29. Februar 2000

Nr. 2

Herzog Ulrich von Württemberg

Vortrag in der Heimatkundlichen Vereinigung am 14. November 1998 von Dr. Wilhelm Foth – Hier jetzt auch zum Lesen / 2. Folge

Herzog Ulrich ergreift die Regierung

Es folgt Herzog Ulrich, 1487 in Reichenweier geboren, einer württembergischen Besetzung im Elsaß. Auch sein Vater, ein Bruder des abgesetzten Herzogs, war geisteskrank und völlig unzurechnungsfähig – eine Regierungsübernahme durch ihn wäre unmöglich gewesen. Ulrichs Mutter starb kurz nach seiner Geburt – so wuchs der Junge praktisch elternlos auf. Die Absetzung seines Oheims machte auf ihn einen ungeheuren Eindruck und legte den Keim für ein lebenslanges Misstrauen gegen Freund und Feind, das ihn immer wieder zu verhängnisvollen Entschlüssen trieb.

Aber vorläufig hatte Ulrich das Glück auf seiner Seite: Mit 16 Jahren schon wurde er vom Kaiser für volljährig erklärt, obwohl der Herzogsbrief ausdrücklich 20 Jahre vorschrieb. Im Jahr 1504 eroberte er im bayrischen Erbfolgekrieg das reiche Kloster Maulbronn, dazu Besigheim und Möckmühl, und die große Herrschaft Heidenheim fiel ihm zu. Entschlossenes Zupacken hatte sich gelohnt: Das gewonnene Gebiet war größer als alles, was jemals einer seiner Vorgänger gewonnen hatte.

Auf Reichstagen erschien von nun an Ulrich mit großem Gefolge, seine Freigebigkeit war berühmt, auf der Jagd war er kühn und ausdauernd – noch heute erinnert der riesige Eber im Uracher Schloss daran.

Aber aller höfischer Aufwand wurde 1511 weit in den Schatten gestellt von seiner 7-tägigen Hochzeitsfeier mit Sabine von Bayern. Fürstliche Familienfeste waren Landesfeste, und Gäste kamen von weither: Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Edelleute strömten zusammen mit ihren Frauen und dem Gefolge. Allein 6000 bis 7000 Pferde weilten in der Stadt Stuttgart. Geladen war auch die gesamte Einwohnerschaft. 16 000 Menschen wurden eine Woche lang auf Ulrichs Kosten gespeist. Die herzogliche Küche verarbeitete 156 Ochsen, 1800 Kälber, 130 Schweine, 570 Kapaune, 5200 Hühner, 500 Stück Rot- und Schwarzwild, 450 Hasen usw. usw. Der Schlossbrunnen lieferte aus 4 Röhren Weiß- und aus 4 Röhren Rotwein, aber nur zum Genuss an Ort und Stelle, nicht zum Mitnehmen! Es war ein rauschendes Fest, das seinesgleichen in deutschen Landen suchte, und es war zugleich der Beginn des Verhängnisses.

All dieser Aufwand für Kriege, Diener, Söldner, Feste verschlang ungeheure Summen. Und da Württemberg ein Land war, von dem Justinus Kerner zurecht sagte, „trägt nicht Berge silberschwer“, nahm die Verschuldung ungeheure Ausmaße an.

Mehr als 300 000 Gulden hatte Ulrich von seinem Vorgänger an Schulden übernommen – unter ihm waren sie auf mehr als das Doppelte gestiegen. Eine Erhöhung der Staatseinnahmen war dringend nötig – was lag näher als eine Steuererhöhung!

Nun war es aber keineswegs so, dass die Fürsten der damaligen Zeit absolute Herrscher gewesen wären, die befehlen konnten, was sie wollten. In fast allen Territorien gab es „Stände“, in Württemberg meist Landschaft genannt, die vor allem bei der Steuererhebung ein starkes Mitspracherecht hatten, die in Württemberg dazuhin ein weiteres großes Gewicht bei der Absetzung Eberhards II. und bei der Vormundschaft Ulrichs gewonnen hatten.

Diese Stände waren die Vertretung von Adel, Geistlichkeit und vor allem städtischem Patriat, in Württemberg „Ehrbarkeit“ genannt. In zähen Verhandlungen musste jedesmal ein Kompromiss zwischen Fürst und Ständen gewonnen werden, wobei die Stände ihre Rechte regelmäßig zu erweitern, das heißt die des Fürsten einzuschränken suchten. Solange es also irgend ging, versuchten die Fürsten, in unserem Fall Herzog Ulrich, ohne den Zusammentritt der Stände, Landtag genannt, auszukommen.

Herzog Ulrich verhandelte deshalb mit einzelnen Städten – ein „Umgeld“, eine Art Umsatzsteuer, auf Fleisch, Früchte, das heißt Getreide und Wein, sollte erhoben werden, befristet auf drei Jahre. Die Untertanen, besonders in den Dörfern, waren empört. Zum Aufruhr des „Armen Konrad“, des einfachen Mannes, kam es zunächst nur im Remstal.

Warum gerade dort? Dort war, durch den Weinbau, die reichste Gegend des Landes, mit entsprechendem Selbstbewusstsein. Das Remstal war überbevölkert; viele jungen Leute zogen deshalb als Landsknechte durch Europa, brachten kriegerischen Geist und Kriegserfahrung, vor allem aber aufrührerische Gesinnung gegen die Obrigkeit mit.

Anfang 1514 trafen die herzoglichen Gewichte in der Metzger in Beutelsbach ein. Gaispeter, ein Vater von 4 Kindern, packte sie. Im Jubel von Gleichgesinnten zog man mit Trommeln und Pfeifen hinunter zur Rems, um ein Gottesgericht zu halten. Gleichsam in der Rolle des Priesters hob Gaispeter den Gewichtstein in die Höhe, warf ihn in hohem Bogen ins Wasser und rief: „Schwimmt's oben, hat der Herzog recht, sinkt's unter, hat der Bauer recht!“ Die Gewichte gehen natürlich unter. Auch wenn die Geschichte vom Gottesurteil erst eine spätere Erfindung ist – die Tat selbst ist einwandfrei überliefert: ein Protest gegen die neue Steuer, ja gegen die Obrigkeit selbst. An anderen Orten wurde Gaispeters Tat nachgeahmt, überall im Land brodelte es.

Der Herzog handelte schnell; die 11 Obervögte des Landes beschied er nach Stuttgart; die neue Steuer wurde sofort abgeschafft, ein allgemeiner Landtag ausgeschrieben. Aber der Aufruhr ging weiter, besonders im Unterland, zwar nicht in den Städten, aber auf dem flachen Land, wobei er sich weniger gegen den Herzog, als gegen seine Beamten und gegen die Ehrbarkeit in den Städten richtete. Sie stellten die Vögte und die Schreiber, sie besetzten die

Gerichte, sie wurden als die eigentlichen Ausbeuter betrachtet.

Ulrich sah nun kein anderes Mittel mehr, um des Volksaufstandes Herr zu werden, als sich gerade dieser Ehrbarkeit in die Arme zu werfen. Am 26. Juni 1514 trat der Landtag zusammen. Er bestand aus den 15 Prälaten der württembergischen Klöster sowie aus je zwei Abgeordneten der 52 Amtsstädte. Die Dörfer waren dem Herkommen entsprechend auf dem Landtag nicht vertreten, doch sollten sie ihre Wünsche dem Herzog schriftlich vortragen dürfen. Der Landtag versammelte sich in Stuttgart, wurde dann aber ins ruhigere Tübingen verlegt, die festeste Bastion der Ehrbarkeit.

Ohne auf die Verhandlungen zwischen Ständen und Herzog unter Vermittlung Kaiserlicher Gesandter eingehen zu können (sie wurden übrigens „mit harten Bandagen“ geführt, wie wir heute sagen), betrachten wir gleich das Ergebnis, den sogenannten „Tübinger Vertrag“.

In diesem Vertrag verpflichtet sich das Land, die Schulden des Herzogs zu übernehmen und in genau festgelegten Fristen zu tilgen. Dafür erhält die Landschaft, das heißt die Ehrbarkeit, weitgehende Zugeständnisse: Kriege darf der Herzog nur noch mit ihrer Zustimmung führen; zur Veräußerung oder Verpfändung von Land und Leuten muss die Landschaft ebenfalls zustimmen; jede außerordentliche Steuer soll für die Zukunft verboten sein. Dazu soll jedermann innerhalb des Herzogtums Freizügigkeit genießen, und kein peinlich Angeklagter soll ohne richterliches Urteil bestraft werden. Bei der Vergebung von Ämtern sollen

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Donnerstag, 9. März: Dia-Vortrag „Urzeit-tiere aus dem Schwarzjura von Balingen und Schömberg“ (Herr Eha). Stadthalle, 18.00 Uhr.

Samstag, 25. März: Führung durch das Naturkundemuseum in Stuttgart. Entdeckungen aus dem Nusplinger Plattenkalk und Führung durch das Deutsche Bibel-Museum (Herren Roller/Russ). Busfahrt.

Mittwoch, 5. April: Herrenberg: Ausstellung Heinrich Schickhardt mit Stadtrundgang (Frau Dr. Helber). Pkw, Herrenberg Kirche, 14.00 Uhr.

Mittwoch, 12. April: Dürrenmettstetten über Sulz/Neckar: Führung in und um Dürrenmettstetten mit Kirche und Jakobus-Pilgerweg (Herr Klek). Pkw, Balingen Stadthalle, 13.30 Uhr.

in erster Linie Landeskinder, erst in zweiter Linie Auswärtige berücksichtigt werden. Um dem Vertrag Dauer zu verleihen, soll jeder künftige Herzog bei Regierungsantritt diesen Vertrag beschwören.

Man hat den Tübinger Vertrag oft als den Grundstein der Demokratie, als die Magna Charta Württembergs, bezeichnet. Eine genaue Prüfung ergibt, dass diese Ansicht nur sehr bedingt richtig ist. Die Landschaft übernahm die Schulden des Herzogs auf das Land, das heißt bezahlen musste sie praktisch der gemeine Mann, der Bauer, der nicht vertreten war. Sie erhielt dafür große Zugeständnisse, die aber dem einfachen Bürger nur in sehr beschränktem Maß zugute kamen. Dieser erhielt nämlich praktisch nur Freizügigkeit und Urteilsspruch durch den gesetzlichen Richter zugestanden. Es handelte sich also um eine Einigung, die zwischen dem Herzog und der Ehrbarkeit auf Kosten des gemeinen Mannes ausgehandelt wurde. Die Herrschaft der Ehrbarkeit, das heißt des ständigen Patriziats, erhielt damit auf Jahrhunderte hinaus ihre gesetzmäßige Stellung, während die Untertanen, die Bauern, in ihrer rechtlosen Stellung festgehalten wurden. Wie eng die Ehrbarkeit an den Herzog gebunden war, sieht man auch daraus, dass sie diesem ausdrücklich das Recht gab, gegen Aufrührer die Todesstrafe zu verhängen, wobei natürlich an den soeben beendeten Aufstand gedacht wurde. Diese „Empörerordnung“ bedeutete für Ulrich und seine Nachfolger eine ungeheure Verstärkung ihrer Stellung. Trotz aller dieser Einwände darf nicht verkannt werden, dass der Tübinger Vertrag einen wirklichen Fortschritt bedeutet: Das Willkürregiment eines Einzelnen wird unmöglich gemacht, zumindest aber stark erschwert. In dieser abgeschwächten Form kann man ihn als den Beginn des demokratischen Lebens in unserem Land bezeichnen.

Die Nachteile des Vertrags empfanden die Untertanen sofort. Ihre Vertreter waren nicht einmal empfangen worden und ihre Beschwerden über die herzoglichen Beamten und deren rigoroser Anwendung des Römischen Rechts bei der freien Nutzung des Waldes, des Fischfangs, der Jagd und der Weiden waren nicht gehört worden. Die Städte und Ämter sollten den Vertrag beschwören. Das führte häufig zu Schwierigkeiten wegen der Übernahme der riesigen Schuldsomme des Herzogs. Besonders die Dörfer zeigten sich widerspenstig. Doch fast überall, auch im Amt Balingen, gelang es der Beredsamkeit der herzoglichen Beamten, diese Widerstände friedlich zu überwinden. Nur im Remstal, im Amt Schorndorf, und im Amt Urach brach der Aufstand erneut los. Der Herzog warf ihn mit Androhung brutaler Gewalt nieder. Den Haupträdelsführern gelang es, in die Schweiz zu fliehen. Aber 20 Männer wurden enthauptet, ihre Häupter zur Abschreckung auf den Ecktürmen der Stadtmauer von Schorndorf aufgefplant!

Die Vertreibung des Herzogs

Kaum hatte sich das Land vom Aufruhr des Armen Konrad beruhigt, da wurde es erschüttert von der Nachricht, dass Ulrich seinen Stallmeister Hans von Hutten ermordet habe. Ulrich, der mit seiner Sabine alles andere als glücklich war, hatte an des Stallmeisters Frau Gefallen gefunden. Als es deswegen zwischen Hutten und Ulrich bei einer Jagd im Böblinger Forst zu einem erregten Wortwechsel kam, zückte Letzterer sein Schwert und erstach ihn.

Nun war eine solche Tat auch damals ein Verbrechen, aber nicht so ungewöhnlich, wie es uns heute erscheint. Man sieht es am besten daran, dass der Kaiser Herzog Ulrich keineswegs sofort vor Gericht zitierte, sondern ihn im Gegenteil zur Doppel-Hochzeit seiner Enkel nach Wien einlud.

Verschärft wurde der Konflikt besonders dadurch, dass Sabine zu ihrem Bruder, dem Herzog von Bayern, floh. Ihr Helfer und Begleiter war Dietrich Spät, einer der reichsten und angesehensten Edelleute des Landes, wodurch Ulrichs Misstrauen in die Ehrbarkeit neue Nahrung erhielt. Verschärft wurde der Konflikt aber vor allem von Ulrich von Hutten, dem berühmten Dichter, einem Vetter des Ermordeten. Mit leidenschaftlichen Gedichten, in Windeseile durch die neue Buchdruckerkunst verbreitet, rief er zum Sturz Herzog Ulrichs auf: „Werft ihn hinaus, diese blutgierige Bestie!“ war noch eine der mildereren seiner Forderungen. Ein Krieg schien unmittelbar bevorzustehen.

In dieser Lage wollte der Kaiser vermitteln: Nach seinem Plan sollte Ulrich für sechs Jahre abdanken, außer Landes gehen und die Regierung einem von Kaiser und Landschaft gewählten Regimentsrat überlassen. Vor seinen Augen sah Ulrich das Schreckgespenst auftauchen, vor dem er sich am meisten fürchtete, nämlich eine Absetzung wie bei seinem Vorgänger Eberhard II. Da entschloss er sich zu einem wahrhaft revolutionären Schritt: Er wandte sich von der Ehrbarkeit ab und dem einfachen Volke zu. Im ganzen Land ließ er durch seine Beauftragten alle volljährigen Männer befragen, ob sie die kaiserlichen Vorschläge billigen. Das war die erste Volksbefragung in unserem Land. Und das Ergebnis war, wie Ulrich es gewünscht hatte: Fast allgemeine Ablehnung in allen Ämtern.

Diese Frechheit ließ sich der Kaiser nicht gefallen und sprach über Ulrich die Reichsacht aus und entband alle Untertanen vom Gehorsam. Ulrich nahm die Verhandlung wieder auf, und schließlich wurde im Blaubeurer Vertrag im Oktober 1516 zwischen Herzog Ulrich und Kaiser Maximilian ein Kompromiss erreicht: Ulrich verspricht, für sechs Jahre ins Privatleben abzutreten; aber er darf im Land bleiben und darf an der Bildung des Regimentsrats mitwirken.

Ulrich nützte bedenkenlos die ihm gegebenen Möglichkeiten: Er besetzte das Regiment mit Männern, die ihm treu ergeben waren, d. h. er regierte praktisch selbst weiter. Er übte planmäßige Rache an allen Männern der Ehrbarkeit, die ihm zur Annahme der kaiserlichen Bedingungen geraten hatten. Durch ein willfähiges Gericht verurteilte er eine große Anzahl führender Männer zum Tode, wie Conrad Breuning, den ehemaligen Tübinger Vogt und Vater des Tübinger Vertrags, der zuvor bestialischen Folterungen ausgesetzt war.

Diese Missachtung des Blaubeurer Vertrags erregte naturgemäß den Kaiser und die anderen Gegner Ulrichs. Neue Prozesse folgten; der Kaiser sprach erneut die Reichsacht aus und rief die Reichsfürsten auf, der Herrschaft Ulrichs ein Ende zu machen. Aber diese hatten inzwischen erkannt, dass es im Grunde gar nicht mehr um den alten Streit ging, sondern dass Maximilian ganz neue Ziele verfolgte, nämlich die Stärkung der Habsburgischen Hausmacht auf Kosten der Macht der Reichsfürsten, wobei sich Ulrich als erstes Opfer anbot. So verweigerten die Fürsten die Gefolgschaft, Kaiser Maximilian starb in den ersten Januartagen 1519, die Sache schien im Sande zu verlaufen.

Da führte nun erneut ein persönliches Ereignis zur politischen Wende in Ulrichs Leben: Ende Januar 1519 erschlugen zwei Papiermacher Ulrichs Achalmer Burgvogt in einem Gasthaus der Reichsstadt Reutlingen bei einem Saufgelage. Ulrich, dem Reutlingen schon lange ein Dorn im Auge war, erachtete die Gelegenheit für günstig: Ohne den Versuch eines richterlichen Vergleichs zu machen, rückte er vor Reutlingen, eroberte es und machte es zu einer württembergischen Landstadt.

Einen größeren Hohn konnte kein Fürst dem Reiche antun, und viele fürchteten, dass Ulrich

Den Gemalten Ulrich Herzog zu Württemberg und Graf



Herzog Ulrich von Württemberg (1503–1519, 1534–1550).



Herzogin Sabine von Württemberg (1492–1564), Gemahlin Herzog Ulrichs.

so weitermache. Wie ein damaliges Gedicht in Form eines Vaterunsers beweist:

Vater unser: Reutlingen ist unser
der du bist in den Himmeln: Gmünd und
Eßlingen wollen wir auch bald gewinnen
geheiligt werde dein Nam: Heilbronn und Weil
wollen wir auch han zukomme uns dein Reich:
der Ulmer Bund ist uns nicht gleich . . . usw.

Diese Eroberung Reutlingens war aber nun der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Das System der kollektiven Sicherheit, wie wir heute sagen würden, funktionierte: Die Mitglieder des Schwäbischen Bundes, der den Reichslandfrieden sichern sollte und den Ulrich verlassen hatte, rafften sich zur Tat auf, Herzog Wilhelm von Baiern-München, der Bruder der geflohenen Sabine, übernahm die Führung des Bundesheeres, Ulrich von Hutten begleitete den Zug als Propagandist mit Reden „Wider Ulrich den Tyrannen“.

Herzog Ulrich erhielt keine fremde Hilfe, auch nicht von Frankreich, dem Gegner Österreichs in Südwestdeutschland. Seine Schweizer Söldner wurden auf Betreiben seiner Gegner von ihren heimatlichen Kantonen zurückgerufen. Der Krieg war entschieden, ehe er begonnen hatte: Das flache Land wurde sofort von den Bundestruppen überschwemmt, die herzoglichen Festungen kapitulierten ohne Gegenwehr; im Mai befand sich ganz Württemberg mit Ausnahme der elsässischen Besitzungen Reichenweiher und Mömpelgard in der Hand des Bundes. Ulrich irrte als Verbannter ins Elsaß.

Württemberg in Habsburger Hand

Ein aufmerksamer Beobachter der politischen Lage hatte schon im Februar 1519 festgestellt: Ulrich hat dem Hause Österreich keinen größeren Freundschaftsdienst erweisen können als durch seinen Angriff auf Reutlingen.

1520 nämlich verkaufte der Schwäbische Bund das eroberte Württemberg an Kaiser Karl V.; dieser trat es 1522 an seinen Bruder Ferdinand II. ab. Württemberg diente zur Arrondierung des Habsburgischen Besitzes in Südwestdeutschland und war zudem ein wichtiges Bindeglied zwischen Österreich und den Habsburgischen Niederlanden.

Ferdinand, der neue Landesherr, ließ eine gründliche Reorganisation und Modernisierung der Landesverwaltung nach österreichischem Vorbild vornehmen. So wurden z. B. überall im Land „Lagerbücher“, Verzeichnisse der zu leistenden Abgaben, angelegt, mit deren Hilfe das Steuerwesen eine feste Grundlage erhielt und die Finanzen saniert wurden. Mit harter Hand gingen die Habsburger gegen die Reformation vor und gegen die Anhänger Ulrichs. Das zeigte sich, wie schon anfänglich erwähnt, im Bauernkrieg, den Ulrich vergeblich zu seiner Rückkehr hatte nützen wollen.

(Schluß folgt)

Ebingen vor einhundert Jahren

Als Serie aufbereitet von Dr. Peter Thaddäus Lang – 1. Folge

Selten erscheint die Zukunft so geheimnisvoll und so rätselhaft wie an der Schwelle zu einem neuen Jahr - und dieses um so mehr an der Schwelle zu einem neuen Jahrhundert oder zu gar einem neuen Jahrtausend, wie dieser Tage, wo sich nicht nur ein, zwei oder drei Ziffern der Jahreszahl beim Jahreswechsel verändern, sondern diese vollkommen ausgetauscht werden. Wie leicht kann da das Gefühl aufkommen, eine alte Zeit hinter sich zu lassen, um in eine neue Ära einzutauchen! Und wie leicht mag da einer in zögerliches Zaudern verfallen und erst einmal zurückblicken. Zum Beispiel auf die letzte größere Schwelle in der Vergangenheit, auf das Jahr 1900. Wie es damals war. In Ebingen, zum Beispiel, auch damals schon die große Stadt im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises.

Erfolgs-Story

Ebingen vor einhundert Jahren – das ist eine Erfolgs-Story. Eine Erfolgs-Story ohne gleichen, und zwar ausgehend von der Industrie. Dies sei an den Gewerbesteuer-Einnahmen der Stadt Ebingen illustriert. Im Jahr 1880 betragen diese rund 300 000 Mark; zehn Jahre später bereits über 400 000 Mark. Das bedeutet eine Zunahme von rund drei Prozent – ein fast schon schwindelerregender Anstieg, im gegenwärtigen Wirtschaftsleben kaum mehr vorstellbar. Aber die Aufwärtskurve wurde im damaligen Ebingen noch steiler: Bis zum Jahr 1900 sind die Ebinger Gewerbesteuer-Einnahmen auf gut 800 000 Mark angewachsen – die Steigerungsrate ist somit um 100 Prozent weiter hochgeklettert.

Mörderischer Verdrängungswettbewerb

Sieht man sich diese Zahlen genauer an, so ist zu entdecken, dass der ungeheure wirtschaftliche Aufstieg mit einem gnadenlosen und nachgerade mörderischen Verdrängungswettbewerb verbunden war. So zählt man für das Jahr 1880 in Ebingen rund 810 gewerbesteuerpflichtige Betriebe, wovon etwa 750 dem produzierenden Gewerbe angehörten, darunter in der Mehrzahl kleine Handwerksbetriebe mit einem oder höchstens zwei Mitarbeitern. Die Dienstleistungsbetriebe waren dagegen bei weitem in der Minderzahl, nämlich ungefähr 60 – in der Hauptsache waren dies Einzelhandelsgeschäfte, kleine Kramläden, Gastwirtschaften und Fuhrunternehmen. In den folgenden zwanzig Jahren sank die Zahl der Betriebe auf 660. Dieser Schrumpfungsprozess bezog sich allerdings ausschließlich auf das produzierende Gewerbe, wobei schließlich bis 1900 nur noch 460 Unternehmen übrig geblieben. Dafür vermehrten sich die Dienstleistungsbetriebe auf rund 200. Weitere Einzelheiten sind dem hier wiedergegebenen Schaubild zu entnehmen.

Opfer dieser Entwicklung waren eindeutig die kleinen Handwerker, insbesondere die in der Textilbranche tätigen. Ein Beispiel: Die städtischen Unterlagen verzeichnen für das Jahr 1880 die immer noch erkleckliche Zahl von 84 Strumpfwebern. Zwanzig Jahre später sind noch schlappe sieben davon übrig.

Wie man sich das Schicksal dieser ehemaligen Strumpfweber vorzustellen hat? Sofern es sich überhaupt rekonstruieren lässt: Ein wachsender Schuldenberg, der zum Bankrott führt. Dann ein Neuanfang als Fabrikarbeiter, womöglich in der Fabrik eines ehemaligen Handwerksmeister-Kollegen. Sozialer Abstieg also.

Die Spitzen-Wirtschaftskapitäne

Damit haben wir die weniger erfreuliche Seite der Ebinger Erfolgs-Story in den Blick bekommen. Wenden wir uns nun wieder der erfreulichen Seite zu, fragen wir uns, wer die Unternehmer waren, die in Ebingen vor hundert Jahren derart erfolgreich wirtschafteten.

In seinem Buch über Ebingen hat Dr. Walter Stettner das Material zur Beantwortung dieser Frage zusammengestellt: 1880 standen an der Spitze der Ebinger Gewerbesteuerzahler die drei Textilfabriken von Jakob Ott, Gottlieb Ott Sohn und Friedrich Wilhelm Binder. Auf Rang vier bis sechs folgten Branchen, die bereits in Ebingens vorindustrieller Zeit existiert haben: der Kräutlerhändler Daniel Groz, der Spitalmüller Johannes Eisele und der Stadtmüller Gottlieb von Au. Weitere Trikotfabriken schließen sich an.

Ein Kräutlerhändler und zwei Müller unter den reichsten Leuten: Wenn also althergebrachte Gewerbe in der Spitzengruppe anzutreffen sind, so zeigt das überdeutlich, wie jung die Ebinger Industrie im Jahr 1880 noch war, zumal sich viele der späteren Spitzen-Firmen damals noch auf den hinteren Rängen befanden.

Wie sieht es zehn Jahre später aus? Nach wie vor steht der Trikotwarenhersteller Jakob Ott an der Spitze, doch an die zweite Stelle hat sich die Firma Linder & Schmid vorgeschoben – 1880 noch an siebter Stelle. Gottlieb Ott Sohn und Friedrich Wilhelm Binder werden dadurch auf Platz drei und vier abgedrängt, obwohl beide ebenfalls beträchtlich expandiert haben. Den Kräutlerhändler finden wir jetzt nicht mehr in der Spitzengruppe, auch wenn dessen Geschäfte nach wie vor recht ordentlich florierten. Dafür aber ist dessen Namensvetter aufgerückt, Theodor Groz, der Nadelproduzent, gefolgt von dem Schuhfabrikanten Wilhelm Keller. Auf Rang sieben haben wir jetzt den Spitalmüller, zuvor auf Platz fünf. Es folgen der Trikotfabrikant Gottlieb Maag und der Waagenhersteller August Sauter. Wenn nun die Liste der zehn größten Gewerbesteuerzahler mit dem Sternwirt Johannes Eppler und dem Gerber Johannes Wohnhas beschlossen wird, so belegt das abermals das jugendliche Alter der Ebinger Industrie.

Wir kommen zum Jahr 1900. Die Zahl der Trikotfabrikanten an der Spitze ist von vier auf sechs angewachsen. Deren Namen klingen den alten Ebingern heute noch angenehm im Ohr: Gebr. Haux, Linder & Schmid, Christian Ludwig Maag, Steinkopf & Gussmann, Gottlieb Ott Sohn, Gebr. Ott. In der Reihe steht als nächster der Nadelfabrikant Theodor Groz, gefolgt vom Samthersteller Traugott Ott, und am Ende dieser Skala haben wir wie zuvor den Gerber Wohnhas und den Sternwirt. Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Jahr 1910: Der Siegeszug der Trikotherstellung setzt sich ungebremst fort. Die Zahl der Trikotfirmen an der Spitze nimmt weiter zu, und andererseits verschwinden die „alten“ Gewerbe vollends ganz – der Sternwirt fällt aus der Spitzengruppe heraus.

Der solchermaßen beschriebene, schwindelerregende Wirtschaftsboom wirkte sich selbstverständlich auch auf die Einwohnerzahlen aus: Für das Jahr 1880 haben wir deren 5555, um die Jahrhundertwende sind es 9000 und 1910 bereits ganz exakt 11 423. Das bedeutet eine Verdopplung innerhalb einer einzigen Generation!

Ebingens Parteienlandschaft

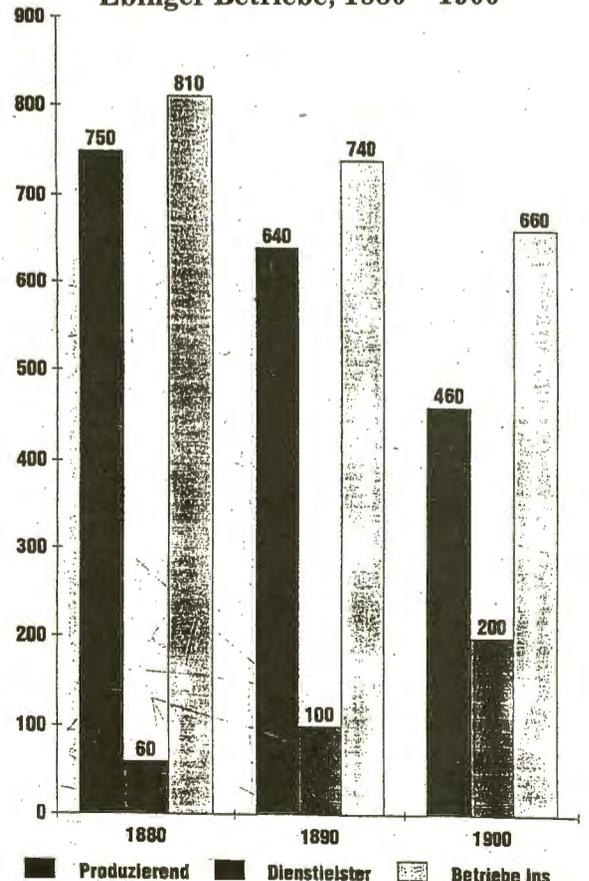
Durch die geschilderten Veränderungen wandelte sich Ebingens Charakter: Aus dem Handwerkerstädtchen wurde eine zwar kleine, aber enorm dynamische Industriestadt. Das konnte nicht ohne politische Auswirkungen bleiben. Politische Auswirkungen, sprich: das Gefüge der politischen Parteien in Ebingen.

Seit den Tagen der 1848er-Revolution spielten die Liberalen in Ebingen stets die erste Geige, und zwar konkret die „linke“ Ausprägung des württembergischen Liberalismus, die DVP. Als deren traditionellen Gegner sahen sich die Konservativen, die in Ebingen sich dem rechten Flügel des Liberalismus zugehörig fühlten, organisiert in der „Deutschen Partei“, wie sie in Württemberg hieß – anderswo „Nationalliberale Partei“. Diese Konstellation spiegelte sich in der Ebinger Lokalpresse jener Tage wider: Da gab es auf der einen Seite den „Alb-Boten“, der sich selbst „vaterländisch“ nannte, und auf der anderen Seite den „Neuen Alb-Boten“, der diesen Namen ganz bewusst wegen des Kontrastes gewählt hatte. Der „Neue“ bezeichnete sich selbst denn auch als „freisinnig“. Es ist schon recht außergewöhnlich, in einem Städtchen von der Größenordnung Ebingens gleich zwei Lokalzeitungen zu finden. Dies war nur möglich, weil der steinreiche und dezidierte liberaldemokratisch gesonnene Kommerzienrat Friedrich Haux den „Neuen Alb-Boten“ finanziell kräftig unterstützte.

Diese parteipolitische Konstellation erweiterte sich nach der Aufhebung des Sozialistenverbots im Jahr 1890 – nun entstand auch in Ebingen ein Ortsverein der SPD, der vor Ort kontinuierlich an Bedeutung gewann, aber die Vorrangstellung der DVP nie ernstlich gefährden konnte.

Mit dem Anwachsen des Katholiken-Anteils innerhalb der neu zugezogenen Arbeiterschaft fand eine weitere politische Gruppierung in Ebingen einige Anhänger – das Zentrum, die Organisation des politischen Katholizismus. Es ist allerdings deutlich zu erkennen, dass nur ein kleiner Teil der katholischen Fabrikarbei-

Ebinger Betriebe, 1880 – 1900

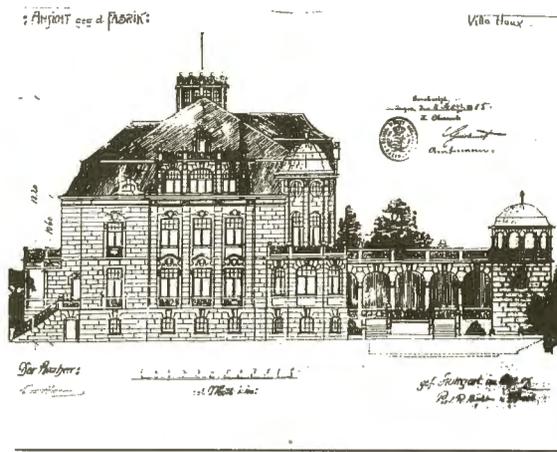


ter das Zentrum unterstützte – so wie auch längst nicht alle anderen Arbeiter in der SPD ihre politische Heimat sahen. Demgegenüber bemühte sich die DVP, die Arbeiterschaft für sich zu gewinnen, indem sie per Zeitungsannonce nachhaltig für einen „liberalen Arbeiterverein“ warb. Mit welchem Erfolg dies geschah, das ist freilich nicht bekannt.

Für die Ebinger Stadtväter stellte die Bevölkerungsexplosion eine enorme Herausforderung dar, denn die Infrastruktur musste der rasch anwachsenden Einwohnerzahl entsprechend rasch ergänzt werden. Mit anderen Worten: Wohnraum war zu beschaffen, Kirchen und Schulen zu bauen, für Gas, Wasser und Elektrizität musste gesorgt werden.

Wohnraum wird geschaffen

Zuvorderst musste Wohnraum für die in Scharen herbeiströmenden Menschen geschaffen werden – die seit dem Eisenbahnbau Ende der 1870er Jahre wahrnehmbare, rege Bautätigkeit verstärkte sich. Zunächst ging es darum, das Areal zwischen Stadtkern und Eisenbahnlinie dicht zu bebauen. Dies reichte jedoch bei weitem nicht aus; eine Erweiterung dieses Wohngebiets erfolgte nach Westen hin, und so füllte sich das Gelände zwischen Sonnenstraße und Schillerstraße mit Häusern. Aber auch sonst wurde rings um den Stadtkern herum emsig gebaut: Im Nordwesten um Bühl und Silberburgstraße, im Norden der Schmieda entlang, im Osten bis zur ersten Kehre der Bitzer Steige und im Südosten – locker verstreut – bis auf die Höhe des heutigen Schlachthofs. In diesem Zusammenhang entstanden auch eigens errichtete Arbeiter-Wohnsiedlungen – so unter der Ägide des bereits erwähnten Kommerzienrats Friedrich Haux im Jahr 1906 im Südosten Ebingens sechs Bauten mit insgesamt 19 Wohnungen.



Das schönste Haus

Die Fabrikanten selbst wohnten auch nicht gerade übel. Um bei dem soeben erwähnten Kommerzienrat Friedrich Haux zu bleiben. Er hatte sich das meiner Meinung nach schönste Haus in Ebingen erbaut, die so genannte neue Villa Haux. Aber fangen wir von vorne an: Bereits 1887 bezog er eine repräsentative Villa am östlichen Ende der Gartenstraße, so repräsentativ, wie es seinem damaligen wirtschaftlichen Erfolg entsprach und dem daraus resultierenden sozialen Ansehen. In den darauf folgenden zwanzig Jahren steigerte sich sein wirtschaftlicher Erfolg freilich bis in höchste und zuvor ungeahnte Höhen, sodass ihm die alte Villa allmählich wohl doch zu klein und zu bescheiden erschien.

Zunächst dachte er daran, die alte Villa abzureißen und an deren Stelle eine neue zu errichten, doch änderte er seine Pläne und entschied sich dafür, die alte Villa auf die gegenüberliegenden Straßenseite zu verschieben. Dieses Projekt wurde im August 1907 durchgeführt – unter sehr lebhafter Anteilnahme der Öffentlichkeit. Unter das Gebäude wurden 13

T-Träger quer zur Verschiebe-Richtung durchgeschoben, und zwei T-Träger in Längsrichtung, sodann das Haus mit Hammer und Meißel vom Fundament getrennt. Nun dienten 37 Seilwinden dazu, das Bauwerk Millimeter für Millimeter ganz vorsichtig anzuheben. Nach vier Tagen war diese Arbeit so weit erledigt, dass Bohlen und Schienen unter der Villa verlegt werden konnten. Auf diese Schienen kamen 80 Eisenrollen mit sieben Zentimeter Durchmesser. Nun war alles für die eigentliche Verschiebe-Aktion bereit: Die vorgesehenen 50 Meter waren nach fünf Tagen zurückgelegt und man begann mit der Absenkung, die ihrerseits weitere zwei Tage in Anspruch nahm. Die gesamte Prozedur hatte vom 16. bis zum 27. August 1907 gedauert.

Bis zum Frühjahr 1909 dauerte es, bis die neue Villa Haux fertiggestellt war – und zweifelsohne hatte die Stadt Ebingen damit ein bemerkenswertes Gebäude von wahrhaft Schlossartigem Charakter. Würde man die Villa Haux neben die sprichwörtlich schönen Schlösser an der Loire stellen, sie könnte sich dort durchaus sehen lassen.

Gehobener Stil im Jugendstil

An und in diesem Jugendstil-Prachtbau haben es Architekt und Bauherr nicht an verspielten Details fehlen lassen, seien es Verandageländer, Säulenkapitelle oder Fenstergerianden, seien es Dachformen, Erker oder Brüstungen. Im Innern setzen sich die Jugendstil-Details fort: Tiffany-Lampen, Mosaiken, Wandtäfelungen, Eckrosetten, Türfassungen und Marmorverkleidungen, Ölgemälde, Wandbrunnen, Fresken, Erkerfenster, Zierleisten, Schiebetüren und Kuppelmalereien – wo man auch hinblickt, majestätisch eindrucksvoller Jugendstil in all seinen Varianten und Spielarten.

Dazu kommt noch aufwendigste Technik: Beleuchtung, Kochherd, Aufzug, Uhren, alles funktionierte elektrisch, ja sogar an eine zentrale Vakuump-Staubsauger-Anlage war gedacht, deren Buchsen ähnlich den Lichtschaltern in jedem Zimmer zu finden waren. In gleicher Weise befinden sich die sanitären Anlagen technisch vollkommen auf der Höhe der Zeit.

Alle Toiletten hatten Wasserspülung, Dusch- und Wannenbäder verfügten über eine Mischvorrichtung für kaltes und warmes Wasser, und das in einer Zeit, da der überwiegende Teil der Bevölkerung nichts anderes kannte als das althergebrachte Plumpsklo und den herkömmlichen Holzuber, der allwöchentlich am Samstag für die gesamte Familie aktiviert wurde. – Aber damit wollen wir die Ebinger Crème de la Crème verlassen und uns wieder den vielen, frisch zugezogenen Neubürgern zuwenden.

(wird fortgesetzt)

Zum Tode von Richard Klett

Erster Geschäftsführer und Kassier der Heimatkundlichen Vereinigung –
Nachruf von Dr. Andreas Zekorn

Richard Klett wurde am 22. Februar 1902 in Tübingen geboren. Nach dem Besuch der dortigen Elementarschule (1909–1911) und Oberrealschule (1911–1918) begann er eine Verwaltungsausbildung, die er 1927 nach Besuch der staatlichen Verwaltungsschule in Stuttgart mit der Prüfung für den gehobenen Verwaltungsdienst abschloss. Anschließend war er bei den Stadtverwaltungen Tübingen und ab 1941 bis 1943 Litzmannstadt/Polen – hier als Dienststellenleiter des Bauverwaltungsamts – tätig. Nach Kriegsdienst und englischer Kriegsgefangenschaft (bis 1947) führte Richard Klett eine Geschäftsstelle des Boorberg-Verlags, bevor er im Oktober 1952 beim Ausgleichsamt Balingen begann. Von November 1953 bis zum Eintritt in den Ruhestand als Kreisoberamtmann im Februar 1967 war er Leiter dieses Amtes. Im Oktober 1960 schloss er mit Annelise Wölpert die Ehe.

Neben seiner anspruchsvollen beruflichen Tätigkeit, für die er mehrfaches Lob erhielt, übernahm Richard Klett von Anfang an bei der Heimatkundlichen Vereinigung zentrale Aufgaben. Bei der Gründungsversammlung der Vereinigung, die von Kletts Vorgesetztem, Landrat Friedrich Roemer, ins Leben gerufen wurde, ernannte man Klett am 7. Juli 1954 zum Geschäftsführer, Kassier und Schriftführer. Die übertragenen Funktionen brachten vielfältige und verantwortungsvolle Oblie-

genheiten mit sich: Er führte die Korrespondenz, verwaltete die Kasse, begrüßte die neuen Mitglieder und bereitete Veranstaltungen vor, insbesondere die Hauptversammlungen.

Sodann betreute er organisatorisch die Exkursionen und Studienfahrten an historisch interessante Orte. Genannt seien beispielsweise die Exkursionen an den Bodensee, nach Südtirol oder in den Bayrischen und Böhmisches Wald. Am 1. März 1974 übergab er die Geschäftsführung und das Kassiersamt an seinen Nachfolger Franz Bukenberger. Genau zwanzig Jahre hatte Richard Klett damit für die Heimatkundliche Vereinigung wichtige Aufgaben übernommen. Richard Klett beteiligte sich auf diese Weise nicht nur maßgeblich am Aufbau der Heimatkundlichen Vereinigung, sondern trug über die Jahre hinweg mit seiner Arbeit zu ihrem erfolgreichen Wirken bei. Alle diejenigen, die ihn bei der Ausübung seiner Tätigkeiten erlebt haben, werden ihn in bester Erinnerung behalten. Alle Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung sind ihm zu Dank verpflichtet.

Richard Klett verstarb am 16. Januar 2000, kurz vor seinem 98. Geburtstag. Die Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung werden ihm ein ehrendes Gedächtnis bewahren. Seiner hinterbliebenen Frau gilt ihr Mitgefühl.

Quellen: Kreisarchiv Zollernalbkreis, Dep. 1: Archiv der Heimatkundlichen Vereinigung

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

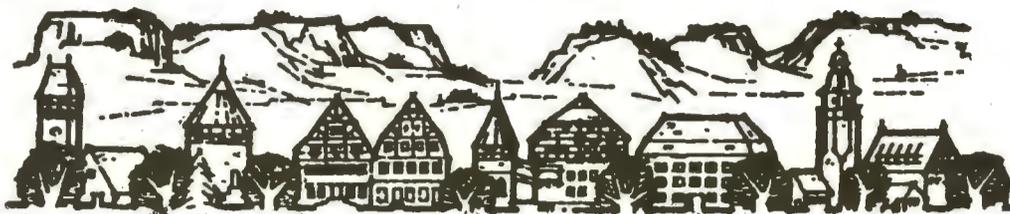
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Balinger Daubenkrüge aus der Werkstatt der Anna Barbara Habfast

Wiedergabe einer Betrachtung von Klaus Heiz (Esslingen) in der Zeitschrift „Weltkunst“

Daubenkrüge mit eingegossenen Zinnornamenten wurden vorwiegend in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Zinngießern im mitteldeutschen Raum (nordöstliches Bayern, Thüringen und Sachsen) gefertigt.¹

Außerhalb dieses Gebietes ist mir in über 25jähriger Forschungsarbeit nur ein Ort bekanntgeworden, in dem in diesem Zeitraum Krüge gefertigt wurden: Balingen in Württemberg.²

Was nun dazu geführt hat, daß so weit abseits von dem mitteldeutschen Zentrum derartige Bierkrüge hergestellt wurden und in dem Weinland Württemberg Gefallen fanden, wird sich wohl kaum mehr feststellen lassen. Wenn sich auch kein direktes Vorbild für die Balinger Daubenkrüge finden ließ – auf die Unterschiede wird nachstehend noch eingegangen werden –, so ist doch anzunehmen, daß der (vermutlich nur eine) Zinngießer seine Fertigungskennnisse auf der für das Handwerk vorgeschriebenen Wanderschaft im mitteldeutschen Raum erlernt hat.

Bereits Erwin Hintze hat in dem 1927 erschienenen Band V seines Standardwerkes „Die Deutschen Zinngießer und ihre Marken“ unter Nummer 359 zwei Daubenkrüge als Werkstattarbeiten der Anna Barbara Habfast aufgeführt. Leider befinden sich diese Krüge nicht mehr in den angegebenen Sammlungen. Da auch keine Fotos vorhanden sind, soll nachstehend die mir freundlicherweise von diesen Häusern überlassene Inventarisierung wiedergegeben werden.

Der bei Hintze unter a) genannte Daubenkrug aus den fürstlich hohenzollernschen Sammlungen in Sigmaringen (nach Auskunft 1928 veräußert) wird im Verzeichnis der Metallarbeiten von 1872⁴ wie folgt beschrieben: „Kanne, Holz, mit Zinnbeschlag und eingelegten Zinnornamenten. Vorn ein Wappen mit zwei springenden Löwen, darüber M.E.C.G.H. Auf dem Deckel ein eingepreßtes Medaillon, die Ehe symbolisierend, mit der Umschrift: DES HIMMELS SEGEN AUF IHREN WEGEN. Im Innern des Deckels drei Schilde eingepreßt, mit dem Zollernschen und Veringenschen Wappen, auf dem dritten: A.B.H. 1737. H. 23 cm, D 13“.

Der unter b) aufgeführte aus dem Kunstgewerbemuseum in Berlin (nach Auskunft wohl Kriegsverlust) ist im Inventar von 1875 bezeichnet: „Holzkrug mit durchbrochenem Zinn beschlagen, Rankenwerk und Wappen. Auf dem Deckel Medaillon graviert von Luther 1530. Zinnstempel ABH, Deutschland? 1730“.

Einen dritten Krug, der mir ebenfalls nur in der Beschreibung bekannt wurde, hat 1967 das Auktionshaus Weinmüller, München, versteigert: „Daubenkrug mit Zinnfassung. Auf dem Mantel Wappen, flankiert von Hirschen in Ranken. Durchbrochene und gravierte Arbeit. Auf dem Deckel Hochzeitsmedaillon in Reliefguß. Stadt- und Meisterzeichen Balingen. Anna Barbara Habfast 1732 bis 1739“.

Diese drei Krüge, deren derzeitiger Standort unbekannt ist, bildeten lange Zeit die mir einzig bekannten Exemplare aus der Werkstatt der Anna Barbara Habfast. Vor wenigen Jahren tauchten dann im Kunsthandel zwei weitere Krüge mit deren „Meister“zeichen auf (Abb. 1 und 2).

Wer war nun diese Anna Barbara Habfast? Bereits Hintze hat vermerkt: „Tochter des Metzgers Johann Jacob Habfast in Balingen, getauft am 19. Dezember 1709; scheint 1732 die Werkstatt des Johann Adam Habfast geerbt und dann mit Hilfe eines Gesellen weitergeführt zu haben. Die ledige Kannengießerin erscheint am 8. Juli 1734 als Patin... Sie hei-

ratet 1739 den Zinngießer Johannes Kuppinger.“ Diese Lebensdaten sollen nachfolgend ergänzt werden.

Anna Barbara Habfast entstammt einer mindestens seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts in Balingen ansässigen Familie. In der Familienkartei des Evangelischen Kirchenregisteramtes Balingen⁶ wird jedoch Johann Adam Habfast nicht erwähnt. Da der folgende Eintrag im Totenbuch vom 17. Mai 1731 „Johann Adam Habfast, Bürger und Kantengießer noch ledigen Standes, Johanen Jakob Habfasts, Bürgers und Metzgers und Anna Cth. uxors Filius, zt. 33 Jahr weniger 3 Monat“ dieselben Eltern wie die der Anna Barbara benennt, steht fest, daß er deren Bruder war, der demnach am 16. September 1698 geboren wurde.⁷

Interessant ist für diese Arbeit der Hinweis „noch ledigen Standes“. Nach den zunftrechtlichen Gepflogenheiten mußte ein Handwerksmeister verheiratet sein.⁸ Hiervon konnte sich dieser aber durch Zahlung eines Goldguldens freikaufen, wie dies die Erste Taxordnung vom 15. Juli 1709 vorsieht: „Das Handwerck im ledigen Stand treiben zu dürffen.“⁹

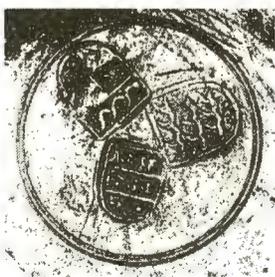
Nicht zu ermitteln war bisher, wann Johann Adam Habfast als Zinngießer selbständig wurde. Da die Lehre etwa zwischen dem 11. und 14. Lebensjahr begann, „der Junge aber Vier Jahre lang lernen“ mußte¹⁰ und als Meister erst angenommen werden konnte, wenn er „Drey Jahre lang gewandert sei“¹¹ könnte er die Werkstatt frühestens um 1718 eröffnet haben. Es dürfte jedoch einige Jahre später gewesen sein, so daß es denkbar erscheint, daß ihm seine um elf Jahre jüngere Schwester Anna



1. Daubenkrug, Balingen, Werkstatt Anna Barbara Habfast, 10 Dauben, vorne ovale Kartusche, darin fünfblättrige Rose (Wappen der Stadt Rosenfeld?), darüber Helmszier mit Federbusch, seitlich Blattwerk. Deckelmedaillon mit Darstellung zweier männerangelnder Frauen und Umschrift „Ein solcher Fisch gehört vor mich“, H. 21,1 cm; Privatbesitz



2. Daubenkrug, Balingen, Werkstatt Anna Barbara Habfast, 11 Dauben, vorne Wappen mit heraldisch nach rechts schreitendem Löwen mit Symbolen der Gerechtigkeit (Schwert und Waage) in den Pranken, seitlich je ein Hirsch. Deckelmedaillon mit Darstellung von Jesus und der Samariterin am Brunnen und Umschrift „Der Lebenssaft gibt Stärk und Kraft“, H. 19,8 cm; Slg. Riether, Gemünden



3. Ratial angeordnete Punzen im Deckel des Kruges von Abb. 2 unten die Werkstattmarke der Anna Barbara Habfast

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Mittwoch, 5. April: Herrenberg: Ausstellung Heinrich Schickhardt mit Stadtrundgang (Frau Dr. Helber). Pkw, Herrenberg Kirche, 14.00 Uhr.

Mittwoch, 12. April: Dürrenmettstetten über Sulz/Neckar: Führung in und um Dürrenmettstetten mit Kirche und Jakobus-Pilgerweg (Herr Klek). Pkw, Balinger Stadthalle, 13.30 Uhr.

Samstag, 13. Mai: Kloster Heiligkreuztal, Schloss Ummendorf, mit Lesung aus Werken von Mörike durch Frau Dannenhaus; musikalische Begleitung Frau Munz, Kloster Ochsenhausen (Prof. Roller). Bus.

Samstag, 27. Mai: Margrethausen: Klosterführung (Herr Lang). Pkw, Margrethausen Kirche, 14.00 Uhr.

Barbara den Haushalt führte und in der Werkstatt mithalf, die sie nach seinem Tode erbt und weiterbetrieht.

Auszuschließen ist, daß Anna Barbara selbst das Zinngießerhandwerk erlernt hat. Nach dem damaligen Zunftrecht konnten Mädchen dieses Handwerk nicht erlernen. Es erstaunt, daß sie dann trotzdem sieben Jahre lang die Werkstatt führen durfte. Es kommt zwar mitunter vor, daß eine Meisterswitwe die Werkstatt mit Hilfe eines Gesellen eine Zeitlang weiterbetrieht¹², jedoch ist mir kein weiterer Fall bekannt, bei dem eine Werkstatt an die Schwester vererbt und von dieser dann auch noch so lange Zeit geführt wurde.

Dies dürfte zum einen dadurch bedingt sein, daß es in dem damals vom Handwerksgerwerb geprägten Landstädtchen Balingen nur eine Zinngießerwerkstatt gab, die den Bedarf des wohl wenig kaufkräftigen Marktes (im Jahr 1732 lebten in 237 Wohnhäusern 2525 Einwohner¹³) voll decken konnte, so daß keine neidischen Konkurrenten dagegen Einwände erhoben. Zum anderen dürften auch die Wirren im Zusammenhang mit dem polnischen Erbfolgekrieg, während dem im Balinger Raum die befreundeten österreichischen Truppen Quartier nahmen¹⁴, andere Sorgen mit sich gebracht haben.

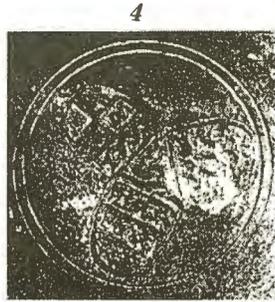
Während in einem Steuerbuch von 1688, dem „Kellereilagerbuch“, auch ein Kantengießer genannt ist und auch im Lagerbuch von 1715 ein solcher aufgeführt wird, ist in dem Verzeichnis von 1732 keiner mehr enthalten¹⁵. Da in den überlieferten Handwerkerzahlen nur die Meister, nicht aber die selbstständigen Handwerker aufgelistet sind, führt auch dies zu dem Schluß, daß die Werkstatt der Anna Barbara Habfast vom Rat der Stadt stillschweigend geduldet wurde, und dies entgegen der landesherrlichen Vorschrift.

In einem von Herzog Eberhard Ludwig am 30. Mai 1713 erlassenen „General-Rescript, die Zinngießer-Ordnung betr.“, wird als „Gnädigster Befehl“ darauf hingewiesen, „daß derselben künftighin stricte nachgelebet, und darob gehalten werde...“. In dieser Ordnung (vom 28. März 1713) ist in Artikel III ausgeführt: „Solle sich keiner im gantzen Hertzogthum unterstehen noch gelüsten lassen, bey befahrender hoher Straff mit gemachtem neuen Zihngeschirr zu handeln, und dasselbe weder Inn- noch außer Landts zu verkauffen, er habe dann das Handwerck ordentlich, wohl und recht erlernt, darauff gewandert, und seye von denen Obermeistern in Stuttgardt zu einem Meister gemacht und erkannt worden, alles nach des Handwercks Brauch.“¹⁶

Diese Landesordnung wurde auch anderweitig wenig konsequent beachtet. So beispielsweise der Artikel XXI, der vorsieht, daß „zur Verhütung allerhand Confusionen, und Stümpeleyen, welche bißhero eingerissen, künftighin nur eine Haupt-Laden, und zwar allhier in Stuttgardt geduldet werden, und nach Landmeistere Intention keine Neben-Lade unter oder ob der Staig hinkünftighin, um der geringen Anzahl der Meistere im Lande aufgerichtet werden“. Obwohl danach alle Zinngießer im Lande dieser Hauptlade in Stuttgardt angehören sollten, wurde die von den Tübinger Meistern 1687 gegründete eigene Lade, in die sie auch auswärtige Mitglieder aus anderen Städten (z. B. auch aus Balingen) aufnahmen¹⁷, erst 1776 geschlossen¹⁸.

Am 21. Juli 1739 heiratet Anna Barbara Habfast den Zinngießer Johannes Kuppinger. Dieser wurde am 14. August 1716 als erstes Kind des Maurers und Steinhauers Johannes Kuppinger und seiner Frau Anna Barbara Schuler in Balingen geboren. Die Familie Kuppinger ist seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Balingen nachweisbar und stammt wohl aus der im nordwürttembergischen gelegenen Ortschaft Kuppingeren.

Es ist zu vermuten, daß Johannes Kuppinger einer der Gesellen, und zwar der letzte war,



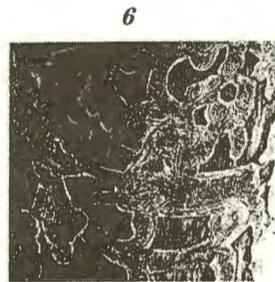
4

4. Radial angeordnete Punzen im Deckel des Kruges von Abb. 5, unten die Marke des Johannes Kuppinger



5

5. Daubenkrug, Balingen, 9 Dauben, Meister Johannes Kuppinger, vorne Wappen mit Muschel und ebensolcher Helmzier, darüber halbkreisförmig die Inschrift „Carl Heinrich Mörschel in Augspurg“, seitlich jeweils Hirsche in Rankenwerk. Deckelmedaillon mit Brautpaar und Umschrift „Des Himmels Segen auf ihren Wegen“, H. 22 cm; Privatbesitz



6

6. Hirsch und Rankenwerk, Detail des Kruges von Abb. 2



7

7. Daubenkrug, Balingen, 6 Dauben, ohne Marken, vorne Ovalkartusche mit Spiegelmonogramm, seitlich Hirsche in Rankenwerk, H. 19,8 cm; Privatbesitz

8. Daubenkrug, Balingen, 8 Dauben, ohne Marken, vorne Darstellung eines Engels, umgeben von Blüten und Rankenwerk, H. 19 cm; Slg. Barkin, River Side (Kalifornien)



8

mit dem Anna Barbara Habfast die ererbte Werkstatt weitergeführt hat. Es erscheint denkbar, daß Kuppinger, der bei Johann Adam Habfast das Zinngießerhandwerk erlernt und hier Anna Barbara bereits kennengelernt haben dürfte, während seiner Gesellenwanderjahre von seiner Familie erfahren hat, daß in seiner Heimatstadt ein tüchtiger Geselle in der Habfast-Werkstatt benötigt wird.

Wenn man die bei Johann Adam Habfast gemachten Zeitangaben der Lehr- und Wanderjahre zugrunde legt, könnte er um 1735 in die Werkstatt eingetreten sein. Da die Möglichkeit, Meister zu werden, einem Nichtmeisterssohn zumeist nur offenstand, wenn der Geselle eine Meisterstochter oder -witwe heiratete¹⁹, dürfte dies wohl zu einer Vernunfttheorie zwischen der Werkstattinhaberin und dem um sieben Jahre jüngeren Gesellen geführt haben.

Johannes Kuppinger führte das „Meister“-zeichen der Anna Barbara Habfast mit geänderten Initialen und der Jahreszahl 1738 (vgl. Abb. 4²⁰) weiter. Danach hat er bereits im

Jahr vor der Eheschließung die Werkstatt übernommen.

Die Eheleute hatten neun Kinder, davon eine Vierlingsgeburt. Hierzu wird im Taufbuch unter dem 20. September 1746 vermerkt: „Nebst diesen 3 Kindern, so in der Kirch getauft wurden, aber nach etl. Tagen wieder gestorben, hat die Mutter noch das 4te Kind tot zur Welt geboren...“ Die übrigen Kinder (zwei Töchter, drei Söhne) wurden zwischen 1740 und 1753 geboren.

Anna Barbara starb am 15. Juni 1768, Johannes Kuppinger nach zwei weiteren (kinderlosen) Ehen am 31. August 1783. Er brachte es zu Ansehen und Wohlstand. Nach dem Realteilungsinventar vom 22. September 1783²¹ war er „gewesener Bürgermeister und Oberaccisor“²² und hinterließ ein Vermögen von 7258 Gulden. Die Werkstatt wurde vom Sohn Eberhard Ludwig (1753–1822)²³ und nach dessen Tod vom Enkel Eberhard Kuppinger (1787–1836)²⁴ fortgeführt. Ein weiterer Sohn, Johannes Kuppinger (1743–1816), wurde Zinngießermeister in Schorndorf.²⁵

Ender der 80er Jahre wurde im süddeutschen Kunsthandel ein Daubenkrug mit den Marken des Johannes Kuppinger angeboten (Abb. 4 und 5), der mit den beiden oben vorgestellten Krügen mit der Habfast-Marke in Aufbau und Handwerkstechnik völlig identisch ist. Dies legt den Schluß nahe, daß Kuppinger auch jener Geselle war, der diese Krüge in der Habfast-Werkstatt gefertigt hat.

Wie eingangs dargestellt, dürfte er die Fertigungstechnik bei seiner zünftigen Wanderschaft erlernt haben. Im Vergleich mit den mitteldeutschen Objekten fällt die bei allen Balinger Krügen nahezu identische Gestaltung der Reliefdeckel auf. Da auch die Kulmbacher Daubenkrüge überwiegend genauso bedeckt sind²⁶, nur selten aber Daubenkrüge aus anderen Gebieten, erscheint denkbar, daß Kuppinger bei einem Kulmbacher Meister als Geselle gearbeitet hat. Es gelang jedoch nicht, dies bisher archivarisch zu belegen.

Die Markierung ihrer Arbeiten war den Zinngießern vorgeschrieben. In Württemberg galt die 1559 ergangene Landesordnung, die später mehrfach erneuert wurde. Danach waren zwei Qualitätsgrade für das Zinngeschirr erlaubt. In der am 28. März 1713 von Herzog Eberhard Ludwig erlassenen Zinngießer-Ordnung wird in Artikel IV. ausgeführt:

„Solle künftighin aller Zeug, darauß Zihngeschirr, es seyen Kanten, Flaschen, Schüßlen, Teller, Becher, oder anders, wie das genannt, gemacht oder gewerckt, anders nicht gegossen, gemischt oder verarbeitet werden, es habe dann die 2. Grad, nemlich unter 9. Pfund lautters Zihn, 1. Pfund Bley, oder unter 4. Pfund lautters Zihn, 1. Pfund Bley gemischt, und damit der Unterschied dieser zweyen Grad, auch dieses Zihngeschirr unter anderem erkannt, und destoweniger Betrug und Gefahr hierinnen gebraucht werde, so solle ein jeder Kantengießer, so bald er also eine Arbeit außmacht, zuvor, und ehe er die feyl hat, verkaufft oder hingibt, selbige bezeichnen, nemlich die zum Zehenden, mit dem Württembergischen Prob-Zeichen, als dreyen Hirschhörnern, und dann der Stadt, darinnen er gesessen, und seinem eigenen Zeichen. ... so von dem ringen Zeug, nemlich zum Fünfften gemacht seynd, nicht mit den Hirschhörnern, sondern mit der Stadt, und sein deß Meisters Zeichen bemerken, damit männiglich den Unterschied der guten und geringen Zihn eigentlich erkennen möge...“²⁷

Die bei den Daubenkrügen von Abbildung 1, 2 und 5 jeweils im Deckelboden eingeschlagenen Punzen (Abb. 3 und 4) weisen aus, daß für ihre Fertigung Zinn der besten Qualität verwendet wurde. Neben dem Balinger Stadtzeichen (württembergische Hirschstange, darunter quadriertes Zollernschild) und der Landes-

marke (Probzeichen mit den drei Hirschhornen) ist die Meistermarke, deren Inhalt frei gewählt werden konnte, eingeschlagen. In der Meistermarke ist unten die römische Zahl X noch enthalten, die ebenfalls auf die Zinnqualität verweist.²⁸

Ausgehend von diesen drei eindeutig zuordenbaren Balingen Daubenkrügen läßt sich feststellen, daß sich damit ein eigenständiger Typus entwickelt hat. Auffallend ist zunächst die hohe schlanke, nahezu zylindrische Form. In die Holzwandung ist ein dichter Zinndekor eingegossen, dessen großblockige Gestaltung nicht die ausgefeilte Technik der mitteldeutschen Daubenkrüge erreicht.

Die Umrißlinien der Details bilden nicht die Zinneinlagen selbst, die Konturen sind weitgehend in diese graviert (Abb. 6). Der Reliefdekkel ist mittels eines abgedeckten Scharniers mit gezahnten Backen (Abb. 5) angebracht. Der Fußrand ist etwas ausgestellt. Aufgrund der vorgenannten Merkmale können auch zwei weitere, nicht markierte Krüge (Abb. 7 und 8) der Habfast/Kuppinger Werkstatt zugeordnet werden.

Anmerkungen:

- ¹ Siehe hierzu ausführlich: Heinz, Klaus: Kulmbacher Daubenkrüge, Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung, herausgegeben vom Kulturreferent der Stadt Kulmbach, Schriften zur Heimatpflege, Band 41, Kulmbach 1990
- ² Aus dem 17. Jh. ist auch ein Daubenkrug aus Regensburg bekannt (vgl. Heinz, a. a. O., Kat. Abb. 5)
Bei den Daubenkrügen mit Augsburger, Kölner, Münchner oder Nürnberger Meistermarken, die in den letzten Jahren verschiedentlich im Handel angeboten wurden, handelt es sich um sehr gelungene Nachahmungen vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie dürfen im Umkreis der Zinngießerei Weygang, Öhringen, gefertigt worden sein
- ³ Hintze, Erwin: Die deutschen Zinngießer und ihre Marken, Neudruck der Ausgabe von 1921 bis 31 bei Verlagsbuchhandlung Otto Zeller, Aalen 1964
- ⁴ Lehner, F. A.: Verzeichnis der Metallarbeiten, Sigmaringen 1872
- ⁵ Die bei Hintze, a. a. O., Band V unter Nr. 359 gezeigte Marke enthält die Jahreszahl 1732. Der für die Zeichnung dieser Marke dienende Abschlag dürfte wahrscheinlich undeutlich gewesen sein, was dann zu der irrthümlichen Annahme geführt hat, daß die Werkstatt erst 1732 geerbt wurde
- ⁶ Dankenswerterweise wurden die Angaben von Frau Exner, Balingen, herausgesucht
- ⁷ Im Taufbuch von 1698 findet sich ebenfalls ein Eintrag, der als Eltern „Hanß Jacob Habfast und Anna Catharina, uxor“ ausweist
- ⁸ vgl. hierzu: Heinz, a. a. O., S. 40 – und den aufgrund des kaiserlichen Reichsabschieds vom 16. August 1731 von Herzog Eberhard Ludwig erlassenen General-Rescript vom 4. Dezember 1731, „Die Abstellung von Mißbräuchen bei den Handwerks-Zünften betreffend“
– Hier wird in Artikel XIII., Ziff. 6, ausgeführt: „Man etlicher Orten keinen zur Meisterschaft kommen lassen will, wann er sich allbereits in verheyrathetem Stande befindet, an theils Orten aber ein unverheyratheter Gesell, wann er zum Meister angenommen ist, das Handwerk ehender, und andersten würcklich nicht treiben, noch den Laden eröffnen darf, er thue dann und zwar ins Handwerk, heyrathen.“
– abgedruckt bei Reyscher, A. L.: Sammlung der Württembergischen Gesetze, Tübingen 1841 ff., Band XIV, S. 108
- ⁹ vgl. Reyscher, a. a. O., Band II, S. 337
- ¹⁰ Gemäß Artikel I. der Zinngießerei Ordnung vom 28. März 1713, Reyscher, a. a. O., Band XIII, S. 923 ff.
- ¹¹ Artikel II., wie vorstehend
- ¹² Artikel XIX., wie vorstehend
- ¹³ entnommen aus: Der Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung, Band I, Stuttgart 1960, Tabellen 17 und 18

¹⁴ wie vorstehend, S. 362

¹⁵ Der Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung, Band II, Stuttgart 1961, S. 45

¹⁶ Erneut wird am 15. Januar 1724 in einem „General-Rescript, die Abstellung der Puschereien, besonders des Hausirens bei dem Kupferschmid-, Zinngießer- und Flaschner-Handwerk betreffend“ darauf hingewiesen, daß „niemand der nicht von diesen dreyen Handwerckern ... solche Profession ordentlich inn- oder ausser Landes erlernet hat, und in dem Land seßhaft ist, dieselbe weder heimlich noch öffentlich zu treiben und mit der Arbeit zu handeln, die Erlaubnuß haben“. Reyscher, a. a. O., Band XIII, S. 1245

¹⁷ Dies geht auch aus einem Schreiben der Tübinger Zinngießer an Herzog Eberhard Ludwig vom 27. 2. 1731 hervor, in dem diese um Beibehaltung der 2. Lade nachsuchen (Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A. 228, Nr. 1726)

¹⁸ Hintze, a. a. O., Band VII, S. 776 (Vorbemerkung zu den Tübinger Zinngießern)

¹⁹ vgl. hierzu Anmerkung 8

²⁰ Die bei Hintze, a. a. O., unter Nr. 360 abgebildete Marke ist mit dieser nicht voll identisch, da hier als erster Buch-

stabe ein „I“ angegeben ist, während hier das I durch einen Punkt über dem linken Balken mit dem H ligiert ist

²¹ Dieses wurde mir dankenswerterweise von Herrn Stadtarchivar Dr. Schimpf-Reinhardt, Balingen, zur Kenntnis gebracht

²² Das war ein Verbrauchssteuer-Einnehmer

²³ vgl. Hintze, a. a. O., Nr. 361

²⁴ vgl. Hintze, a. a. O., Nr. 364

²⁵ vgl. Hintze, a. a. O., Band VI, Nr. 1260

²⁶ vgl. hierzu Heinz, a. a. O., diverse Abbildungen und Angabe auf S. 30, wonach von den damals bekannten 145 Kulmbacher Daubenkrügen zwei Drittel einen derartigen Deckel haben

²⁷ Reyscher, a. a. O., Band XIII, S. 928 ff.

²⁸ Bei Hintze, a. a. O., Band V, Nr. 359, ist unten eine „5“ enthalten. Die Abschlüge in den Deckeln der Krüge Abb. 1 und 2 lassen jedoch erkennen, daß die in der Punze enthaltene „5“ mit einem „X“ überschlagen wurde (siehe Abb. 3)

Bildnachweis:

Abb. 8: Privat. Alle übrigen Aufnahmen von Oliver Heinz, Esslingen

Erinnerungen aus alter Zeit

In meiner Jugendzeit sagte man in „Doalfing“, das war damals noch ein halbes Bauerndorf, in schwäbischer Umgangs-Sprache „Grüß Gott und Ade“ auf französisch. Auch in unserer näheren Umgebung war diese Sprache üblich, zum Teil noch in etwas abgeänderter Ausdrucksweise.

Erst als die Trikotindustrie in unsere Gegend kam und viele auswärtige Leute kamen, hat sich die Umgangs-Sprache geändert, jedoch noch immer im schwäbischen Wortlaut.

Selbst nach der Stadterhebung 1930 und dem Prädikat „Weltbekannte Trikotstadt“ ist es so geblieben. In Tailfingen sagte man zu der Hauptstraße nach Ebingen und Hechingen „uf dr haue Stroasch“. Die Straße nach Onstmettingen führte am Friedhof Markthalde vorbei, die jetzt sehr schöne Straße vorbei an der Firma Mayer & Cie., gab es damals noch nicht.

Zu der Neuweilerstraße sagte man „hinter Stroaß“; zu der Adlerstraße sagte man „hinder Gassa“; zu der Ludwigstraße sagte man „e-Kaema“; zu der Pfeffinger Straße sagte man „e Giesa“ (Gieserstal nach Pfeffingen); zu der kurzen Straße bei dem Gaswerk etwa weit weg von Dorfkern sagte man „in der Türkei“; Kirchgassa bei der Peterskirche war eine sehr bekannte Gegend. Dann gab es noch den Kompagnie-Winkel, den Hühnerwinkel, die Gegend „hinter Kircha“ und „Im Waasa“. Alle diese Straßenbezeichnungen kennen nur noch die ganz alten Tailfinger. Das gilt auch für die alten Sprach-Gebräuche: „i gang aus Poschtamt“ oder „i kauf mir a Flascha Schprudel“; und jetzt kommt „dös“ was außerhalb dem Zollernalbkreis kaum jemand verstehen kann: „Manna Marga goascht ed Abedaig“; das heißt „Morgen Früh gehst du in die Apotheke“. In unserer Gegend sagte man Papa statt Vater, Amma statt Mutter, Ähne statt Großvater, Ähne statt Großmutter, Ur-Ähne gab es damals noch selten. Zum Onkel sagte man Vetter; zur Tante sagte man Bäs oder Bas; zu Cousine und Cousins sagte man Vetterle und Bäsle.

Diese Umgangssprache hat sich so langsam verändert, denn unsere Enkel und Ur-Enkel sprechen Schrift-Deutsch.

Ebingen war mit seinen Samt-Fabriken und seiner frühzeitigen glücklichen Trikot-Industrie, Waagen-Industrie und Nadel-Fabriken eine Stadt und maßgebend, ja sogar etwas überheblich gegenüber den Talgang-Gemeinden, trotzdem waren sie „Hannebel“.

Die Truchtelfinger, wie seit eh und je eigenständige Bürger, selbst nach der nationalsozialistischen Eingemeindung zu Tailfingen blieben sie „Truchtelfinger“.

In früheren Zeiten, als es noch keine Vereine, kein Radio oder Fernsehen gab, war es fast jeden Sonntagabend zu Streitereien zwischen den Tailfingern und Truchtel fingern gekommen aus Übermut, es gab damals in Tailfingen über 20 Wirtschaften und der Samstag war bis Mittags Arbeitstag.

Deshalb ist es verwunderlich, dass es später so viele Heiraten mit Tailfinger und Truchtelfinger gegeben hat.

Zu den Tailfingern sagte man damals „Rauchmale“, was das bedeutete, weiß ich bis heute noch nicht. Bei den Onstmettingern sagte man: „Es gäbe Männlein und Weiblein“ und „Auschtmettinger“.

Und zu guter Letzt haben sich die Ebinger und Tailfinger wegen der vielen Gemeinsamkeiten der Industrie zu Albstadt vereint und sogar später, 1975, zur großen Albstadt zusammen geschlossen. Mit der Stadt Ebingen, Gemeinde Truchtel fingen, Stadt Tailfingen, Onstmettingen, Pfeffingen, Burgfelden, Margrethausen, Lautlingen und Laufen, zusammen 1975 zirka 50 000 Einwohner.

Unsere Heimat-Berge Hohberg, Schlossfelsen und Braunhardsberg sind immer am Sonntag gut besucht worden. Auch der Ebinger Schlossfelsen-Turm (ein Waldheim gab es noch nicht) und die Fohlen-Weide waren gut besuchte Orte, denn Autos, sogar Fahrräder, waren damals noch sehr wenige vorhanden.

Eugen Gonser

Eine computerbedingte Umstellung zwingt uns dazu, einen schon lange abgespeicherten Reserve-Beitrag in dieser Ausgabe zu veröffentlichen, weshalb sich Fortsetzungsbeiträge um eine Ausgabe verzögern.

Herzog Ulrich von Württemberg

Vortrag in der Heimatkundlichen Vereinigung am 14. November 1998 von Dr. Wilhelm Foth – Hier jetzt auch zum Lesen / 3. Folge

Ich darf hier die Ursachen der Reformation und das Auftreten Luthers als bekannt voraussetzen. Wie aber wirkte sich die neue Lehre in Württemberg aus? – Das Wormser Edikt, das jede Verbreitung der lutherischen Lehre verbot, wurde im nun habsburgisch beherrschten Württemberg besonders streng durchgeführt. Diese Unterdrückung wurde aber je länger je mehr immer schwieriger, da sich viele der angrenzenden Reichsstädte der neuen Lehre zuwandten. So wirkte z. B. in Reutlingen Matthäus Alber, in Hall Johannes Brenz; auch in

Heilbronn, Esslingen und Ulm fasste die neue Lehre Fuß. Die Folge der Unterdrückung der evangelischen Predigt im Herzogtum Württemberg war eine steigende Verachtung des Volkes für die herrschende Kirche und für das sie verteidigende Haus Habsburg. Damit ging Hand in Hand eine wachsende Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog. Dieser hatte nämlich in der Schweiz Bekanntschaft mit der reformatorischen Lehre gemacht und sich ihr zugewandt. Echt religiöse Gründe haben sich dabei sicher mit politischen vermengt, wie es

auch bei anderen Fürsten dieser Zeit war.

Führer der evangelischen Partei Deutschlands war Landgraf Philipp von Hessen, bei dem Ulrich seit 1526 Zuflucht gefunden hatte. Von diesem Zeitpunkt an betrieb er mit aller Kraft und viel diplomatischem Geschick die Wiedereinsetzung des Verbannten. Als Reichsfürst empörte sich Philipp über die Absetzung seines Standesgenossen Ulrich ohne Richterspruch. Als Reichsfürst musste er zudem jede Schwächung der Habsburgischen Macht begrüßen, da sie seine eigene stärkte. Als Protes-

tant hoffte er bei einer Wiedereinsetzung Ulrichs auf eine weitere Ausdehnung der neuen Lehre. Als Mittel der Wiedereinsetzung diente ihm der Schmalkaldische Bund, der 1530 von den evangelischen Fürsten zum Schutz der reformatorischen Lehre gegründet worden war.

Der Schwäbische Bund, der Ulrich verjagt hatte, war 1534 an der konfessionellen Frage zerbrochen. Der Kaiser war in Spanien, Ferdinand war im Südosten im Krieg gegen die Türken gebunden. Der französische König, dem Mömpelgard verpfändet worden war, leistete Ulrich Geldhilfe, evangelische Reichsstädte wie Esslingen, Straßburg und Heilbronn und evangelische Fürsten gewährten diplomatischen und versorgungstechnischen Beistand.

Am 12. Mai 1534 wurden die Österreicher bei Lauffen am Neckar vernichtend geschlagen, das Land wurde überrannt, die österreichische Herrschaft stürzte wie ein Kartenhaus zusammen.

Im Vertrag von Kaaden (bei Eger/Böhmen) erhielt Ulrich sein Land zurück und dabei das Recht auf Glaubensfreiheit, d. h. also praktisch das Recht, die Reformation einzuführen. Allerdings hing eine Bestimmung wie ein Damoklesschwert über Ulrich: Er erhielt sein Land als österreichisches Aferlehen, nicht als Reichslehen. Österreich behielt also das Oberigentum; bei Feindseligkeiten der Wirtemberger sollte das Land an Österreich zurückfallen: Ulrich hatte also, dank seiner Zähigkeit und Härte, dank seiner Entschlossenheit und Fähigkeit, Verbündete zu gewinnen, sein Land zurückerobert. Österreichs Versuch, Württemberg dem Habsburger Reich einzugliedern, war vorerst gescheitert.

Herzog Ulrich nach seiner Rückkehr

Die wichtigste Tat Ulrichs nach seiner Rückkehr war die Reformation seines Landes. Sie steht in gewisser Weise in der deutschen Kirchengeschichte einmalig da, wurden doch mit ihrer Durchführung zwei Männer unterschiedlicher Glaubensrichtung beauftragt: der Lutheraner Schnepf mit Sitz in Stuttgart, der eng mit Johannes Brenz zusammenarbeitete, und Ambrosius Blarer, der aus Konstanz kam und Zwingli nahe stand; er hatte in Tübingen seinen Amtssitz. Siegte bekenntnismäßig letztlich auch das Luthertum, so blieben doch der württembergischen Landeskirche manche oberdeutschen Elemente erhalten: die (häufige) Schmucklosigkeit des Kirchenraums und des Gottesdienstes (reiner Predigtgottesdienst), ebenso die synodalen Züge, die der Kirche wenigstens einen Hauch von Demokratie verliehen.

Wie spielte sich die Reformation im Einzelnen ab? Dazu ein Beispiel, das symptomatisch für die Vorgänge im Land ist: Blarer ritt von Amtsstadt zu Amtsstadt, er setzte in Balingen den streng altgläubigen Pfarrer Vinzenz Hartwig ab und den aus dem Thurgau stammenden Hans Wagner ein. Dieser bekam bald die größten Schwierigkeiten: Der Prädikant, der seit 1501, der Errichtung der Predigerstelle in Balingen, in der Stadt wirkte, war zwar dem Luthertum aufgeschlossen, nannte den neuen Pfarrer aus der Schweiz aber „einen Ketzer, einen falschen Propheten, Rädelsführer und Wurstbuben“, wohl weil er Zwingli und Kalvin nahe stand. Umgekehrt warf der neue Pfarrer den übrigen Kaplänen in Balingen vor, sie seien Baalspaffen und könnten nichts als Requiem singen, saufen, schwören, d. h. fluchen und beim Brettspiel liegen. Der Stadtrat bestellte den offensichtlich denkbar unbeliebten neuen Pfarrer Wagner und fragte ihn ironisch, was er studiert habe und was für einen akademischen Grad er habe, d. h. er bezweifelte die Qualifikation von Wagner. Auch der katho-

lisch gebliebene Obervogt Hans von Stotzingen war ein erbitterter Gegner der neuen Lehre. Ruhe trat erst ein, als Wagner nach Ebingen versetzt wurde (wo übrigens seines Bleibens auch nicht lange war), der Obervogt abberufen und der Prädikant ersetzt wurde.

Im Jahr 1547 schließlich wurde das Dekanat Balingen gegründet und der Spezialesuperintendent zugleich erster Stadtpfarrer. Die Klöster wurden säkularisiert und die Klostersgüter eingezogen. Auch das gesamte Kirchengut wurde verstaatlicht und zur Zahlung der sehr hohen Kriegskosten verwendet. Eine neue Landesordnung wurde erlassen; die neue Eheordnung griff tief in die bisherigen Bräuche ein.

Dabei gab es wie in Balingen außerordentlich viele Reibungen, ja Widerstand, der Ehrbarkeit, besonders auch vieler adliger Obervögte sowie vieler Mönche und Nonnen. Aber dieser Widerstand wurde gebrochen mit harter Hand, mit Prozessen und mit strengen Strafen. Die einheimische Führungsschicht wurde vom Herzog weitgehend durch landfremde Beamte ersetzt.

Das Verhältnis Ulrichs zu seinem Sohn Christoph blieb immer gespannt, da der Vater befürchtete – wie wir heute wissen zu Unrecht – dass sich Christoph hinter seinem Rücken mit Österreich verbündete, zumal dieser den Glaubenswechsel zunächst nicht vollzogen hatte. Auch die finanziellen Schwierigkeiten des Sohnes trugen zu diesen Spannungen bei. Eine Aussöhnung der zwei so verschiedenen Naturen fand zwar statt, war aber im Grunde nur äußerlicher Art.

Politisch suchte Ulrich auch weiterhin Anlehnung an Philipp von Hessen und am Schmalkaldischen Bund. Seine Hegemonialpolitik gegen die Reichsstädte Esslingen, Reutlingen und Weil der Stadt, die rings von württembergischem Gebiet umgeben waren, führte er weiter, ja verschärfte sie, auch wenn er klugerweise auf offene Gewalt verzichtete.

Dem Kaiser Karl V. wiederum waren und blieben die Evangelischen verhasst. Als sich 1546 eine günstige Lage ergab, versuchte er, sie zur Unterwerfung zu zwingen. Herzog Alba besetzte 1546 mit spanischen Truppen Württemberg. Herzog Ulrich drohte ein Felonienprozess, ein Lehensprozess, da er Österreich die Lehenstreue gebrochen habe. Wieder befand sich Ulrich, wie eingangs erwähnt, auf der Flucht – er spielte auf Zeit und . . . gewann.

Am 6. November 1550 starb Ulrich auf Schloss Hohentübingen; in der Tübinger Stiftskirche ist er beigesetzt, übrigens neben seiner ungeliebten Gattin Sabine. Sein Sohn Christoph konnte sich sehr viel unbelasteter an die Lösung der schwierigen Probleme machen. Ihm gelang es, die Reformation und die territoriale Integrität des Landes zu sichern, zu befestigen und auszubauen.

Eine Würdigung

Fragen wir zum Schluss: Welche Stellung nimmt Ulrich in der württembergischen Geschichte ein?

Bei der Beantwortung gilt zunächst einmal das Wort Friedrich Schillers: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“

Da stehen auf der einen Seite die, bei denen sich Ulrich einer ungebrochenen Popularität erfreut. Die Liebe der Balingen zu „ihrem“ Ulrich mag dafür ein Beispiel sein. Auf der anderen Seite stehen die, die Ulrich, überspitzt ausgedrückt, für einen geisteskranken Wüterich halten, der das Land in seiner Entwicklung gehemmt, wenn nicht zurückgeworfen habe.

Die moderne Forschung sieht Ulrich differenzierter: Durch seinen geisteskranken Vater war er ohne Zweifel schwer belastet, er war misstrauisch gegen jedermann, er war jähzornig und neigte zu übereilten Beschlüssen, Härte, ja Brutalität waren ihm nicht fremd; zumindest in seiner Jugend liebte er Trunk und Verschwendung.

Aber das ist nur die eine Seite. Herzog Ulrich war zumindest seit seiner Rückkehr beliebt beim Volk und er hat Bleibendes für sein Land geleistet.

Da ist zunächst die Einführung der Reformation zu nennen: Sie war ihm ein echtes religiöses Anliegen, nicht nur ein Mittel, um sein Land zurückzugewinnen. Die besten Männer, die er gewinnen konnte, zog er für diese Aufgabe heran.

Aber die Reformation stärkte natürlich auch die Stellung des Landesherrn, der von nun an die Pfarrer ernannte und über das Kirchengut verfügte, dem der Aufbau und die Aufsicht des Schulwesens oblag, dem soziale Aufgaben zuwuchsen, das Armenwesen, die Fürsorge für die Alten.

Die Entwicklung vom mittelalterlichen Feudalstaat zum modernen Territorialstaat wurde vorangetrieben. Eingeleitet hatte diese Entwicklung Eberhard im Bart, der die beiden Landeshälften wiedervereint hatte. Im Herzogsbrief war die Unteilbarkeit des Landes statuiert worden.

Herzog Ulrich hat diese Entwicklung fortgesetzt: In der „Empörerordnung“ des Tübinger Vertrags wurde als Folge des Aufstands des Armen Konrad Widerstand gegen den Landesherrn als Landfriedensbruch kriminalisiert und mit der Todesstrafe bedroht.

Ulrich hat weitgehend gegen die regionale Forst- und Jagdhoheit die landesherrliche Hoheit durchgesetzt. Ebenso hat er bei der Wahl bzw. der Ernennung der Dorfvögte den landesherrlichen Einfluss durchgesetzt – der landesherrliche Einfluss reichte also bis ins letzte Dorf.

Mit Zähigkeit, Mut und Tatkraft war es Herzog Ulrich gelungen, zunächst sein Land zu vergrößern, dann es auch in ausweglos erscheinender Lage zu behaupten. Das habsburgische Streben, Württemberg abhängig zu machen, vielleicht es sogar zu „schlucken“, durchkreuzte er mit großer Energie. So betrachtet die moderne Geschichtsschreibung Herzog Ulrich zu Recht als einen bedeutenden Fürsten unseres Landes.

Die wichtigste Literatur zu Herzog Ulrich (1487–1550):
Grube, Walter, Der Tübinger Vertrag vom 8. Juli 1514. Stuttgart 1964.
Ders., Württembergische Verfassungskämpfe im Zeitalter Herzog Ulrichs. In: Festschrift Max Miller. Stuttgart 1962.
Heyd, Ludwig Friedrich, Ulrich, Herzog zu Württemberg. 3 Bde. Tübingen 1841–1844.
Press, Volker, Herzog Ulrich (1498–1550), in: 900 Jahre Haus Württemberg, hg. von Robert Uhland, Stuttgart 1985, S. 110–135.
Schmauder, Andreas, Württemberg im Aufstand. Der Arme Konrad, Leinfelden-Echterdingen 1998.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen
Eugen Gonser
Heutal-Straße 56, 72461 Albstadt
Klaus Heinz, 73728 Esslingen a. N.

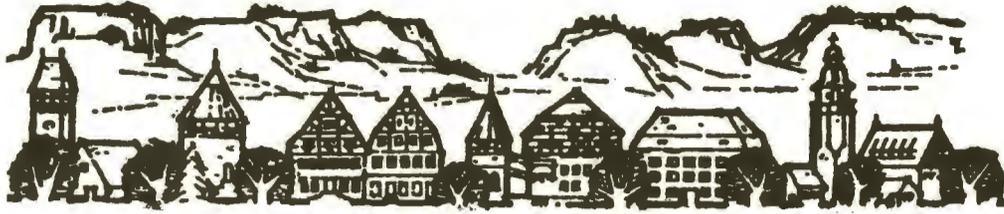
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Die Schellenbergbrücke in Balingen: bedeutender Ingenieurbau des frühen 20. Jahrhunderts

Eine zusammenfassende Darstellung von Dr. Ingrid Helber M. A., Balingen-Frommern

Bis März 1990 überspannte die Schellenbergbrücke die Eisenbahntrasse zwischen Schul- und Behrstraße. Das ein Jahr zuvor unter Denkmalschutz gestellte Bauwerk wurde damals abgebaut. Die eingelagerten Brückenteile sollen jedoch demnächst rekonstruiert werden.¹⁾ Der nachfolgende Beitrag soll Geschichte und Bedeutung des Kulturdenkmals herausstellen.

Denkmale der Technik

Obwohl bereits 1928 eine Deutsche Arbeitsgemeinschaft zur Erhaltung technischer Kulturdenkmäler²⁾ ins Leben gerufen und um dieselbe Zeit mit einer Zusammenstellung von Bauten der Technik (1927)³⁾ bzw. mit einem Inventar Technischer Kulturdenkmale (1932)⁴⁾ begonnen worden war, wurden Technikdenkmale noch lange Zeit in der Öffentlichkeit kaum akzeptiert. Von den vierziger bis in die sechziger Jahre wurden sie stark vernachlässigt. Zur Erschließung dieser relativ neuen Denkmalgattung sind Inventarisierung und Dokumentation erste Voraussetzungen.⁵⁾ Allerdings ist vielerorts, so auch im Zollernalbkreis, die allgerneine Inventarisierung durch die Denkmalämter noch nicht abgeschlossen. Für die Einstufung als Denkmal ist nicht nur die künstlerische Schönheit eines Objekts wesentlich. Oftmals tragen gerade die als häßlich oder unbequem⁶⁾ eingestuften Industriebauten einen hohen Anteil historischer Elemente wie auch regionaler Identität in sich. Die Konzeption für die Denkmalpflege in den 90er-Jahren in Baden-Württemberg verdeutlichte die Notwendigkeit zur Grundlagenforschung im Bereich der Denkmäler der Industrie- und Technikgeschichte.⁷⁾ Zu den technischen und industriellen Denkmalen zählen heute Anlagen des Bergbaus, der Energieerzeugung, der Produktion, der Versorgung und des Verkehrs.⁸⁾

Entwicklungslinien im Brückenbau

Seit der Renaissancezeit gilt der Brückenbau als Ingenieursaufgabe. Ein großer Fortschritt in diesem Bereich fand Mitte des 18. Jahrhunderts statt, als zu den altbewährten Materialien Holz und Stein, nun das – bald auch industriell gefertigte – Eisen⁹⁾ hinzukam. Im Bereich des Ingenieurwesens ist heute für alles Eisen unter 1,6 Prozent Kohlenstoffanteil der Begriff Stahl festgelegt. Bereits seit 1875 war man sich auch in Deutschland bewusst, dass eine gewisse Normierung eingehalten werden musste. Schließlich einigte man sich 1889 nach Versuchen bei Materialprüfungen für den Begriff Stahl auf eine Zug-

festigkeit ab 50 Kilopond pro Quadratmillimeter. Allerdings blieb daneben die herkömmliche Einteilung in Schweiß- und Flusseisen bzw. Flussstahl weiterhin bestehen.¹⁰⁾ Von Kunsthistorikern wird heute meist immer noch am herkömmlichen Sprachgebrauch, d. h. am Begriff „Eisen“, festgehalten.¹¹⁾

Im 19. Jahrhundert stellte vor allem der Eisenbahnbau wichtige Aufgaben hinsichtlich komplizierter Konstruktionen. Pfeiler aus dem weder zug- noch schlagfesten Gusseisen¹²⁾ und Tragwerke aus dem schmiedbaren weichen Eisen¹³⁾ herrschten von 1840 bis 1890 vor, danach setzte sich der elastische härtbare Stahl¹⁴⁾ durch, der um die Jahrhundertwende geschweißt oder geschmolzen werden konnte. Seit Ende des 19. Jahrhunderts fand im Brückenbau Beton wie auch „armerter“ Eisenbeton (Monier) Verwendung, der Ende der 20er-Jahre durch den zugfesten Spannbeton ergänzt wurde.¹⁵⁾

Der früheste gusseiserne Brückenbau (Coalbrookdale Bridge/England) wird auf das Jahr 1779 datiert. Die spröde Eigenschaft des Materials ließ nur eine Druckbelastung zu und war besonders für Stützen, Träger oder Bögen mit geringer Spannweite geeignet. Die Entwicklung des Walzstahls ermöglichte dann die Belastung durch Druck, Zug und Biegung, was zu Spannweiten von über 200 Metern führen konnte.¹⁶⁾

Um 1890 wurde in Deutschland erstmals teurer Stahl versuchsweise im Brückenbau eingesetzt. Kurze Zeit später (1894-97) entstand das beeindruckende Viadukt über die Wupper bei Müngsten, das ganz aus „Flusseisen“ – so bezeichnete man damals den Stahl – konstruiert worden war.¹⁷⁾ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das Schweißen als Montageverfahren des Stahls noch wenig bekannt und fand deshalb selten Anwendung. Erst der polnische Ingenieur Stefan Bryla, der eine Veröffentlichung über Elektroschweißen von Eisen im Bauwesen und Brückenbau verfasste, konstruierte 1928 bei Warschau die erste vollkommen geschweißte Straßenbrücke der Welt.¹⁸⁾

Die Baugeschichte der Schellenbergbrücke

In den Jahren 1910 und 1911 wurden im Bereich des Balingen Bahnhofs umfangreiche Bauarbeiten unter der Leitung von Oberbaurat von Schmoller sowie Eisenbahnvorstand Hahn getätigt. Zusätzlich zum Gleis der seit 1878 in Richtung Ebingen-Sigmaringen führenden Hohenzollernbahn sowie den zwei Gleisen des Bahnhofbetriebs wurde eine weitere Spur nach Schömberg gelegt, die 1928 bis nach Rottweil

fortgeführt wurde.¹⁹⁾ Die Verbreiterung der Trasse erfolgte auf der Westseite durch Sprengungen und Abgraben des Hanges am Heuberg sowie durch die Anlage einer Böschung und einer Straße. Außerdem sollte das Gleis der Strecke Balingen-Ebingen vom Bahnhof aufwärts tiefer gelegt werden. Die Firma Gerber & Co. führte diese Arbeiten durch.²⁰⁾ Das Abraummateriale wurde über die Schienen auf die östliche Freifläche nördlich der Adlerbrauerei verfrachtet und zu einer Auffahrtsrampe aufgeschüttet.²¹⁾ Hier sollte eine neue Straßenbrücke die Verbindung zwischen Stadtmitte und Heuberg bzw. Behrstraße herstellen. Zusätzlich wurde an Bahnhof ein Fußgängersteg konstruiert.²²⁾

Direkt neben der Auffahrtsrampe und der Bahntrasse wurde 1911 auch ein Wohn- und Fabrikgebäude erbaut. Fabrikant Heinrich Schellenberg hatte die Architektengemeinschaft Steck & Diemer aus Balingen/Ebingen Ende 1910 beauftragt, ihm in der Lindenstraße 18 (heute Hermann-Berg-Straße) einen Industriebau zu errichten.²³⁾ Die neue Zufahrtstraße zur Brücke hatte damals noch keine Straßenbezeichnung erhalten. Das 1906 gegründete Unternehmen sollte einen direkten Bahnanschluss erhalten.²⁴⁾ Die Fabrik produzierte unter anderem Dichtungsringe und -scheiben aus den verschiedensten Materialien.²⁵⁾ Das Gebäude zeigte zur Brückenauffahrt hin den Charakter eines zweigeschossigen Wohnhauses mit Elementen des Jugendstils. Zur Bahnlinie hin verdeutlichte sich

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Samstag, 13. Mai: Kloster Heiligkreuztal, Schloss Ummendorf, mit Lesung aus Werken von Mörike durch Frau Dannenhaus; musikalische Begleitung Frau Munz, Kloster Ochsenhausen (Prof. Roller). Bus.

Samstag, 27. Mai: Margrethausen: Klosterführung (Herr Lang). Pkw, Margrethausen Kirche, 14.00 Uhr

Ab Montag, 5. – 11. Juni: Exkursion in das Mühl- und Waldviertel mit Südböhmen/Tschechien ab Freistadt/Österreich (Herr Kratt). Busfahrt.

Samstag, 17. Juni: Kloster Obermarchtal, Stadt Ehingen, Burg Rechtenstein (Herr Schneider). Busfahrt.

Mittwoch, 28. Juni: Forum Literatur (Herr Munz), Balingen, Landratsamt, 18 Uhr.

jedoch mit den durchlaufenden Wandpfeilern und den großen 2 Produktions- und Lagergebäude. In der Zeit seiner Erbauung war das Schellenbergsche Anwesen eines der höchsten Bauwerke Balingens.²⁶⁾ Im April 1945 wurde es durch einen Fliegerangriff größtenteils zerstört und 1948 neu aufgebaut.²⁷⁾ Die Brücke blieb damals unbeschädigt.

Die Nachbarschaft zu diesem bekannten Anwesen gab der Brücke in der Bevölkerung den Namen Schellenberg-Brücke.

Während bisher in Balingen nur Brücken über die Eyach bzw. Steinach führten,²⁸⁾ entstand durch die Verbindung der Stadtmitte mit dem westlichen Bereich eine Straßenbrücke über die Eisenbahnstrecke. Der sog. Sichelsteg, die weiter südlich gelegene Fußgängerbrücke, entstand wohl zur gleichen Zeit.

Technische Beschreibung der Schellenbergbrücke²⁹⁾

Die Schellenbergbrücke wurde als Eisenbahnbrücke Nr. 8235³⁰⁾ im Jahr 1911 im Auftrag der Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen errichtet. Diese lag an der Strecke Nr. 4630 Tübingen-Sigmaringen im Bereich des Bahnhofs Balingen.³¹⁾

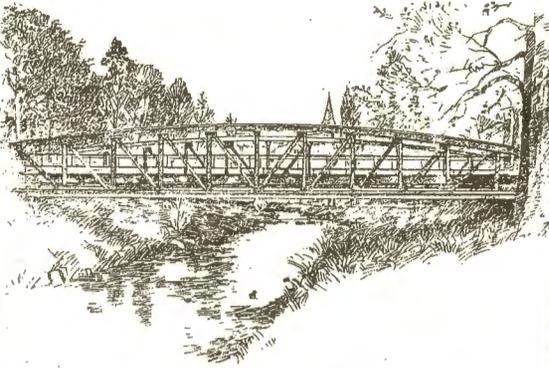
Die Parallelträger dieser Straßenbrücke über die Bahnanlagen erhielten die Form abgestumpfter Parabeln. Die Fachwerkträger-Balken wurden in offener Bauweise angeordnet. Jeder Längsträger wies zehn Felder mit einer Breite von je 2,31 Metern auf, die jeweils mit einem Querträger versehen waren. Der höchste Punkt in der Mitte des Obergurts der Flusstahl-Konstruktion betrug 3,17 Meter, die niedrigsten Punkte an den Enden maßen 2,30 Meter.³²⁾ An den Hauptträgern wurden sämtliche Fachwerkstäbe als vernietete Gitterstäbe ausgebildet, wobei als Grundprofile nur Flacheisen, Bleche und Winkelstäbe Verwendung fanden. Die Querträger sind ... aus Stegblech und Gurtwinkeln genietet.³⁴⁾ Die Stützweite von Auflager zu Auflager wurde mit 23,10 Metern angegeben, die Entfernung der Hauptträger von Mitte zu Mitte mit 8,50 Metern, wobei die Breite – zwischen den Geländern gemessen – 8 Meter betrug. Die Konstruktion der 6 Meter breiten Fahrbahn bestand aus rechteckigen Buckelblechen (Tonnenblechen)³⁵⁾, die mit Granitpflaster belegt waren. Für den Belag des Gehwegs verwendete man Betonplatten. Entsprechend der statischen Berechnungen sollte die Brücke die Belastung durch eine 16 Tonnen schwere Straßenwalze aushalten. Die Stabilität war bei einem Menschengedränge von 400 Kilogramm für die Fahrbahn bzw. 500 Kilogramm für den Gehweg ebenfalls gewährleistet. Der größte Auflagerdruck pro Hauptträger wurde mit 30,46 Tonnen berechnet.³⁶⁾ Das gesamte Gewicht der Brücke betrug fast 80 Tonnen.³⁷⁾

In der Statik des Bahnbautechnischen Bureaus, Abteilung II in Stuttgart, vom 18. Januar 1911 war für den Fall einer späteren Erweiterung der Brücke und der damit verbundenen Mehrbelastung bereits eine ausreichende Stärke der Bordträger vorgesehen.³⁸⁾

In dem 1955 erstellten Gutachten der Deutschen Bundesbahn über die Festigkeit der Schellenbergbrücke dehnte man die Untersuchung auch auf die Belastung durch militärische Rad- und Raupenfahrzeuge aus.³⁹⁾ Nach dem Zweiten Weltkrieg brachte man an der Fahrbahn über dem Pflasterbelag eine Teerdecke an.⁴⁰⁾

Bei Eisen- bzw. Stahlbrücken müssen zum Schutz vor Rost vor allem die Fugen abgedichtet und mit einem vorbeugenden Anstrich versehen werden.⁴¹⁾ Der letzte graue Anstrich der Schellenbergbrücke erfolgte im August 1930 durch die

Unterstützen Sie die Initiative zum Wiederaufbau der Schellenbergbrücke in Balingen durch den Kauf von Briefumschlägen mit dieser Zeichnung



1 Stück zu	-50 DM, davon gehen	0,40 DM,
25 Stück zu	10,00 DM, davon gehen	7,50 DM,
100 Stück zu	35,00 DM, davon gehen	25,00 DM,
500 Stück zu	150,00 DM, davon gehen	100,00 DM,
1000 Stück zu	250,00 DM, davon gehen	150,00 DM,

direkt in den Wiederaufbau!

Zudruck auf firmeneigenen Umschlägen möglich (Preisreduzierung um 0,05 DM/Stk.), lieferbar im Format DIN lang mit und ohne Fenster sowie im Format C6 ohne Fenster.

Die Umschläge sind erhältlich bei: Briefmarkenfreunde Balingen e. V., Peter Ruckdeschel, Buhrenstraße 6, 72336 Balingen, Tel. (07433) 37336.

Dies ist eine Initiative der Briefmarkenfreunde Balingen e. V.

Spendenkonto „Schellenberg-Brücke“

Sparkasse Zollernalb Balingen
Konto-Nr. 24 000 196
BLZ 653 512 60

Volksbank Balingen
Konto-Nr. 13 390 007
BLZ 653 912 10

Spende oder „Brückenzoll“

Firma Leopold aus Dietingen. Dies wurde auf einem an der Brücke angebrachten Schild vermerkt.⁴²⁾

Der Hersteller – die Maschinenfabrik Esslingen

(ME) Mit der Konstruktion der Brücke wurde die Maschinenfabrik Esslingen (ME) betraut.⁴³⁾ Die 1846 gegründete ME ist in engem Zusammenhang mit dem württembergischen Eisenbahnbau zu sehen. Zunächst stand die Herstellung von Lokomotiven und Wagen im Vordergrund der Firma.⁴⁴⁾ Die Angliederung der Maschinenfabrik und Eisengießerei Gebr. Decker in Cannstatt im Jahr 1882 ermöglichte die Erschließung weiterer Produktionszweige.⁴⁵⁾ Aus der Abteilung Brückenbau der ME sind heute die Hängebrücke zwischen Langenargen und Kressbronn (1896/97)⁴⁶⁾ sowie die Neutorbrücke in Ulm (1906/07)⁴⁷⁾ als technische Kulturdenkmale bekannt.

Die Materialberechnung der ME vom 18. März 1911 wurde von Ingenieur Zwissler erstellt.⁴⁸⁾ Dessen Angaben wurden vom Bahnbautechnischen Bureau in Stuttgart im Juni überprüft und leicht korrigiert.⁴⁹⁾ Den überwiegenden Materialanteil stellte nach den wörtlichen Angaben der ME der Posten Fluss- und Schweißseisen mit einem Gewicht von 77 870 Kilogramm. Weiterhin wurden 512 Kilogramm Gusseisen sowie 1545 Kilogramm Stahl benötigt. Insgesamt verarbeitete

man also 79 927 Kilogramm Baumetall. Für die Hauptträger wurden 28.951, für die Querträger 19 685 Kilogramm veranschlagt. Den dritt-schwersten Posten machte der Fahrbahnbelag mit 12 251 Kilogramm aus. Der Begriff Stahl fand 1911 bei der Schellenbergbrücke ausschließlich für die Auflager, wie Walzen, Rollstuhl und Zubehör, Verwendung. Zwei Lagerböcke waren aus Gusseisen. Der Überbau bestand hauptsächlich aus Flusseisen, das vernietet werden musste. Zur Verbindung der Einzelemente wurden immerhin 31 724 Paar Nietköpfe benötigt.⁵⁰⁾

Flusstahl

Das überwiegende Baumetall der Schellenbergbrücke war nach heutiger Bezeichnung – Flusstahl. Bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in den Industrieländern Versuche unternommen, Stahl im Brückenbau einzusetzen. Die Einführung des Bessemer-Verfahrens (seit 1856), des Siemens-Martin-Verfahrens (seit 1864) und des Thomas-Verfahrens (seit 1878) stellten wichtige Schritte in der Werkstoffforschung dar. Allerdings verzögerten der Kostenfaktor sowie die Anforderungen hinsichtlich einer gleichmäßigen Festigkeit des Materials die Verwendung des Stahls noch bis in die 90er-Jahre des 19. Jahrhunderts.⁵¹⁾ Um 1890 fand auch in Württemberg Stahl, der von den Zeitgenossen als Flusseisen bezeichnet wurde, Eingang im Eisenbahnbrückenbau.⁵²⁾

Flusstahl war seit 1859 in England verfügbar und wurde kurz danach von den anderen europäischen Ländern ebenfalls produziert.⁵³⁾ Als der technisch aufwendigere Bessemer-Stahl billiger hergestellt werden konnte, erreichte er 1880 auf dem Höhepunkt seiner Produktion einen Anteil von 34% gegenüber dem Puddeleisen (= Tiegelstahl) mit 63%. Nach 1880 war der sog. Thomas-Prozess, der dem Roheisen Phosphor entzog, erfolgreicher.⁵⁴⁾ Zwischen 1894 und 1915 wurden in Deutschland zahlreiche große Brückenbauwerke aus Stahl errichtet. Der seit 1894 für Brücken verwendete Flusstahl (früher Flusseisen) verfügte über eine zulässige Beanspruchung von 375 kp/cm² (37,5 N/mm²) – weitaus niedriger als die Streckgrenze. Eine Erhöhung der Werte erfolgte 1915 auf 1000 kp/cm² bzw. 1930 auf 1400 kp/cm². Rückblickend wurde dieser Baustahl als St 37 bezeichnet.⁵⁵⁾

Bei der Schellenbergbrücke wurde das Nieten als Verbindungsmittel der Konstruktionselemente angewandt. Genietetes Fachwerk ermöglichte eine relativ rationelle Bauweise. Zumindest einzelne Teilabschnitte konnten in der Fabrik bereits industriell vorgefertigt werden.⁵⁶⁾ Vor Ort wurden die einzelnen Eisenstäbe mit Locheisen abschnittsweise fixiert und dann mit den Nieten endgültig befestigt. Dies ist auf einem während der Bauarbeiten aufgenommenen Foto der Schellenbergbrücke deutlich zu sehen.⁵⁷⁾

Bautyp der Schellenbergbrücke

Nach den Vorlagen des Landesdenkmalamtes gehört die Schellenbergbrücke zum Bautyp der Fachwerkträger-Balkenbrücke in offener Bauweise.⁵⁸⁾ Im Gegensatz zur Bogenbrücke, wo die Schubwirkung schräg nach außen gerichtet ist, werden beim Balkentyp im Falle der Belastung vom Tragwerk Auflagerdrücke ausgeübt.⁵⁹⁾ Die Einfeldbrücke überspannte die Bahntrasse freitragend und wies eine angehängte Fahrbahn auf.⁶⁰⁾ Zwei parallel angeordnete, gegliederte Fachwerkträger bildeten die Haupttragkonstruktion in Form von Halbparabeln.⁶¹⁾ Der Obergurt ist ansteigend gewölbt, wobei der Untergurt jedoch horizontal verläuft. Auf seiner Höhe befand sich die Fahrbahn. Bei dem hier ange-

wandten Ständerfachwerk übernehmen die vertikalen Stäbe (= Ständer) die Druckkräfte, die diagonal verlaufenden Stäbe (= Streben) die Zugkräfte.⁶²⁾ Innerhalb der Felder sind die Diagonalstreben zur Mitte hin fallend angeordnet und werden jeweils von den Ständern begrenzt. Die Mittelfelder sind bei der Schellenbergbrücke nicht gekreuzt. Im Gegensatz zu dieser verfügt die ähnlich konstruierte Eisenbahnbrücke über die Nagold in Unterreichenbach über ein gerades Mittelteil.⁶³⁾ Auf der westlichen Seite der Schellenbergbrücke waren Linienkipplager, auf der östlichen Rollenlager angebracht.⁶⁴⁾

Die statische Berechnung von 1911 beinhaltet auch eine Detailskizze zu den Widerlagern als Schwergewichtsmauern. Diese bestanden aus Kernbeton sowie einem 10 bis 12 Zentimeter dicken härteren Vorsatzbeton.⁶⁵⁾ Der 3,10 Meter breite Sockel stieß an felsigen Untergrund. Nach oben hin stufte sich die Betonmasse in drei Schritten bis auf eine Breite von 2,20 Metern ab. Der Auflagerpunkt befand sich 1,10 Meter unterhalb des Geländeneiveaus. Die Brückenlager selbst standen auf Natursteinquadern.⁶⁶⁾ Das optisch ansehnliche Zusammenspiel von Flussstahl und nachträglich zur Verfeinerung angebrachtem Vorsatzbeton verdeutlicht heute noch eine zeitgenössische Postkarte.⁶⁷⁾ Die Seitenteile waren zur Böschung hin abgeschrägt. Das Betonieren der Auflager stellte den ersten Arbeitsschritt beim Brückenbau dar. Danach wurde in Balingen eine hölzerne Hilfsbrücke errichtet, von der aus man die Montage der Stahlteile vorantreiben konnte.⁶⁸⁾

Bedeutung der Schellenbergbrücke

Entsprechend einer Veröffentlichung des Landesdenkmalamtes ist die Anzahl der erhaltenen Eisenbahnbrücken aus Stahl in Baden-Württemberg bis 1920 trotz starker täglicher Beanspruchung – mit 443 reinen Stahlkonstruktionen relativ umfangreich. Dies spricht für die Qualität und Haltbarkeit des verwendeten Baumaterials. Aus dem zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist allerdings nur eine kleinere Gruppe erhalten als aus der ersten Dekade. Insgesamt konnten 1995 noch 24 Brücken mit sog. Fachwerkträgern festgestellt werden. Im Zuständigkeitsbereich der Bundesbahndirektion Stuttgart gab es allerdings nur noch zwei, in der Karlsruher Sektion drei der Balingen Schellenbergbrücke ähnliche Bautypen.⁶⁹⁾ Eine weitere derartige Brücke für den Eisenbahnverkehr wurde bei Zwiefaltendorf abgebaut und wartet auf ihre Wiederverwendung.⁷⁰⁾ Die Seltenheit der Stahlbrücken dieses Bautyps ist auch auf den in Württemberg seit der Jahrhundertwende stärker vorangetriebenen Stahlbetonbau zurückzuführen.⁷¹⁾

Die Schellenbergbrücke zählt zu den jüngeren und heute sehr raren Eisenbahnbrücken in Baden-Württemberg. Außerdem gehört sie zu dem

noch außergewöhnlicheren Typ der Fahrbahnüberquerung, einer der staatlichen Eisenbahn gehörenden Straßenbrücke. Die Konstruktion wurde ähnlich wie bei der Nutzung durch die Bahn ausgeführt, jedoch meist mit schwächerer Profildimensionierung. Boeyng nennt in seiner Untersuchung von 1995 dazu nur drei Beispiele: die Brücke bei Villingen-Marbach (1869), die Kaiserstuhlbrücke in Freiburg (1903) und den Kleinfeldsteg bei Mannheim (1914).⁷²⁾ Allerdings wurde auch die Neutorbrücke in Ulm 1906/07 durch die Eisenbahnverwaltung erstellt. Nach den vorliegenden Forschungserkenntnissen konnte in Südwestdeutschland jedoch bisher kein einziges Beispiel vom Bautyp der Schellenbergbrücke (I.A.7.2.3.) als eine der Eisenbahn gehörende Straßenbrücke erfasst werden.⁷³⁾ Auch in der Publikation über Technische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg ist kein vergleichbarer Typus zu finden.⁷⁴⁾

Innerhalb Deutschlands können als Beispiele noch die von der MAN entworfene Hackerbrücke in München (1892)⁷⁵⁾ und die Brandenburger Brücke in Leipzig (1910)⁷⁶⁾, die jeweils mit Fachwerkbögen die Gleisanlagen im Bahnhofsbereich überspannen, genannt werden.

Im Gegensatz zur Neutorbrücke in Ulm (1906/07), welche die historisierende Kontur einer Hängebrücke zeigt und ursprünglich mit stark gotisierenden Stilelementen ausgeschmückt worden war, weist die Schellenbergbrücke im Jahr 1911 von der Architektur her ein wesentlich moderneres Erscheinungsbild auf – einen rein konstruktiven Ingenieursentwurf. Das Material beider Objekte war allerdings dasselbe. Die Entwicklungsstufe, der die Schellenbergbrücke angehört, ist seit 40 bis 50 Jahren überholt. Da der nicht schweißbare Flussstahl heute nicht mehr produziert wird, können neue Brücken aus diesem Material nicht mehr hergestellt werden.⁷⁷⁾

Stahl – Vergangenheit und Zukunft⁷⁸⁾

Der gute Erhaltungszustand der Schellenbergbrücke, wie auch anderer Eisenbahnbrücken, beweist die Strapazierfähigkeit und die lange Lebensdauer von Stahlkonstruktionen mit der Vernietung als Montageverfahren. Allerdings muss dem Problem Rost dauerhaft entgegengewirkt werden. Für die Wiederverwendbarkeit und die ökologisch sinnvolle Verwertung abgebauter Brückenteile sprechen einige in jüngster Vergangenheit verwirklichte Projekte wie z. B. in der Universitätsstadt Tübingen. Dort wurde ein Eisenbahngittersteg aus dem Jahr 1912 nicht verschrottet, sondern auf die Initiative des Hochbauamtes hin vom Denkmalamt untersucht und auf Grund des Seltenheitswertes als Kulturdenkmal eingestuft. Der alte Steg wurde 1996 zur Verbindung des neuen Parkhauses Monopol mit dem Zinserdreieck – über die B 28 hinweg – eingesetzt. Die Stadt betrachtet diese Baumaßnahme als städtebauliche Bereicherung, die Altes mit Neuem verbindet.⁷⁹⁾

Eine Diplomarbeit an der Fachhochschule Biberach untersuchte das Tragverhalten der Balingen Schellenbergbrücke. Da in der frühen Zeit der Flussstahlherstellung innerhalb eines Bauwerks noch qualitative Unterschiede festzustellen waren, wurden verschiedene Proben entnommen und analysiert.⁸⁰⁾ Hinsichtlich der Wiederverwendbarkeit als Fußgängerüberquerung ist nach dieser Untersuchung bei der Schellenbergbrücke aus statischen Gründen nichts zu beanstanden.

Abbau und weiteres Schicksal der Schellenbergbrücke

Trotz ihrer Seltenheit wurde die Brücke nicht an ihrem ursprünglichen Standort belassen. Im März 1990 ließ die Stadt Balingen die Eisenkonstruktion abbauen, um auf Grund des erhöhten Verkehrsaufkommens in diesem Bereich einer breiteren Überführung aus Spannbeton Platz zu schaffen. Da die Schellenbergbrücke aus vorgefertigten Stahlteilen bestand, war es möglich, Tragwerk und Überbau aus den Widerlagern herauszulösen und abzutransportieren. Der Querverband wurde beim Abbau allerdings auf einer Breite von ca. 2 Metern abgetrennt. Der Unterbau aus Beton samt Widerlagern ging verloren. Von den Lagerteilen aus Stahl konnte ein Linienkipplager von der Seite der Behrstraße⁸¹⁾ gesichert werden.

Die Balingen Bürger Karl-Heinz Baumeister, Adolf Ehinger, Klaus Jetter, Karl-Otto Müller und Waldemar Rehfuß kauften die stählerne Fachwerkträger der Schellenbergbrücke, um sie der Nachwelt zu erhalten. Diese fanden zunächst in Geislingen ein Zwischenlager, bis sie im Januar 1998 bei der Firma Wochner Betonwerke in Dotternhausen ein weiteres vorübergehendes Domizil erhielten. Verschiedene Vorschläge der Eigentümer hinsichtlich der Wiederverwendung bezogen sich z. B. auf die Überbrückung der Eyach als Verbreiterung der Betonbrücke, die als Ersatz für die abgerissene stählerne Lang-Brücke oberhalb des Zollernschlosses errichtet worden war. Die Überführung der Bahnlinie in Engstlatt im Bereich des Sägewerks Schneider zur Anbindung des neu entstehenden Wohngebiets stand ebenfalls zur Diskussion, konnte jedoch nicht realisiert werden.⁸²⁾

Laut Beschluss des Balingen Stadtrates vom 18. Mai 1999 soll nun der Wiederaufbau der Schellenbergbrücke als Fußgängerüberführung der Eyach in der Rollerstraße beim Friedhof erfolgen. Der Kostenfaktor wurde auf ca. DM 500 000 beziffert. Um eine Finanzierungslücke in Höhe von DM 90 000 schließen zu können, wurde die Zustimmung davon abhängig gemacht, dass Sponsoren diesen fehlenden Betrag aufbringen.

(Alle Fußnoten in der nächsten Ausgabe)

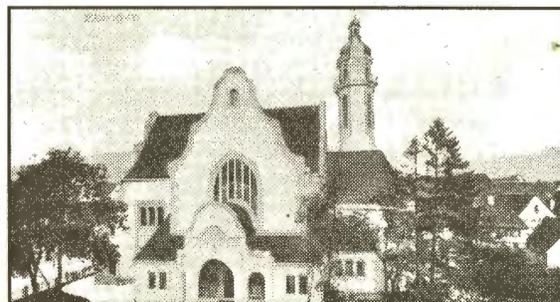
Ebingen vor einhundert Jahren

Als Serie aufgearbeitet von Dr. Peter Thaddäus Lang – 2. Folge –

Neubau der Martinskirche

Natürlich wollten sich die beiden großen Konfessionskirchen ihrer annehmen. Alle beide befürchteten, die zumeist aus einer ländlichen Umgebung herausgerissene und nach Ebingen verpflanzte Arbeiterschaft würde durch die Entwurzelung der Orientierungslosigkeit anheim fallen, was zu Verwahrlosung und damit schlichtweg zu Unmoral führen müsse. Dem entsprechend sahen dann die Bemühungen der

evangelischen Landeskirche um diese neu hinzugekommene Bevölkerungsschicht aus: Sie führten 1889 zur Errichtung eines Stadtvikariats und 1891 zur Bestellung eines zweiten Stadtpfarrers in Ebingen. Die alte – und recht ansehnliche – Martinskirche war angesichts heftig wachsender Einwohnerzahlen viel zu eng geworden, sie wurde 1905 abgerissen und durch einen stattlichen Neubau im Jugendstil ersetzt, den man am 16. Dezember 1900 feierlich einweihte. Den gotischen Chor wie auch den 1670 errichteten Turm ließ man stehen, der Turm wurde al-



Martinskirche 1907

lerdings um 14 Meter erhöht und mit einem Rundgang versehen.

St. Josef

Die Zahl der Katholiken innerhalb der Ebinger Arbeiterschaft hielt sich zunächst noch in sehr bescheidenen Grenzen und belief sich 1871 noch auf überschaubare 41 Personen, war aber bis 1892 bereits auf beachtliche 832 angestiegen. Für sie hielt der Pfarrer von Lautlingen seit 1874 Gottesdienst in der Kapellkirche; zunächst noch monatlich, dann vierzehntägig. Dies konnte freilich kein Dauerzustand sein. Deshalb wurde 1892 die St.-Josefs-Kirche gebaut, die schon 1912/13 stark erweitert werden musste.

Als eine weitere katholische Einrichtung kam 1900 das Marienheim hinzu, das unverheirateten katholischen Arbeiterinnen eine Unterkunft bot. Man dachte wohl, man könne die zumeist jungen und lebenshungrigen Frauen auf diese Weise vor moralischer Gefährdung schützen.



St. Josef 1904

Vereinshaus und Zionshügel

Bereits um die Mitte der 1880er Jahre hatte der evangelische Stadtpfarrer Jehle einen kirchlichen Verein gegründet, der das ehemalige Amtshaus am Markt erwarb – das heutige Hospiz – und darin Räume für auswärtige Arbeiterinnen einrichtete. Das Motiv war sicherlich das gleiche wie bei dem katholischen Marienheim. Derselbe



Zionshügel 1908

Verein ließ 1908/09 ein neues Vereinshaus im Kirchgraben erstellen, in dessen unteren und mittleren Räumen Betstunden und Konfirmandenunterricht abgehalten werden konnten, in die oberen Stockwerke zogen die Mädchen vom alten Vereinsheim um. Die nunmehr frei gewordenen Räumlichkeiten standen für junge Männer als Wohnung bereit, um auch sie vor moralischer Gefährdung fernzuhalten. Es dürfte bekannt sein, dass in dem einstmals als Vereinsheim errichteten Gebäude dieser Tage die Städtische Galerie beheimatet ist. Eine vergleichbare Einrichtung entstand 1903 aus pietistischem Geist und war zunächst für allein stehende Frau-

en und Mädchen bestimmt. Die frommen Begründerinnen nannten ihr Heim den „Zionshügel“ – der Name spricht für sich. Ein markantes und nicht unansehnliches Bauwerk, in welchem heute die Jugendmusikschule ihr Zuhause hat.

Gasthäuser

Freilich konnten die genannten Heime nur einen ganz geringen Bruchteil der Ebinger Arbeiterschaft aufnehmen – nur jeweils einige Dutzend Personen, wohingegen die werktätige Bevölkerung Ebingens nach Tausenden zählte. Alle übrigen blieben sich selbst überlassen; sie ließen sich allen kirchlichen Bemühungen zum Trotz sehr gerne zu einem weniger soliden Lebenswandel verführen. Nicht nach Kirche und Betstunde stand den zumeist jungen und erlebnishungrigen Arbeiterinnen und Arbeitern zuallermeist der Sinn, sondern nach eher diesseitigen Freuden. Kein Wunder also, dass die Zahl der Ebinger Gastwirtschaften zwischen 1880 und 1900 von eher bescheidenen 22 auf staunenswerte 68 anwuchs!

Und wie das so geht, wenn man (und gelegentlich auch frau) sich voll des Bieres zu nachtschlafener Stunde von der Wirtschaft auf den Heimweg begibt – jene Verhandlungen des Ebinger Stadtgerichts häufen sich nun, die das seinerzeit strafbare Delikt der Nachtschwärmerei zum Gegenstand haben. Was die Reformation 350 Jahre zuvor an Zucht und Anstand nach Ebingen gebracht hatte, das kam nun teilweise wieder abhanden. Man kann diesen Sachverhalt auch anders betrachten. Nach rund 350 Jahren reformationsbedingter Leibfeindlichkeit kehrte nun wieder ein kleines Stück praller Lebenslust nach Ebingen zurück. Wie auch immer: Dies äußerte sich unter anderem auch an den üppigen Vereinsfesten und an den ausschweifenden Fasnetsveranstaltungen, die insbesondere auf die Initiative der Ebinger Hutmacher zurückgingen – eine Berufsgruppe, die den Stadtvätern auch sonst suspekt war, denn sie glaubten, bei ihnen neben dem handfest konstatierten, unsoliden Lebenswandel auch noch sozialistische Neigungen feststellen zu können.

Schulen

Einer solchen Verminderung von Sitte und Anstand muss entgegengearbeitet werden, da waren sich die Ebinger Stadtväter einig. Und am besten fängt man damit an, indem man auf die Jugend einwirkt, auf die Schuljugend.

Freilich konnten die Ebinger Bildungseinrichtungen die ständig wachsenden Schülermassen kaum noch aufnehmen. Zunächst bezog die Volksschule deshalb Räume im Kirchgraben, später quartierte sie sich zusätzlich im ehemaligen Schlachthaus neben dem Roten Kasten ein und noch später bezog sie ein weiteres Quartier im Martinsfruchtkasten. Doch all diese Proviso-



Realschule, Festhalle, Knabenschule 1917

rien reichten nicht lange hin, um den anschwelenden Schülerberg zu verkraften, und so musste denn ein neues und großzügig dimensioniertes Gebäude her, errichtet in den Jahren 1886/1887 – die heutige Schloßberg-Realschule.

Nicht viel anders verhielt es sich hinsichtlich der damaligen Realschule. Auch sie platzte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus allen Nähten, weswegen am nördlichen Stadtrand ein neues Gebäude entstand, in welchem im Dezember des Jahres 1900 der Unterricht aufgenommen wurde. Heute ist dort die Hohenbergschule untergebracht.

Neben Volks- und Realschule sei an dieser Stelle eines weiteren Bildungsinstituts gedacht, das vor nicht allzu langer Zeit sein hundertjähriges Bestehen festlich beging – ich meine die hauswirtschaftliche Schule. Die in Heilbronn ausgebildete Hauswirtschaftslehrerin Emma Linder richtete am 1. März 1898 zunächst provisorisch im Gasthaus zum Engel eine Frauenarbeitsschule ein, die gleich von Beginn an sich regen Zuspruchs erfreute. Und bereits nach sieben Wochen präsentierte die stolze Lehrerin der Öffentlichkeit die im Unterricht angefertigten Handarbeiten. Die Ebinger Stadtväter erkannten mit einer gewissen Verzögerung den Nutzen dieser zunächst noch privaten Einrichtung und sorgten dafür, dass die Frauenarbeitsschule 1901 in die Verwaltung der Stadt übergang. Dies bedeutete, dass man in den Martinsfruchtkasten umzog, wo die Schule genau 75 Jahre lang untergebracht war – was zur Folge hat, dass alte Ebinger auch heute noch von der Frauenarbeitsschule reden, wenn sie den Martinsfruchtkasten meinen. Seit 1987 beherbergt dieses ansehnliche Gebäude die Akademie des Handwerks:



Frauenarbeitsschule

(Schluss des Beitrages folgt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Ingrid Helber,
Westerwaldstraße 17, Balingen-Frommern.

Dr. Peter Thaddäus Lang,
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen:

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 47

31. Mai 2000

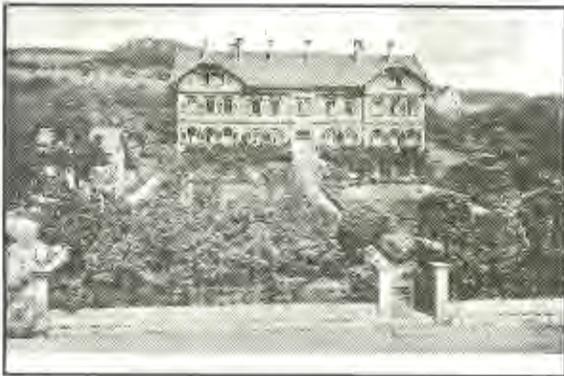
Nr. 5

Ebingen vor einhundert Jahren

Als Serie aufgearbeitet von Dr. Peter Thaddäus Lang – 3. Folge (Schluss)

Wohlfahrtseinrichtungen

Neben Kirchen und Schulen darf in einer Kommunedie Versorgung der Kranken nicht fehlen. Für sie war in Ebingen bereits vor dem hier thematisierten Zeitraum Einrichtungen geschaffen worden. Ein Spital existierte schon seit 1411. Dort wurden allerdings nicht nur Kranke, sondern Pflegebedürftige jedweder Art aufgenommen. Zusätzlich richteten die Stadtväter 1846 ein Haus für einheimische Kranke ein und schufen 1851 eine "Krankenanstalt für fremde Dienstboten", beide mit recht beschränkten Kapazitäten. Eine grundlegende Änderung dieses Zustandes war deshalb vonnöten – sie trat 1878



Ebingen, Krankenhaus, 1919

ein, als in Ebingen ein (für damalige Verhältnisse) stattliches Krankenhaus errichtet wurde. Es hat seinen Standort seitdem nicht verändert, wohl aber sein Aussehen und seine Größe. Lange vorher, nämlich im Oktober 1840, gründete der damalige Pfarrer Schaufler die "Augustenhilfe", so benannt nach einer Tochter des württembergischen Königs. Und zwar zunächst nicht als Altersheim, sondern als "Kinder-Rettungs-Anstalt" für maximal 40 Kinder. Die Umnutzung von der Jugend zum Alter fand erst viel später statt.

Friedhofskapelle

Die Bevölkerungszunahme wirkte sich letztendlich auch auf die Sterbeziffern aus. Da der Friedhof 1841 im Süden der Stadt neu angelegt worden war, entstanden hier keine Probleme, lediglich die 1845 erbaute Friedhofskapelle erwies sich allmählich als zu klein. Deshalb wurde zu Beginn der 1890er Jahre in der evangelischen Kirchengemeinde über den Bau einer neuen, größeren Kapelle nachgedacht, und schon bald flossen die ersten Spendengelder, denn die Zahl der vermögenden Gemeindemitglieder dürfte angesichts der äußerst günstigen Wirtschaftslage nicht eben klein gewesen sein. Bis zum Herbst 1897 war die Spendensumme auf runde 8000 Mark angewachsen, aber hinsichtlich des Ausse-

hens der zukünftigen Kapelle wollte sich eine Entscheidung nicht so geschwind einstellen. Man ließ sich von dem Christlichen Kunstverein beraten, man beauftragte den Ebinger Stadtbaumeister Münzenmaier, einen Entwurf zu fertigen, man diskutierte lange darüber, ob ein rechteckiger Bau vorteilhafter sei gegenüber einem achteckigen. Über all diesen Überlegungen floss der Spendenstrom kräftig weiter, und im Februar 1898 waren bereits stolze 24000 Mark beisammen.

Schließlich tat man sich mit dem Stuttgarter Architekturbüro Böklen und Feil zusammen, das dem Ebinger Stadtpfarrer von einem Amtsbruder empfohlen worden war. Die Stuttgarter Architekten schlugen einen achteckigen Kuppelbau in einem eindrucksvoll-majestätischen Stil vor, der an die Renaissance gemahnte, und dabei blieb es. Im Sommer 1898 begannen die Bauarbeiten, die nach einem Jahr abgeschlossen waren.

Als zu Beginn der 1980er Jahre die Stadt Albstadt auf dem Friedhof eine Aussegnungshalle mit Krematorium bauen ließ, schien die Friedhofskapelle überflüssig geworden zu sein. In den Folgejahren kümmerte sie unbenutzt vor sich hin, bis dann der Balingener Dekan anlässlich einer Visitation im Jahr 1988 den Abbruch der Kapelle anregte. Nun aber erhitzen sich die Gemüter – Abbruch oder Erhaltung, darüber wurde in Leserbriefen und im Kirchengemeinderat heftig diskutiert. Wenn sich nicht im Frühjahr 1990 einige engagierte Bürger zusammengetan und einen Arbeitskreis zur Erhaltung der Friedhofskapelle gegründet hätten, dann wäre das schmucke Bauwerk mittlerweile schon längst vom Erdboden verschwunden.

Turnhalle

Zur Infrastruktur kann weiterhin die Turnhalle gezählt werden, die 1894 am nördlichen Rande der Stadt neben der heutigen Schloßbergsschule gebaut wurde. In den Gemeinderatsprotokollen ist stets von einer Turnhalle die Rede, doch war der Ansturm der Vereine riesig, die mit der Bitte an die Stadtverwaltung herantraten, diese Örtlichkeit zum Abhalten ihrer Feste nutzen zu dürfen. Wie die Protokolle zeigen, wurde dies stets bewilligt, sogar die Fasnets-Narren durften sich dort austoben. So war denn binnen kurzem aus der Turnhalle eine Turn- und Festhalle geworden, doch hielten die Stadtväter eisern an dem einmal gewählten Namen fest.

Schloßfelsenturm

Die Turnhalle sollte der Körpererüttigung dienen, einen ähnlichen Zweck, wenn man so will, verfolgte der Schloßfelsenturm, denn bevor man von oben den herrlichen Blick über die Stadt genießen kann, muss man erst im Schwei-



Ebingen, Schloßfelsenturm um 1900

ße seines Angesichts den Höhenunterschied überwinden. Der Schloßfelsenturm trat an die Stelle eines älteren, hölzernen Turms, der aus

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Ab Montag, 5. – 11. Juni: Exkursion in das Mühl- und Waldviertel mit Südböhmen/Tschechien ab Freistadt/Österreich (Herr Kratt). Busfahrt.

Samstag, 17. Juni: Kloster Obermarchtal, Stadt Ebingen, Burg Rechtenstein (Herr Schneider). Busfahrt.

Mittwoch, 28. Juni: Forum Literatur (Herr Munz), Balingen, Landratsamt, 18 Uhr.

Dienstag, 4. Juli: Picasso-Ausstellung, Balingen, Stadthalle (Frau Hübner), 16/16.30 Uhr.

Sonntag, 9. Juli: Nusplingen, Führung durch die geologischen Steinbrüche, Pkw, Rathaus, 14 Uhr (Pemsel/Russ).

Dienstag, 18. bis Sonntag, 23. Juli: Lüneburg, einschl. ehem. Residenz-Stadt Cekke, Hansestadt Hamburg und den Lüneburger Heideklöstern, Bus, Prof. Roller.

Sonntag, 30. Juli: Unbekanntes Nagoldtal, Bus (Herr Willig).

Sonntag, 30. Juli: Residenz des Hauses Württemberg, Neues Schloss Stuttgart, Schloss Kirchheim/Teck, Kloster Lorch, Bus (Herr Kratt.).

dem Jahr 1881 stammt, aber bereits 1895 so altersschwach geworden war, dass sich eine Reparatur nicht mehr lohnte. Deshalb beschloss der Ebinger Verschönerungsverein am 25. Mai 1895, an die Stelle des alten Turms einen neuen, steinernen zu setzen, und zwar in einer solchen Weise, dass man den alten Turm als Baugerüst für den neuen verwenden konnte.

Nach den Plänen des Verschönerungsvereins sollte der neue Turm 24 Meter hoch sein, einen äußeren Durchmesser von vier Meter haben und mit sechs Strebepfeilern versehen sein, die in 13 Metern Höhe von acht Metern vorgesehen war, denn was wäre ein Aussichtsturm ohne die ausreichende Möglichkeit, diese Aussicht auch zu genießen. Am 17. Mai 1899 segnete die Ebinger Baubehörde das Baugesuch des Verschönerungsvereins ab. Dies tat sie sehr gerne, wie in dem Bauschauprotokoll hinzugefügt wird, das "der Turm eine Zierde der Gegend zu werden verspricht."

Als der Turm genau vier Monate später, am 17. September 1899, feierlich eingeweiht wurde, da konnten die Ebinger stolz auf dieses neue Wahrzeichen ihrer Stadt sein, und nicht ohne Grund nennt der damalige Albvereinsführer dieses Bauwerk "einen der schönsten Aussichtstürme der Alb". Die Buckelquader der Strebepfeiler sollten bewusst an eine mittelalterliche Burg erinnern und gaben damit dem Turm sein eigenes, unverwechselbares Gepräge, von dem heute freilich nichts mehr übriggeblieben ist.

Wasser, Glas, Elektrizität

Doch genau mit Bauwerken – kommen wir zu weiteren Gesichtspunkten der Infrastruktur, zu der Versorgung mit Wasser, Gas und elektrischem Strom.

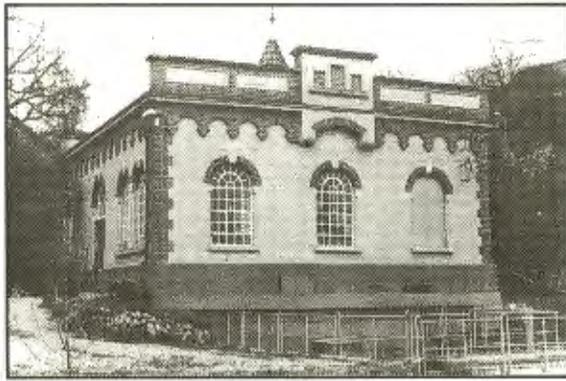
Seit dem Mittelalter leiteten die Ebinger das Quellwasser von außerhalb in einem System von Holzröhren in die Stadt, wo es dann in Brunnen jedermann zur Verfügung stand. Ein reichlich störanfälliges System der Wasserversorgung, denn die Holzröhren, "Deichel" genannt, pflegten nach einigen Jahren zu faulen und mussten ausgewechselt werden.

Mit einem Gerät, das einem überdimensionalen Korkenzieher glich, wurden in mühseliger Arbeit der Länge nach Löcher durch Baumstämme gebohrt, um neue "Deichel" zu bekommen. Und nicht zu vergessen das Brunnenputzen – Reinlichkeit war schon immer oberstes Gebot bei der Wasserversorgung. Eine ebenfalls ungemein beschwerliche Tätigkeit, wie allein schon an der Redewendung zu ersehen ist "er schafft wie ein Brunnenputzer", nämlich nicht nur gründlich, sondern auch ungemein fix, denn die Leute wollten ja wieder umgehend Wasser vom Brunnen holen.

Mit dieser Mühsal hatte es in Ebingen 1888/1889 ein Ende: Die Stadt errichtete ein Pumpwerk, baute einen Hochbehälter und verlegte von dort aus Wasserleitungen in alle Stadtteile.

Mit der Annehmlichkeit des Wasserhahns im eigenen Haus war allerdings ein liebgewordener alter Brauch plötzlich funktionslos geworden – das allabendliche Wasserholen am Brunnen, eine Aufgabe der jungen Mädchen, die bei dieser Gelgenheit an der Schöpfstelle zusammenfanden und sich dort eines regen Gedankenaustausches befleißigten. Das Wasserholen konnte sich dergestalt über Stunden hin in die Länge ziehen. Wenn nun ein Jüngling den alten Drang zum Weibe verspürte, so war es ihm ein leichtes, diese Spezies Mensch in größerer Zahl zu abendlicher Stunde am Brunnenrande aufzuspüren.

Die jungen Leute mussten sich nach dem Bau der Wasserleitung also etwas Neues einfallen lassen. In Ebingen traf man sich fortan am "Latschare" oder auch an anderen "Lalles-Plätzen".



E-Werk Haux, Veringendorf, 1992

Nachdem also sichergestellt ist, dass das Wasser den Ebingern bis in die Häuser floss, wollen uns vergewissern, dass es mit dem Gas ebenso bewerkstelligt wurde. Gas wurde anfangs zur Beleuchtung verwendet und trat an die Stelle der Kerze und der Petroleumlampe. Vor dem Aufkommen des Benzin- und Elektromotors wurden häufig auch Maschinen mit Gasmotoren angetrieben. So erbaute denn bereits 1862 der Fabrikant Landenberger bei seiner Samtfabrik ein Gaswerk, das 1871 in den Besitz der Stadt überging. Der wachsenden Nachfrage wegen musste dieses schon bald vergrößert werden, was aber am alten Standort nicht geschehen konnte. Deshalb errichtete die Stadt in den Jahren 1892 bis 1894 im Südosten Ebingens ein Gaswerk ausreichender Größe, das heute noch an dieser Stelle zu finden ist.

Ebenfalls ein Privatunternehmen war es, das die Stadt mit elektrischem Strom versorgte, aber mit dem Unterschied, dass das Elektrizitätswerk wesentlich längere Zeit in privater Hand geblieben ist. Schon 1888 erzeugte man in der Trikotfabrik von Jakob Ott elektrischen Strom zum eigenen Gebrauch; 1902 war dies auch bei dem Nadelhersteller Theodor Groz der Fall. Den entscheidenden Schritt zur Versorgung der Bürgerschaft aber unternahm der bereits mehrfach erwähnte Fabrikant Friedrich Haux, indem er im Jahr 1900 eine Mühle in Veringendorf aufkaufte und dort eine Turbine einbaute. Im folgenden Jahr ließ er eine Überlandleitung vorbei an Winterlingen und Straßberg legen, zunächst zum Betrieb seiner eigenen Fabrik. Die Kapazität des E-Werks in Veringendorf erlaubte es in der Folgezeit, an mehrere andere Ebinger Firmen Strom zu verkaufen, und 1907 bezog die Stadt selbst ihren Strom von Haux.

Rathaus

Die Ebinger Stadtverwaltung hatte also auf vielfältige Art die städtische Infrastruktur verbessert – gesorgt war für Wohnungen, Kirchen, Heime, Schulen, Wasserleitungen, Gas, Elektrizität und noch manches andere, das hier nicht erwähnt werden kann. Über all diesen Vorkehrungen und Maßnahmen war allerdings die eigene Infrastruktur der Stadtverwaltung völlig zu kurz gekommen, denn sowohl das alte Rathaus in der oberen Hälfte der Marktstraße als auch die Ratsschreiberei an der Spitalhofstraße reichten schon lange nicht mehr aus. So musste man etwa die Polizeiwache in dem ehemaligen Oberwachthäuschen unterbringen, die Steuerratschreiberei und das Einwohnermeldeamt versahen ihren Dienst in der alten Schule am Spitalhof, das Stadtbauamt saß in dem ehemaligen Schlachthof, die Stadtpflege wie auch die Stiftungs- und die Armenpflege mussten ihre Geschäfte in den Privatwohnungen der betreffenden Beamten führen. Die weit zerstreute Lage der verschiedenen Ämter musste für die Abwicklung der Verwaltungsgeschäfte äußerst misslich sein. So konnte es vorkommen, dass ein Brief aus Hamburg oder Berlin den Weg nach Ebin-

gen in kürzerer Zeit zurücklegte als die Schriftstücke, die zwischen den städtischen Ämtern hin und her geschickt wurden. Diese krasse Unzulänglichkeit milderte sich zwar etwas ab durch den Anschluss der Stadtbehörden an das öffentliche Telefonnetz im Jahr 1905, den Bürgern war damit freilich nicht geholfen, wenn sie bei Wind und Wetter von einem Amt zum anderen kreuz und quer durch die Stadt hasten mussten.

So machte sich denn in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts immer stärker das Bedürfnis nach einem neuen und ausreichend großen Rathaus geltend. Dieser allgemeine Wunsch führte schließlich dazu, dass die Ebinger Stadtväter am 26. Januar 1910 einstimmig beschlossen, ein solches Unternehmen in die Wege zu leiten. Man machte sich also auf die Suche nach einem geeigneten Bauplatz. – Und nicht anders als heutzutage bei der Verwaltung, so wurden auch seinerzeit erst einmal Vorschläge unterbreitet und Gutachten eingeholt, was – damals wie heute recht oft – eher zu einer größeren Verwirrung denn zu einer größeren Klarheit führte. Trotz alledem rang man sich zu einer engeren Auswahl durch – das waren ein Platz am Oberen Tor und ein weiterer am Marktbrunnen. Nach einer äußerst erregten Debatte im Gemeinderat fanden beide Möglichkeiten exakt gleich viel Stimmen. Eine Entscheidung kam demnach nicht zustande.

Die Bürgerschaft nahm regen Anteil an der Auseinandersetzung und im Nu war die ganze Stadt in zwei Lager gespalten, die sich aufs Heftigste befehdeten. Ganz offensichtlich waren da handfeste wirtschaftliche Interessen im Spiel. Die Grundstücks- und Hausbesitzer versprachen sich von einem günstigen Standort eine Wertsteigerung ihres Vermögens, die Gastwirte und Einzelhändler hofften auf größere Umsätze. Auf diese Weise wurde die Angelegenheit mehr und mehr zu einem heißen Eisen, an dem sich die Stadtväter nicht die Finger verbrennen wollten. Am 2. Dezember 1910 erklärten sie offiziell die Angelegenheit für vertagt.

Wenige Wochen später entstand durch eine Brandkatastrophe in der Marktstraße eine vollkommen neue Situation, denn es lag auf der Hand, das freigewordene Areal als Standort für ein neues Rathaus ins Auge zu fassen. Die Stadt erwarb den Brandplatz, schrieb einen Architekten-Wettbewerb zum Rathaus-Neubau aus und bestellte ein hochkarätiges Gutachtergremium. Die Ausschreibung fand ein lebhaftes Echo in der Fachwelt – Architekten von weither beteiligten sich – sie stammten aus Städten wie Hamburg, München, Stuttgart und Ulm. Das Rennen machte schließlich der Entwurf des Stuttgarter Architekten Martin Elsaesser, ein Name, der unter Architekturhistorikern durchaus einen besonderen Klang besitzt. Die Ausführung oblag dem jungen Ebinger Stadtbaumeister Leonhard Schrein, der allerdings den Elsaesserschen Entwurf an verschiedenen Stellen abänderte. Im Juni 1912 erfolgte die Grundsteinlegung, und im Dezember 1913 konnte der städtische Bau feierlich eingeweiht werden.

Das neue Rathaus war in seinen Ausmaßen so üppig bemessen, dass darin nicht nur sämtliche städtische Dienststellen ein Domizil fanden, sondern außerdem noch die Feuerwehr, die städtische Polizei einschließlich zweier Haftzellen, die heute noch bestaunt werden können und gegenwärtig zur Lagerung von Putzmitteln dienen – und, im obersten Geschoss, das Ebinger Heimatmuseum. Aber schon beim 25-jährigen Jubiläum 1938 hörte man Klagen, unter welcher Beengtheit die Stadtverwaltung zu leiden habe.

Schultheiß Hartmann

Dass viele der genannten infrastrukturellen Maßnahmen so glatt und konfliktfrei durchge-



Stadtschultheiß Hartmann

führt werden konnten, das ist dem Mann zu verdanken, der vor einhundert Jahren die Zügel der Stadt in Händen hielt und dabei unauffällig und geräuschlos im Hintergrund blieb: Gemeint ist der Stadtschultheiß Johannes Hartmann, der von 1857 bis 1909 die Geschicke der Kommune leitete, also mehr als fünfzig Jahre lang. (Die Auseinandersetzungen um den Rathausbau fielen also nicht mehr in seine Amtszeit). Gerade 25 Lenze zählte der Weberssohn, gelernter Verwaltungsmann und gebürtiger Ebinger, als ihn seine Mitbürger in das Amt wählten.

Gegenüber den teilweise recht konträren politischen Strömungen jener Jahre verhielt sich Hartmann vorsichtig und zurückhaltend, weshalb es zu seiner Zeit nie zu größeren Konflikten kam. Seine Vorgesetzten hießen diese Zurückhaltung gut; 1886 wurde er als der „entschieden beste Ortsvorsteher des Oberamtsbezirks“ bezeichnet. Kein Wunder, dass der verdienstvolle Mann mehrere Orden erhielt, dass er zum ersten Ehrenbürger der Stadt ernannt wurde und dass Christian Landenberger ihn in Öl portraitierte. Das Gemälde ist heute im Ebinger Rathaus zu bewundern.

Der Ebinger Stadtschultheiß Johannes Hartmann: Ein Mann, der es verdient hat, an dieser

Stelle genannt zu werden. Solche Männer braucht die Stadt!

Quellen:

- Stadtarchiv Albstadt
- Adressbücher
- Stadt Ebingen, Bauschauprotokolle
- Stadt Ebingen, Gemeinderatsprotokolle
- Stadt Ebingen, Gerichtsprotokolle
- Stadt Ebingen, Gewerbesteuerkataster 1880, 1890, 1900, 1910
- Der Alb-Bote
- Der Neue Alb-Bote
- Schwäbisches Tagblatt, 17. 9. 1949 (Schloßfelsenturm)
- Der Wille, 10. 12. 1938 (Rathaus)
- Zollern-Alb-Kurier 28. 8. 1984 (Augustenhilfe)

Literatur:

- Arbeitskreis Friedhofkapelle, Beiträge 6. Februar 1996
- Rainer Günther/Hans-Martin Haller, 1890 - 1990 SPD Albstadt, Hundert Jahre Sozialdemokraten in unserer Stadt. Festschrift Albstadt 1990
- Peter Thaddäus Lang, 75 Jahre Rathaus Ebingen: Ein Blick in die Vergangenheit. In: Heimatkundliche Blätter 1988, S. 665 - 667
- Peter Thaddäus Lang/Johannes Schuler, 100 Jahre Hauswirtschaftliche Schule in Ebingen. In: Heimatkundliche Blätter 1998, S. 1126 - 1128, 1132
- Gerhard Penk, Modernes Wohnen im Württemberg der Jahrhundertwende. Der Fabrikant Friedrich Haux und seine Villen. Diplomarbeit, Universität Stuttgart 1988
- Paul Rothmund/Erhard R. Wiehn (Hrsgg.), Die FDP/DVP in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Stuttgart 1979
- Walter Stettner, Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen 1986.

Die Schellenbergbrücke in Balingen

Fußnoten zum Beitrag von Dr. Ingrid Helber in der vorigen Ausgabe

- ¹⁾ Herzlichen Dank an Herrn Waldemar Ph. M. Rehfuß aus Balingen, der für diese Arbeit sein Privatarchiv zur Verfügung stellte. Schreiben von Dr. Ursula Schneider v. 20. 4. 1989. Vgl. auch Schreiben von Dietmar Schlee v. 22. 9. 1989. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.
- ²⁾ Michael Goer: Zur Geschichte und zum Begriff. In: Hubert Krins u.a.: Brücke, Mühle und Fabrik. Technische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Hrsg. v. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Industriearchäologie in Baden-Württemberg 2. Stuttgart 1991. S. 14-17.
- ³⁾ Werner Lindner: Bauten der Technik. Berlin 1927.
- ⁴⁾ Conrad Matschoss: Technische Kulturdenkmale. Hrsg. v. Werner Lindner. München 1932. ND Düsseldorf 1984.
- ⁵⁾ Vgl. dazu Ingrid Helber: Studien zur Industriearchitektur in Albstadt. Eine architekturhistorische Untersuchung zur Entwicklung vom Beginn der Industrialisierung bis zum Zweiten Weltkrieg mit einem Ausblick bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts und einer Darstellung von Besonderheiten im Industriebau. 2 Bde. Diss. Tübingen 1999. Bd. 1. S. 22 ff.
- ⁶⁾ Sind nicht alle Baudenkmale unbequem? Norbert Huse: Unbequeme Baudenkmale: Entsorgen? Schützen? Pflegen. München 1997.
- ⁷⁾ Denkmalpflege in den 90er Jahren. Konzeption für die Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Hrsg. v. Innenministerium Baden-Württemberg. Aufgestellt vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg im November 1990.
- ⁸⁾ Vgl. dazu: Axel Föhl (Hg.): Hessen. Denkmäler der Industrie und Technik. Berlin 1986.
- ⁹⁾ Heute ist der Begriff Stahl für alles Eisen unter 1,6% Kohlestoffanteil festgelegt. Die neue Bezeichnung führte in Deutschland und den USA zu Kontroversen. Vgl. Wolfgang König/Wolfhard Weber: Netzwerke, Stahl und Strom 1840-1914. In: Propyläen Technikgeschichte Bd. 4. Unveränd. Neuausgabe Berlin 1997. S. 59 f.
- ¹⁰⁾ Ebd.
- ¹¹⁾ Vgl. Nikolaus Pevsner/Hugh Honour/John Fleming: Lexikon der Weltarchitektur. Dritte, aktual. u. erw. Aufl. Darmstadt 1992. S. v. Brücken. S. 107-110. Ulrich Boeyng: Eiserne Eisenbahnbrücken in Baden-Württemberg. Erfassung des historischen Bestandes bis 1920 und Beitrag zur Beurteilung der technikgeschichtlichen Bedeutung. Arbeitsheft 3. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart 1995.
- ¹²⁾ König/Weber, Propyläen Technikgeschichte, S. 59 ff.
- ¹³⁾ Ebd.
- ¹⁴⁾ Ebd.
- ¹⁵⁾ Pevsner/Honour/Fleming, Lexikon der Weltarchitektur. S. v. Brücken. S. 107-110. Die erste Stahlbetonbrücke baute der Ingenieur Hennebique 1894 in Viggen in der Schweiz. Uwe Erler/Helga Schmiedel: Brücken. Historisches, Konstruktion, Denkmäler. Hrsg. v. Eberhard Wächtler/Otfried Wagenbreth/Markus Höpftner. Leipzig 1988. 111 ff., S. 121 ff. Vgl. Patente des französischen Ingenieurs Freyssinet. Die erste Spannbetonbrücke in Deutschland wurde 1936/37 bei Aue/Sachsen errichtet.
- ¹⁶⁾ Pevsner/Honour/Fleming, Lexikon der Weltarchitektur. S. v. Eisenarchitektur, S. 733.

- ¹⁷⁾ Erler/Schmiedel, Brücken, S. 102.
- ¹⁸⁾ Ebd. S. 101.
- ¹⁹⁾ Balinger Volksfreund v. 23. Oktober 1911. Der 25. Oktober 1911 war der Tag der Einweihung der Bahn Balingen-Schömburg. Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung. 2 Bde. Balingen 1961. Bd. 2. S. 69 f.
- ²⁰⁾ Balinger Volksfreund v. 22. April 1911.
- ²¹⁾ Vgl. Querschnitt aus dem Bauplan der Fa. Heinrich Schellenberg vom 17. bzw. 20. Dez. 1910. Ansicht gegen die Lindenstraße 18. Stadt Balingen. Bauverwaltungsamt. Bauakten. Dank für die freundliche Unterstützung an Frau Gühring.
- ²²⁾ Balinger Volksfreund v. 23. Okt. 1911.
- ²³⁾ Ebd.
- ²⁴⁾ Dank für die freundliche Mitteilung an Frau Schellenberg, Reutlingen-Betzingen.
- ²⁵⁾ Einwohner- und Heimatbuch der Kreisstadt Balingen. Balingen 1936. S. 171.
- ²⁶⁾ Ansicht 1911. Fotoarchiv Waldemar Rehfuß, Balingen.
- ²⁷⁾ Stadt Balingen, Bauverwaltungsamt, Bauakten.
- ²⁸⁾ Straßenbrücken: Steinerner Brücke bei der Friedhofkirche (1578), Obere Torbrücke bei der Sonne um 1448, Brücke in der Ebergasse von 1598. Stählerne Brücken: Schwarze Brücke (1897) im Bereich Färberstraße, Klausen-Brücke von der Tübinger Straße zum Alten Markt, Brücke beim Südbahnhof. Fußgängerbrücken: Lang-Brücke beim Zollernschloß (1897), Sichelsteg bei Forstwart Widmann/Neuapost. Kirche, Steg beim Bauhof in der Hindenburgstraße. Foto- und Privatarchiv Waldemar Rehfuß. Vgl. Wochenblatt für den Zollernalbkreis v. 5. Juli 1996, 29. Jg. Nr. 26.
- ²⁹⁾ In Anlehnung an die von Boeyng zusammengefassten Kriterien. Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken.
- ³⁰⁾ Festigkeitsberechnung für die Bahnüberbrückung in km 42⁺⁰⁹². Strecke: Tübingen-Sigmaringen. Reichsbahndirektion Stuttgart. Reichsbahnbetriebsamt Sigmaringen v. 30. 5. 1955. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.
- ³¹⁾ Statische Berechnung der K. Württ. Staatseisenbahnen, K. Bauinspektion Balingen v. 18. Jan. 1911. Die exakte Standortangabe lautete: 0⁺⁴⁵⁹ Kilometer zwischen den Stationen Balingen und Frommern, bzw. 42⁺⁰⁹² Kilometer der Strecke Tübingen-Sigmaringen. In den Akten wurde die gesamte Baumaßnahme, samt Brücke und zweitem Gleis, als Bahnhofumbau bezeichnet. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.
- ³²⁾ Ebd.
- ³³⁾ Laut Statischer Berechnung von 1911. Entsprechend des Gutachtens vom 8. 2. 1989 des Ingenieurbüros Norbert Weber aus Albstadt-Lautlingen. S. 4 betrug die Höhe am Auflager 2,39 m. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.
- ³⁴⁾ Ebd.
- ³⁵⁾ Ebd., S. 5
- ³⁶⁾ Statische Berechnung von 1911.
- ³⁷⁾ Materialverzeichnis der Maschinenfabrik Esslingen v. 18. März 1911, Privatarchiv Waldemar Rehfuß.
- ³⁸⁾ Ebd.
- ³⁹⁾ Akte Reichsbahndirektion Stuttgart, Reichsbahnbetrieb-

- samt Sigmaringen. Inhalt: Festigkeitsberechnung v. 30. Mai 1955. Nr. 8235. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.
- ⁴⁰⁾ Dank für die freundliche Mitteilung an Herrn Waldemar Rehfuß.
- ⁴¹⁾ Vgl. Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken, S. 182.
- ⁴²⁾ Fotoarchiv Waldemar Rehfuß. Vgl. auch Gutachten des Ingenieurbüros Weber.
- ⁴³⁾ Materialverzeichnis der ME v. 18. März 1911. Die ME ging 1965 mehrheitlich an die Daimler-Benz AG über. Willi A. Boelcke: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987. S. 588. Im Archiv der ME innerhalb der DaimlerChrysler Verwaltung gibt es noch Bildbände der Brückenbauten. Herzlichen Dank für die freundliche Auskunft an Herrn Rabus, DaimlerChrysler-Archiv, Stuttgart.
- ⁴⁴⁾ Wolfgang v. Hippel: Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1800 bis 1918. In: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte. Bd. 3. Hrsg. i. A. d. Komm. f. gesch. Landeskunde in Baden-Württemberg v. Hansmartin Schwarzmaier. Stuttgart 1992. S. 542.
- ⁴⁵⁾ Willi A. Boelcke: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987. S. 266. Errichtung der Ettenbachtalviadukts bei Freudenstadt im Jahr 1878 durch die Fa. Gebr. Decker. Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken, S. 50.
- ⁴⁶⁾ Krins, Brücke, Mühle und Fabrik, S. 187 f.
- ⁴⁷⁾ Ebd., S. 222.
- ⁴⁸⁾ Bestellung No 68402, Zeichnung No 14001^B 14008^B.
- ⁴⁹⁾ Materialverzeichnis der ME.
- ⁵⁰⁾ Weg-Überführung auf dem Bahnhof Balingen bei Km 0⁺⁴⁵⁹. Materialverzeichnis der Maschinenfabrik Esslingen. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.
- ⁵¹⁾ Erler/Schmiedel, Brücken, S. 101.
- ⁵²⁾ Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken, S. 38.
- ⁵³⁾ König/Weber, Propyläen Technikgeschichte, S. 71 ff.
- ⁵⁴⁾ Ebd. S. 65-77.
- ⁵⁵⁾ Erler/Schmiedel, Brücken, S. 102 ff.
- ⁵⁶⁾ Vgl. Lexikon der Kunst. Architektur, Bildende Kunst, angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie. 7 Bde. Begr. V. Gerhard Strauss. Hrsg. v. Harald Olbrich u.a. Leipzig 1994. S. v. Stahl- und Eisenbau. Bd. 7. S. 4 ff.
- ⁵⁷⁾ Dank für den freundlichen Hinweis an H. Waldemar Rehfuß.
- ⁵⁸⁾ Bautyp I.A.7.2.3. Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken, S. 141. Lexikon der Kunst, Bd. 7, S. 4 ff.
- ⁵⁹⁾ Hand Koepf: Bildwörterbuch der Architektur. Kröners Taschenausgabe Bd. 194. Unveränd. Nachdruck der Aufl. v. 1974. Stuttgart 1985. S. v. Brücke. S. 76 f.
- ⁶⁰⁾ Erler / Schmiedel, Brücken, 9 ff.
- ⁶¹⁾ Ebd. S. 72.
- ⁶²⁾ Vgl. Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken, S. 173 f.
- ⁶³⁾ Ebd., S. 72 f.
- ⁶⁴⁾ Bauplan Heinrich Schellenberg, Ansicht zur Lindenstraße. Stadt Balingen, Bauverwaltungsamt. Gutachten Weber.
- ⁶⁵⁾ Ebd., S. 5 und 8.
- ⁶⁶⁾ Gutachten Weber, S. 5.
- ⁶⁷⁾ Vgl. Foto der Tafel mit Brückennummer um 1989, außerdem J. Mauthe, Balingen und Tailfingen. Ohne Jahresangabe. Fotoarchiv Waldemar Rehfuß.

Gustav Schwab zum Gedenken

Überlieferer der Sage vom Hirschgulden/von Adolf Klek, Balingen

Im November 1850, also vor 150 Jahren, starb in Stuttgart im 59. Lebensjahr der Dichter und Literaturförderer Gustav Schwab, dem wir mit der Überlieferung der Sage vom Hirschgulden ein bedeutendes Stück Landes- und Literaturgeschichte verdanken. Auf dem Hoppenlaufriedhof in der Landeshauptstadt kann man den gut erhaltenen Grabstein für ihn und seine Ehefrau Sophie, geb. Gmelin, heute noch sehen. Lorbeerkrantz und Leier, Symbole des Ruhmes und der Sanges- und Dichtkunst, zieren den in klassizistischem Stil gestalteten Stein.

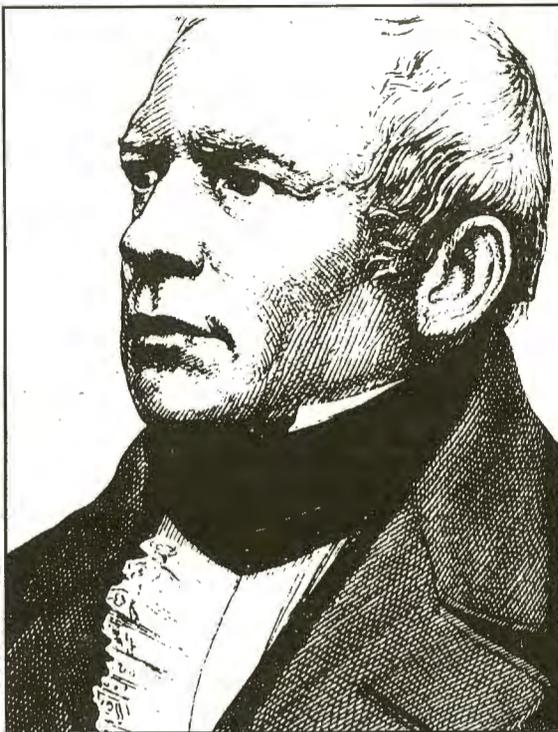
Seit Lesebücher etwa ab 1830 für den Schulunterricht zusammengestellt wurden, sind Gedichte und Prosatexte von Gustav Schwab darin durch Generationen weitergegeben worden. Am bekanntesten wurde so sein Gedicht „Das Gewitter“ („Urahn, Großmutter, Mutter und Kind in dumpfer Stube beisammen sind“...). Auch die „Sage vom Hirschgulden“ gehört zum Bestand vieler Lesebücher.

Erstmals gedruckt erschien die Sage im Jahre 1823 in Stuttgart in dem Buch: „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und anderen Zugaben. Wegweiser und Reisebeschreibung von Gustav Schwab.“ Der Stuttgarter Gymnasialprofessor wollte hier im Geiste der Romantik dazu anregen, im Wandern diese Landschaft und ihre Bevölkerung, ihre Geschichte und Natur zu erleben.

Bei der Tagestour „Durchs Lautlinger Tal über Ebingen zum Fuß des Hohenzollern“ heißt es: „Mein Wirt in Dürrwangen erzählte mir ziemlich verworren eine Sage von den drei Bergen Hohenzollern, Schalksburg und Hirschberg...“ Was G. Schwab aus den „verwirrten Reden“ vom Wirt erfuhr, gab er in spannendem und sprachlich gehobenem Erzählstil wieder und zwar unter der Überschrift: „Sage von drei Brüdern.“

Sein jüngerer Freund Wilhelm Hauff baute die Schwab'sche Fassung bald darauf fantasievoll aus und ließ dabei den erzählenden Handwerksburschen im „Wirtshaus im Spessart“ sagen: „Das ist die Sage vom Hirschgulden.“

An den historischen Kern der Sage erinnern noch ein Grabstein in der Balingen Stadtkirche und eine Pergamenturkunde im Staatsarchiv Stuttgart. Graf Friedrich von Zollern, Herr zu Schalksburg, ließ im Jahre 1403 seinen im jugendlichen Alter verstorbenen Sohn in Balingen bestatten – wohl wegen Abneigung gegen die Verwandtschaft nicht in der Zollerngrablege im Kloster Stetten bei Hechingen. Noch im selben Jahr verkaufte er seine Herrschaft an den Grafen Eberhard den Mildten von Württemberg um ei-



Gustav Schwab, Dichter und Pfarrer. Er schrieb den „Reiter und der Bodensee“

nen sehr niedrigen Preis, jedoch nicht um einen einzigen Hirschgulden – wie die Sage übertreibt.

Gustav Schwab, dessen Studium zum Schul- und Kirchendienst berechtigte, wirkte einige Jahre auch als Pfarrer in Gomaringen und danach wieder in Stuttgart, zunächst als Dekan, dann in der Kirchenleitung. Mit den Freunden im „Schwäbischen Dichterkreis“, vor allem mit Ludwig Uhland, pflegte er gern den Austausch. Zu vielen öffentlichen Feiern bat man ihn um ein Gedicht oder eine Rede.

Mit außergewöhnlicher Leistungskraft blieb er als Redakteur und Berater beim Verleger Friedrich Cotta und bei dessen Sohn Georg, der im Schlosspark von Dotternhausen bestattet ist, ständig nebenberuflich tätig. Auch als Übersetzer und Herausgeber oder Verfasser weiterer Bücher, darunter „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“, wurde er eine bis heute berühmte Persönlichkeit. Sein Grabstein trägt die Inschrift: Gustav Schwab, Dr. der Theologie, Oberconsistorialrath, geboren 19. Juni 1792, gestorben 4. Nov. 1850.

Otto Borst schrieb vor kurzem über ihn, er sei ein Mann gewesen, „der das Große beleuchtet, aber darüber das Kleine zu hegen nicht vergessen hat“.

Die Siechenkapelle in Balingen

Vorschau auf einen Beitrag von Manfred Wörner in der nächsten Ausgabe

Fast auf den Tag genau sieben Jahre nach der letzten Veranstaltung in der Balingen Siechenkapelle betrat ich diese mit der Idee, eine Ausstellung mit Abendveranstaltungen zum Thema Tod und Sterben an diesem Ort durchzuführen. Was ich vorgefunden habe, ist mehr als nur ein „altes Gemäuer“.

Die Siechenkapelle wird von vielen Menschen, die ich inzwischen dort erlebt habe, als besonderer Ort empfunden, ohne dass sie genau sagen könnten, um was für eine Art Besonderheit es sich handelt. Ich hatte viel Gelegenheit, einfach zu beobachten, was sich dort abspielt: auch heute noch spazieren Kranke vom Krankenhaus her, vielleicht zufällig, drücken die Klinke an der Tür oder bleiben einen Moment still betrachtend stehen. Landstreicher machen auf den Steinbänken davor Rast und lassen ihre leeren Flaschen dort liegen oder stehen. Ein zerrissener Brief, den ich dort fand, schildert die Nöte eines Kranken, daneben lag eine Klinikpackung eines

mir unbekanntem Medikaments, (wer weiß schon, was das zu bedeuten hatte?). Auch dient die Siechenkapelle als Hintergrund für Familienfotos oder romantische Stimmungsbilder. Und manch einer, der im Park um die Kapelle spazieren geht, alles still auf sich wirken lässt, meint die besondere Atmosphäre zu spüren an diesem ehemals geweihten Ort, wo Jahrhunderte hindurch gebetet wurde.

In diesem Artikel möchte ich gerne meine Beobachtungen an der Siechenkapelle mit den Augen eines interessierten Laien schildern. Bei diesen Beobachtungen kommen mein Interesse am mittelalterlichen Kirchenbau ebenso zum Zuge wie meine leidenschaftlichen Versuche, mir das Leben im Mittelalter vorzustellen.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Adolf Klek,
Wolfsbühlstraße 6, 72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang,
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Manfred Wörner,
Tübinger Straße 44, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen:

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Rest Fußnoten zur Schellenbergbrücke

⁶⁸⁾ Foto aus dem Jahre 1911 vom Turm der Stadtkirche aus aufgenommen. Das Holzgerüst ist deutlich sichtbar. Fotoarchiv Waldemar Rehfuß.

⁶⁹⁾ (Stuttgart: Bauwerk Nr. 35130 Strecke Nr. 4850/Baujahr 1874 bei Pforzheim; Karlsruhe: Nr. 19030, Nr. 4252/1892 Unterreichenbach). Die drei anderen entstanden in den Jahren 1909 und 1910 (S: 11140, 4500 /1910 südlich von Ulm, KA: Nr. 18180, 4240/1909 bei Rastatt und 14750, 4422/1910 bei Lörrach) Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken, S. 144 f.

⁷⁰⁾ Eigentümer René Wieler. Dank für den Hinweis an H. Waldemar Rehfuß.

⁷¹⁾ Boeyng, Eiserne Eisenbahnbrücken, S. 35.

⁷²⁾ Ebd., S. 59 f.

⁷³⁾ Ebd.

⁷⁴⁾ Krins, Brücke, Mühle und Fabrik.

⁷⁵⁾ Volker Rödel: Reclams Führer zu den Denkmälern der Industrie und Technik in Deutschland 1. Alte Länder. Stutt-

gart 1992. S. 221.

⁷⁶⁾ Ders.: Band 2. Berlin, Neue Länder. Stuttgart 1998. S. 197.

⁷⁷⁾ Schreiben von Prof. Dipl.-Ing. Erwin Schneider, Senden, v. 15. 11. 1995. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.

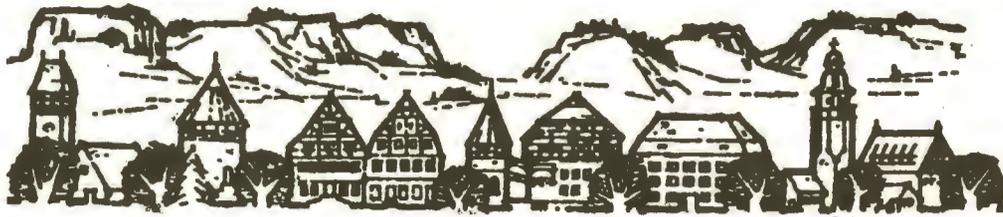
⁷⁸⁾ Ruprecht Vondrahn (Hg.): Stahl ist Zukunft. Von der Weltausstellung bis zur Expo 2000 in Hannover. Essen. Erscheint demnächst.

⁷⁹⁾ Dokumentation des Hochbauamtes der Stadt Tübingen. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.

⁸⁰⁾ Peter Drastik: Überprüfung des Tragverhaltens einer genieteten Brücke aus Flußstahl (Baujahr 1911). Dipl.-Arb. Masch. Fachhochschule Biberach 1996. Siehe S. 7 ff. Privatarchiv Waldemar Rehfuß.

⁸¹⁾ Gutachten Weber, S. 7.

⁸²⁾ Dank für die freundliche Mitteilung an H. Waldemar Rehfuß.



Sieben Jahre Dornröschenschlaf: Die Siechenkapelle in Balingen

Aufgearbeitet von Manfred Wörner, Balingen



Ein Rundgang

Wer von vorne an die Kapelle kommt, bemerkt zunächst die beiden unglaublich mächtig aufragenden Lindenbäume, die durch ihre Größe das ganze Gebäude optisch fast verschwinden lassen. Geht man in dem kleinen parkähnlichen Anwesen in südlicher Richtung um die Kapelle herum (rechtsherum), fällt sogleich das südliche Fenster auf, das das einzige Fenster außer den Fenstern an der Ostseite ist. Es ist schmucklos, hoch und schmal, mit unterschiedlich großen Steinen gefasst und mit klarem Glas gefüllt.

Ein unscheinbarer Stein in der Wand

Unter dem Südfenster ist wie zufällig ein unscheinbarer Stein in die Wand eingelassen, der, stark verwittert, dennoch einmal als Ausguss gedient haben mag, die Rinne in seiner Mitte lässt darauf schließen. Eine Funktion war mir lange nicht erklärbar. Einige Nachforschungen bei anderen Kirchengebäuden¹⁾ und Sachkundigen ergaben keine Erklärung für diesen Stein. Durch Zufall fand ich jedoch eine mögliche Erklärung in dem Buch „Die Zisterzienser“. Darin heißt es: „In die Südwand des Altarraums eingelassen,

befand sich (in zisterziensischen Kirchen) eine Nische mit Rundbogen, die die Messkännchen und ein kleines Waschbecken meist mit zwei Abflüssen enthielt, einen für das Wasser, mit dem die geweihten Gefäße gereinigt wurden und das nach außen abfloss, sowie einen anderen für das Wasser der Waschung nach der Weihe der Hostie, das in die geweihte Erde der Grundmauern floss²⁾. Vielleicht würde man in der Wand der Siechenkapelle unter dem Südfenster oder im Fundament darunter noch einen Abfluss finden, und der heute existierende Stein wäre dann der Ausguss für das Wasser, mit dem die geweihten Gefäße gereinigt wurden? Dies würde auch erklären, warum der Abflusstein an der Siechenkapelle nicht genau mittig unter dem Fenster angebracht ist, weil in der Nische für das Fenster eben zwei Ausgüsse Platz haben mussten. Der Abflusstein von Engstlatt?

Die Ostfenster und Ostgiebel

Geht man zur Ostseite weiter, verdeckt zunächst eine junge Linde den Blick auf die Ostfassade. Die Linde wurde im Winter 1999 ausgegraben, um Schäden am Bauwerk zu vermeiden und den Blick auf die beiden Fenster freizugeben sowie mehr Licht ins Innere dringen zu lassen. Das untere Ostfenster ist ein vierbahniges, vierzeiliges Fenster, der Fenstersturz ist gerade, mit Rundbogen und Dreipass über je zwei Spalten ausgebildet, im Bereich des rechten Bogens ist er gebrochen. Die Verwandtschaft der Form dieses Fensters mit den Fenstern aus dem ersten Geschoss der Stadtkirche ist sichtbar, nur, dass die Stadtkirchenfenster oben nicht gerade, sondern leicht gewölbt sind. Ob die Formen rein zufällig so übereinstimmen oder einfach nur dem Zeitgeschmack entsprachen oder andere Schlussfolgerungen zu ziehen wären, bleibt dabei offen. Über dem großen Ostfenster findet sich noch ein zweites, kleineres Fenster, zwei-bahnig, hoch und schmal, völlig schmucklos. Dessen Bedeutung ist unklar, hat aber vielleicht im Innern mit dem ehemaligen Gemälde zu tun oder ist dort eingebunden gewesen.

Blickt man an der Ostfassade hoch, fallen hier deutlich die beiden Ecksteine der Mauern am Dachtrauf auf, die verschiedene Formen haben. Überprüft man die entsprechenden Mauersteine der Westfassade, wird man auch dort unterschiedliche Formen finden, insgesamt mit eins, zwei, drei und vier angeschrägten Flächen. Diese Steine mögen aus dem Abbruchmaterial eines anderen Gebäudes stammen. Vielleicht liegt ihre Bedeutung aber noch tiefer, wenn man die Bedeutung des Ecksteins bedenkt, dem in der religiösen Symbolik (Petrus?) eine beson-

dere Bedeutung zukommt. Rein spekulativ wäre es, die Steine mit 1, 2, 3 und 4 Seiten mit Büchern, etwa mit den vier Evangelien in Zusammenhang zu bringen. Jedenfalls denke ich, dass diese baulich und optisch so wichtigen Steine zufällig mit dieser Ordnung versehen wurden.

Am südlichen Eckstein sind deutlich Wasserschäden zu erkennen, die durch einen Schaden im Dach herrühren. Die Nordwand ist fensterlos und kalt, eine einheitliche Mauerfläche, einzig durchbrochen von einem Riss im Osten, der vielleicht durch eine Lindenwurzel verursacht wird, die zirka 1,5 Meter daneben im Rasen sichtbar ist und dann im Boden in Richtung unter den Riss verschwindet. Der Riss reicht vom Erdboden bis fast zum Dachansatz und setzt sich bis ins Innere der Kapelle fort.

Der Blick aufs Dach zeigt starken Moos- und Flechtenbewuchs und viele verschiedene Ziegelarten zusammengestückt. Von hier aus ist auch schon der schlechte Zustand des Daches erkennbar, Ziegel sind verschoben, zerbrochen oder scheinen ganz zu fehlen. Im Gras um die Kapelle kann man immer wieder Ziegelscherben finden. Das Glockentürmchen, ein Dachreiter von beachtlichen Ausmaßen, lässt die Überlegung zu, wie groß denn diese Glocke gewesen sein muss, die dort hing. Der Aufsatz auf dem Turmschaft, der Turmschaft, ist übrigens selbst in Form einer Glocke gestaltet, der Turmspitz mutet barock an, vielleicht birgt dessen Kugel noch ein Geheimnis? Die Holzverschalung des Dachreiters ist ebenfalls in schlechtem Zustand, Farbe abgeplatzt, die Bretter an manchen Stellen brüchig.

Wenn man den Rundgang um die Kapelle beendet, steht man vor dem „Portal“: ein schlichter spitzbogiger Eingang mit einer schweren eichenen Tür. Betritt man die Siechenkapelle, fällt zunächst der erhöhte Fußboden auf. Eine Holz

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Dienstag, 4. Juli: Picasso-Ausstellung, Balingen, Stadthalle (Frau Hübner), 16/16.30 Uhr.

Sonntag, 9. Juli: Nusplingen, Führung durch die geologischen Steinbrüche, Pkw, Rathaus, 14 Uhr (Pernsel/Russ).

Dienstag, 18. bis Sonntag, 23. Juli: Lüneburg, einschl. ehem. Residenz-Stadt Cekke, Hansestadt Hamburg und den Lüneburger Heideklöstern, Bus, Prof. Roller.

Sonntag, 30. Juli: Unbekanntes Nagoldtal, Bus (Herr Willig).

terrasse führt in vier Stufen vom ursprünglichen Niveau zwischen zwei Holzsäulen hindurch „auf“ den dielenbelegten Boden. Die beiden Säulen sind im unteren Bereich mit dem Podest des neuen Bodens verbaut, ihre genaue Funktion ist nicht ersichtlich. Man könnte allerdings an eine Art Abschränkung oder einen Vorraum denken. Die Wände der Kapelle sind grob verputzt, einheitlich weiß gestrichen. Die Decke ist eine dunkle Balkendecke, die dem Anschein nach mit dem Fußboden eingezogen oder erneuert wurde.

Dornröschen und der Professor aus Tübingen

Was ich das erste Mal, als ich das Siechenkirchlein betrat, vorfand, erstaunt und erfreut mich jedesmal, wenn ich daran denke: Die Holzstühle sind in zwei Abteilungen mit einem Mittelgang zur Südostecke des Raumes hin aufgestellt, dort steht ein einzelner Stuhl, offensichtlich der eines Vortragenden, mit einem umgekippten Plastikbecher darauf, zu dessen Füßen eine fast leere Flasche Mühringer Heilwasser, durch Spinnweben mit der Wand verbunden. Alles erweckt den Eindruck, als habe am Abend vorher ein Vortrag stattgefunden, die Zuhörer hätten den Raum verlassen, einige Programme vergessen, die Stühle durch das Aufstehen willkürlich verrutscht, und noch niemand hat aufgeräumt. Aber der Staub auf den Stühlen und die Spinnweben überall, an der Decke, den Fenstern, an der Tür, auch an der Sprudelflasche lassen anderes vermuten. Und tatsächlich, ein Blick in ein Programmheft, das auf den Stühlen herumliegt und einen hellen, unverstaubten Fleck hinterlässt, als ich es wegnehme, verrät Inhalt und Zeitpunkt der letzten Veranstaltung im Siechenkirchlein: „Feste feiern oder nur noch feste feiern. Ein Volkskunde-Vortrag mit Prof. Köstlin, Tübingen. Mittwoch, 24. Juni 1992, 20 Uhr. „Das sind fast auf den Tag genau sieben Jahre, die seither vergangen sind. Und der Raum sieht tatsächlich so aus, als sei seither nichts verändert worden, niemand scheint sich mehr um das Siechenkirchlein gekümmert zu haben, kein Aufräumen, kein Putzen, nichts. Ein echter Dornröschenschlaf!“

Und dann steht da noch eine Leiter, mit der man durch eine Luke in der Decke in den Dachstuhl kommt. Dort fallen sogleich Einbauten jüngerer Bauart ins Auge, Pressspanplatten, die einen Raum abtrennen vom übrigen Dachraum. Und dann noch ein Schild „Pfadfinder“. Die Pfadis haben hier ihre Handschrift hinterlassen. Später stellt sich heraus, dass das Ende der 50er-Jahre gewesen sein muss³⁾.

Ein baufälliges Dach

An den Dachbalken kann ich schon beim ersten Ansehen starke Schäden feststellen, teils sind die Balken verfault, an manchen Stellen meine ich, dass sie untereinander keine Verbindung mehr haben, wo eigentlich eine sein sollte. Die Ziegeldeckung ist, wie von außen schon gesehen, zusammengestückelt, innen vor allem zu sehen an der unterschiedlichen Formen der Ziegelnasen. Allgemein scheint das Dach in einem schlechten Zustand, hauptsächlich im westlichen Teil beim Giebel über dem Eingang, dort sind sogleich drei fehlende Dachziegel zu entdecken, durch die mit Sicherheit Regenwasser eindringt, ein Belag aus Lindenlaub am Bretterboden lässt vermuten, dass die Löcher im Dach vielleicht größer sind, als zunächst sichtbar. Die Untersuchung des Dachreiters lässt den Schluss zu, dass hier eine beachtliche Glocke gehangen haben muss, denn es handelt sich nicht eigentlich um einen Reiter. Die Konstruktion führt vielmehr die senkrechten Kräfte nach unten auf zwei Deckenbalken, die die Last wieder-

um nach unten in den Kapellenraum auf die beiden „Säulen“ beim Eingang weitergeben. Eine solche Konstruktion ist für ein Betglöckchen wohl völlig überdimensioniert. Vielleicht hatte hier eine Glocke noch die Aufgabe, die Stadtbewohner vor drohenden Gefahren zu warnen. Immerhin liegt die Kapelle an der wichtigsten „Einfallstraße“ im Osten der Stadt.

Zwei Heilige und ihre Schutzengel

Wendet man sich nun dem östlichen Giebel zu, kommt man zum eigentlichen „Schatz“ der Siechenkapelle: die Bemalungen der inneren Ostwand. Bekannt ist wohl, dass die gesamte Ostwand bemalt war, und zwar mit einem Bildnis, das die Gefangennahme Jesu im Garten Getsemane darstellt²⁾. Heute ist nur noch ein klägliches Rest zu sehen, und zwar oben im Dachraum. Die Teile unterhalb der Balkendecke wurden im Zuge der Umbaumaßnahmen in den 50er-Jahren wahrscheinlich zerstört. Die übrig gebliebenen Teile sind nur noch in Fragmenten erhalten (Abb.), jedoch lässt die Bemalung und die wenigen erhaltenen Gesten etwas von der Schönheit des einstigen Gemäldes erahnen.

Zunächst ist eine sitzende Figur zu erkennen, das Gesicht ist zerstört, jedoch der deutlich sichtbare Heiligenschein weist sie als Heiligen aus. Der Umhang, der in einem aufwendigen Faltenwurf zu Boden gleitet, ist in Höhe der Arme geöffnet, fast unkenntlich sind die Arme, die daraus hervorschauen, nur zu erahnen sind die aneinandergelegten, betenden Hände, die in Richtung zur Mitte der Wand, wohl zum Hauptgeschehen hinzeigen. Die Figur sitzt auf einem Gestühl, mit einem Kissen belegt, deutlich sind daran spitzbogige und rundbogige Verzierungen zu erkennen, außerdem sind an den vier Ecken je eine Fiale angebracht, die weit in die Höhe reichen. Dort, hinter einer Art Balustrade, stehen zwei Engel, die von oben herab das Geschehen beobachten und mit ihren Gesten auch darauf zu deuten scheinen. Die außerordentlich schön geschwungenen Flügel der Engel und deren erkennbaren milden Gesichtszüge geben einen schönen Hinweis von der damaligen Vorstellung des Himmels, des himmlischen Jerusalem der mittelalterlichen Zeit.

Rechts der Mitte kann man – nur noch schemenhaft – die gleiche Anordnung erkennen: ein Heiliger auf einem Gestühl, die Fialen, der Platz für die Engel darüber, die geschwungenen Flügel scheint man noch zu sehen. Die Laibung des oberen Fensters ist rechts und links mit je drei rundbogigen Arkaden bemalt, nur mit viel Phantasie erkennt man noch unter jeder Arkade so etwas wie Köpfe oder Haarschöpfe, aber das ist Spekulation. Die übrigen Teile des Gemäldes bestehen aus Farbresten und verschwommenen Formen.

Dem Putz, auf dem die Malereien angebracht sind, folgt oberhalb der Engel, im linken und rechten Teil, gut erkennbar einer nicht mehr vorhandenen Gewölbeline, die Malerei folgt an verschiedenen Stellen dieser Linie. Daraus kann man ein gedrückt spitzbogiges Gewölbe schließen, das am Ostgiebel oberhalb des oberen Fensters gipfelt. Gewölbeansätze sind vom Dachboden aus nicht zu finden.

Soweit die bauliche Beschreibung der Siechenkapelle. Zusammenfassend und ergänzend ist zu sagen, dass das gesamte Gebäude im Sommer 1999 einen verwahrlosten Eindruck macht. Das baufällige Dach, der Putz an den Wänden ist beschädigt oder bröckelt ab, der Park um die Siechenkapelle ist mit Abfall übersät. Die für eine Parkbank vorbereiteten Füße warten auf die Bank, der Mülleimer wird nicht geleert.

Letzte Hilfe

Im Herbst 1999 fand in der Siechenkapelle eine Ausstellung des Rosenfelder Künstlers Martin Weinschenk mit dem Titel „Letzte Hilfe“ zugunsten der Hospizgruppe Balingen e. V. statt. Für die Hospizgruppe organisierte ich im Rahmen der Ausstellung, die fünf Wochen sonntags und während der Veranstaltungen geöffnet war, öffentliche Abendveranstaltungen zum Thema Tod und Sterben. Meine Intention und die Intention des Künstlers war es dabei, die Aufmerksamkeit mehr auf den Tod und das Sterben inmitten des Lebens zu lenken, ebenso wie auf die Siechenkapelle, damit diese nicht vergessen wird. Mit dem Tod verhält es sich gleichsam wie mit der Siechenkapelle: Beide sind mitten unter uns, nur wir sehen sie nicht und gehen achtlos daran vorbei. Der Titel der Ausstellung „Letzte Hilfe“ bezieht sich auf die Sterbebegleitung, den Versuch oder die Notwendigkeit, im letzten Lebensabschnitt einem anderen Menschen hilfreich zu sein, aber auch auf die Veranstaltungsreihe und die Ausstellung selbst, die die letztmögliche Hilfe für die Siechenkapelle sein soll, bevor sie auf Grund ihrer Schäden völlig zerstört würde. Die Ausstellung mit den Werken des Künstlers fand ebenso starke Resonanz wie die Abendveranstaltungen der Hospizgruppe Balingen e. V. Dies nicht zuletzt deshalb, weil der Künstler seine Werke direkt mit dem religiösen Ort Kapelle in Beziehung gesetzt hat, und so entstand quasi ein Gesamtwerk, zu dem die Kapelle den historischen und atmosphärischen Hintergrund gegeben hat.

Die letzten Informationen aus der Presse und vom Stadtarchivar besagen, dass die Siechenkapelle im Jahr 2000 renoviert werden soll, Untersuchungen des Dachstuhls und der Gemälde sind bereits vorgenommen worden. Ein Grund zur Freude, verbunden mit der Hoffnung, dass das älteste vollständig erhaltene Bauwerk der Stadt Balingen nicht noch einen Dornröschenschlaf halten muss, sondern eine angemessene Nutzung erfährt.

Fußnoten:

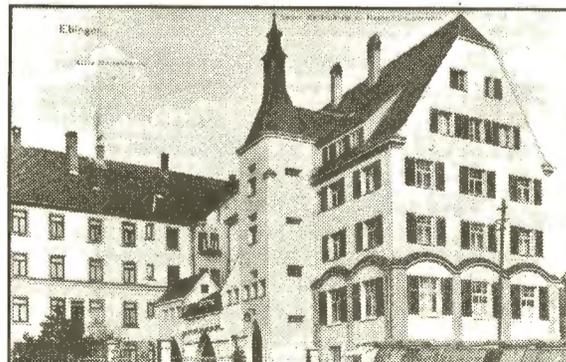
¹⁾ Jürgen Fabian: Der Dom zu Eichstätt, Manuskripte zur Kunstwissenschaft, Bd. 19, Abb. 15: Nach Auskunft des bischöflichen Ordinariats handelt es sich bei diesem Stein in der Nordseite des Westchores um einen Auslauf in Fußbodenhöhe, über den früher das Wasser abgeleitet wurde, mit dem der Fußboden gereinigt worden war. Bei der Siechenkapelle in Balingen gibt es aber keinen Hinweis dafür, dass der Fußboden irgendwann so hoch gelegen hat, wie heute der Ausgussstein.

²⁾ Könemann: Die Zisterzienser, S. 53/54, Zitat: Marcel Aubert, L'architecture cistercienne en France.

³⁾ Vortrag mit Dr. Hans Schimpf-Reinhard: Die Geschichte der Siechenkapelle im Rahmen der Ausstellung „Letzte Hilfe“

Der Autor: Manfred Wörner, Ergotherapeut und Feldenkrais-Lehrer in eigener Praxis in Balingen, lebt mit seiner Familie seit 1992 in Balingen. Mittelalterlicher Kirchenbau und Geschichte sind seine Hobbys.

Nachtrag zu: „Ebingen vor 100 Jahren“ (Ausgabe 3/4/5 – 2000)



Ebingen, Marienheim, 1908

Burgen auf der Albstädter Markung

Wie viele Burgen einst gab es hier? / Eine Auflistung von Wilhelm Maute

Dass im hohen Mittelalter auf der Markung der heutigen Stadt Albstadt mindestens zwölf Burgen gestanden haben, wahrscheinlich sogar dreizehn, wird viele Leser überraschen. Und um es gleich zu sagen: wir haben es hier auch mit einer ungewöhnlich hohen Burgendichte zu tun, wie sie in Deutschland nicht häufig ist. Zählen wir einmal diese Burgen auf:

Um Tailfingen wie Burganlage auf dem *Tailfinger Schlossberg*, die *Weilersburg* unweit Neuweiler, höchstwahrscheinlich auch die „Burg“ auf dem Hochberg (von der eben nur der Name „Burg“ erhalten geblieben ist).

Um Ebingen der *Häringstein* auf dem Schlossfels; die *Stadtburg* – dort, wo heute der Bürgerturm steht; schließlich die *Ehstetter Burg* auf dem Taubenfels.

Um Lautlingen die vier Tierberger Höhenburgen: *Altentierberg*, *Neuentierberg*, *Wildentierberg* und der Burgstall auf dem *Vogelfelsen*. Dazu die *Talburg* in „Lutelingen“ selbst.

Über Margrethausen die Burg „*Hausen*“ auf dem Heubelstein. Endlich über Laufen die größte Anlage: die *Schalksburg*.

Als 14. Burg könnte noch die nur vermutete *Talburg* des Tailfinger Ortsadels angeführt werden, die in der Nähe der Peterskirche gelegen haben könnte.

Legen wir die Albstädter Markung zu Grunde (was unhistorisch ist, aber jetzt können wir vergleichen), dann entfällt auf jede Burg eine Fläche von 5,7 qkm. Und noch eine Zahl: die mittlere Entfernung von Burg zu Burg in der Luftlinie beträgt 2,2 km.

Der Burgenforscher Krahe, der die Grundrisse von etwa 4000 Burgen auf dem deutschen Boden des Mittelalters gesammelt und ein „Verteilungsmodell“ für die Burgbauten errechnet hat, hält eine Verteilung für „sehr dicht“, wenn die Distanz zwischen 2 und 4 km liegt und sich die Fläche je Burg zwischen 4 und 16 qkm beläuft. Diese hohe Verdichtung, meint er, käme aber nur für etwa 10 Prozent der deutschen Burgen in Frage. Albstadt würde danach mit seiner **Burgenanhäufung zur Spitze zählen!**

Das gilt auch, wenn wir die Burgendichte mit anderen Abschnitten der Schwäbischen Alb vergleichen. Hans Martin Maurer (der „Burgen-Maurer“) errechnet z. B. für die Burgen der mittleren Alb zwischen Schwäbisch Gmünd und Urach eine Schnittentfernung von 3,8 km von Burg zu Burg und eine Fläche von 10 km² für jede Burg. Die Ritter hatten also auch dort erheblich mehr Raum um ihre Burgmauern als die auf der heutigen Albstädter Markung.¹⁾

Wie sahen diese Burgen nun aus?

Der jetzige Bauzustand der Burgen auf der Albstadt-Markung ist leider nicht viel besser als bei der Mehrzahl der deutschen Burgen. Es habe einmal zwischen 10 000 und 25 000 Burgen in Deutschland gegeben. Genauer weiß man nicht.²⁾ Das liegt vor allem daran, dass nur noch bei etwa 4000 Burgen aufrecht stehendes Mauerwerk vorzufinden ist; von den restlichen Burgen zeugen allenfalls noch halb zugeschüttete Gräben oder überwachsene Steinhäufen und bei gar zu vielen nur Flurnamen wie „Burg“ oder „Burgsteig“ oder „Burgäcker“ davon, dass hier einmal eine Burg gestanden haben könnte (wie bei Tailfingen).

So braucht es auch bei den Albstädter Burgen viel Fantasie, sich aus den kümmerlichen Überresten prächtige Burgen mit Turm und Tor und



Eine im Spätmittelalter (zw. 14. und 15. Jahrhundert) umgebaute Burganlage. Ursprünglich (12. Jahrhundert) bestand diese Burg nur aus Steinmauern, wie die Grundgeschosse noch zeigen; aber nun wurden die Obergeschosse durch Fachwerkaufbauten abgelöst. Man wollte im Spätmittelalter bequemer wohnen. Der Wehrcharakter war jetzt nicht mehr so wichtig. Auch die großen Fensteröffnungen in den Steinmauern sind spätere Umbauten: im 12. Jahrhundert hätte man solche größeren „Außenlöcher“ nicht riskiert! Die das Anwesen einfassende so genannte „Zwingermauer“ mit innen offenen „Schalentürmen“ sind gleichfalls Spätgeburt. Ursprünglich standen hier einfache Holzpalisaden. (Burg Niedergundelfingen nach einem alten Ölbild um 1750 aus Günter Schmitt „Burgenführer Schwäbische Alb“ Band 3 (1990)).

Palas vorzustellen. Vereinfacht wird uns das Ganze dadurch, dass – bis auf die Schalksburg und auch die Tailfinger Höhenburg – es sich um überwiegend kleine Burgen handelt. Die Grundrisse, die bei den meisten zu erkennen sind, bieten gar nicht viel Platz für großräumige Anlagen.

Man vergesse also die fantasievoll gezeichneten Bilder in populären Burgenbüchern, die meist französische Burgen zum Vorbild haben. Nein, in diese Albburgen konnte keine Reiter-schar durch ein großes Tor in einen weiten Burghof einreiten, und der Palas, das Wohngebäude der Adelsfamilie, war eben kein „Palast“, wie die Wortähnlichkeit nahe legen könnte.

Die Anlage auf dem Heubelstein („Hausen“), die Burg auf dem Vogelfelsen, die Ehstetter Burg auf dem Taubenfels bestanden schon aus Platzgründen nur aus einem einzigen Gebäude, einem Wohnturm, der also Palas und Turm in sich vereinigt. Beim Ebinger Häringstein ist wenigstens Platz für Turm und Palas (wir wissen nur nichts Genaues: die Burg brannte ab); – vom Wildentierberg könnten wir gleichfalls zwei Gebäude (Turm und angebautes Wohnhaus) annehmen, bei Altentierberg und Neuentierberg wissen wir es sicher, wenn es auch nur kleine Gebäude sind.

Nur die Tailfinger Burg und die Schalksburg haben Platz für mehr geboten. So baute sich der Tailfinger Burgherr sogar eine Kapelle. Die Schalksburg bestand eigentlich aus zwei Anlagen: einer Kernburg vorne am Felsen und einer weiteren Befestigung am Ostende des Plateaus, das dort durch einen schmalen Grat mit der Hochfläche verbunden ist. Großartige Gebäude scheinen dort aber nicht gestanden zu haben; immerhin ist der nach Osten gelegene Turm aus Buckelquadern gebaut worden: Zeichen für eine aufwendige und entsprechend teure Bauweise.

Robert Bartlett, ein englischer Historiker, hat den Typus der europäischen Burg des 10. bis 12. Jahrhunderts auf die kürzeste Formel gebracht: die Burgen seien „klein und hoch“ gewesen: Burgen mit kleinem Grundriss und hohen Mauern konnten auch von einer kleinen Besatzung so gut verteidigt werden, dass sie meist nur durch Aushungern zu Fall gebracht werden konnten. Die Albstädter Burgen passen – bis auf die Schalksburg – genau in dieses Raster.

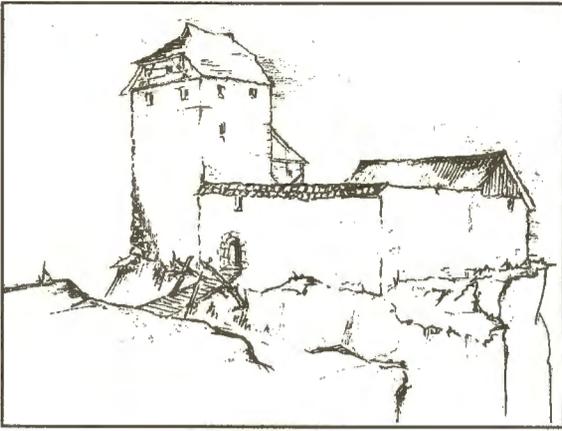
Ihre Bauweise aber war damals revolutionär

Wichtig ist bei all diesen großen und kleinen Burgen, dass ihre Mauern, Türme, Häuser aus Steinen gebaut worden sind. Zum Unterschied zu den Wohnhäusern damals, auch den Talwohnungen des Adels, die eben aus Holz, aus Flechtwerk bestanden, das mit Lehm bestrichen wurde. Und deren Dächer aus Stroh oder Moos oder Holzschindeln gedeckt worden sind, während der Adel seine Burgdächer sehr bald mit Ziegeln deckte.

Die Verwendung von Steinen war – das können wir uns heute nur mühsam vorstellen – eine Revolution in der Bauweise! Sicher: die Römer hatten mit Steinen und gebrannten Ziegeln gebaut. Aber das war damals schon 700, 800 Jahre her. Die Germanen, die die Römer vertrieben hatten, blieben bei ihrer gewohnten Holz- oder Erdmauern-Bauweise. Das „know-how“, Steinmauern zu bauen, war während dieser Zeit auf deutschem Boden so gründlich verloren gegangen, dass Kaiser Karl der Große für seine Pfalz in Aachen sich italienische „Gastarbeiter“ besorgen musste; dort, in Italien, verstand man diese Kunst noch; Germanien war Entwicklungsland geworden.

Diese Gastarbeiter – der Burgenforscher Antnow vermutet gar, dass auch westfränkische, also französische Steinmetzen und Maurer dabei geholfen hätten –, diese Fremdarbeiter also sorgten dafür, dass man auch östlich des Rheines mit Steinen umzugehen lernte. Zuerst beim Kirchenbau – im 10. und 11. Jahrhundert wichen die bisherigen Holzkirchen Steinbauten; die dort herangebildeten „Facharbeiter“ setzten dann ihre Fertigkeit beim Burgenbau ein.³⁾

Wir dürfen uns die Steinhäuser auf den kahlgehauenen Anhöhen oder den Felsköpfen nicht sehr romantisch vorstellen. Die fünf bis acht Meter hohen, ungegliederten Mauern, allenfalls unterbrochen durch einige schmale Lichtscharten – richtige Schießscharten kamen erst später, im 13. Jahrhundert auf –, ein massiger Turm, sehr wahrscheinlich mit einem Giebeldach bedeckt; Türme mit einer oben offenen Plattform dürften mehr im Süden Europas zu finden gewesen sein. Auch das Wohngebäude, der Palas, war von außen nur durch das hohe Dach zu erkennen: die Fenster gingen alle nach innen, dem Burghof zu.⁴⁾



So ungefähr muss man sich die meisten Burgen auf der Südwestalb vorstellen: Ein ganz und gar abweisendes Äußeres, nach außen nur kleine Öffnungen für Licht und Luft, ein hohes Steinhaus, das Turm und Palas in einem ist, und ein mächtiger Halsgraben, der die Burg von der Hochfläche trennt. Hier liegen sogar Stall und Speicher innerhalb der Ringmauer; so viel Platz hatte nicht jeder Burgherr! (Burg Lägstein in einer Rekonstruktionszeichnung von Christoph Stauf aus Christoph Bitzer + Rolf Götz „Vergessene Burgen der Schwäbischen Alb“ (1989))

Das sah sicher alles irgendwie imposant aus und beeindruckend, aber bunkerhaft, kahl, abweisend. Auch wenn das Klima im 11. und 12. Jahrhundert wärmer gewesen sein muss als das heutige: angenehm wohnte es sich nicht in diesen Steinkästen. Es war ein „Hausen“ mehr als ein „Wohnen“.

Alle Burgen auf der Albstädter Markung – auch hier fällt die Schalksburg aus dem Rahmen – waren zu klein, um Speicher, Viehställe und Unterkünfte für das Gesinde der Ritterfamilie aufzunehmen. Die Ritter hatten ja zwei Berufe: sie waren wohl erst berittene und gepanzerte Krieger, ihren Lebensunterhalt verdienten sie aber als Bauern. Sie legten zwar nicht selber „die Hand an den Pflug“ – dafür hatten sie Knechte und Bauern – aber sie lebten von dem, was ihr Grund und Boden hervorbrachte. Ein Wirtschaftshof unterhalb der eigentlichen Burg, aber nicht allzu weit entfernt, gehörte so unbedingt dazu! Bei der Ruine „Altentierberg“ können wir auf Grund der Bodenformation einen solchen Hof noch orten – nur einen Steinwurf weit von der eigentlichen Burg entfernt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass dieser Hof vielleicht auch als Vorburg ausgebildet und mit Holzpalisaden gegen außen geschützt war.

Von der Gründung der Burgen

Ein Problem bei jeder Burg: wann wohl wurde sie gebaut? Jeder Ritter brauchte zwar eine Lizenz, eine Erlaubnis seines Lehnsherrn, dass er eine Burg bauen durfte, aber die hat man mündlich eingeholt. Jedenfalls gibt es so gut wie keine Gründungsurkunden. Hat man Glück, dann tauchen die Namen der Burgbesitzer in irgendeiner Schenkungsurkunde auf; hat man Pech, dann haben die Besitzer ihre Burg zu diesem Zeitpunkt schon wieder aufgegeben. Das kam z. B. bei den Tailfinger und Ebinger Herren vor. Und Mauern, die nicht mehr da sind, können auch keine zeitlich einzuordnenden Bauernmerkmale vorzeigen.

Hier sind die Archäologen gefragt. Im Besonderen für die Burgen auf der Schwäbischen Alb hat sich eine ungemein elegante Lösung ergeben: Dahinter stecken zwar viele Jahre an Bemühungen und persönlichem Einsatz, aber das Ergebnis kann sich sehen lassen!

Im Mittelalter wurde auf den Albburgen für das Geschirr eine bestimmte, nicht sehr hochwertige Tonqualität verwendet. Man ist nun heute in der Lage, bei dieser „Albware“⁵⁾ drei

unterschiedliche Qualitäts- und damit Altersstufen zu unterscheiden und weiß ungefähr, in welcher Zeit jede gebrannt worden ist. Auf Einzelheiten sei hier verzichtet.

Nun gräbt man heute nicht mehr nach Scherben, man sucht diese am Fuße des jeweiligen Burgberges. Es war eine ganz einfache Überlegung: Wohin haben denn die Burgbewohner ihre zerbrochenen Tonkrüge und -schüsseln „entsorgt“? Für sie war es doch der einfachste Weg, die Scherben über die Mauer hinabzuwerfen. Und da es bisher niemanden eingefallen war, mühevoll am Fuße eines Burgberges herumzusteigen, ließen sich diese Scherben heute noch dort finden – zur Freude der Burgenforscher!

Weiß man aber das Alter der Scherben, dann weiß man auch, wann die Burg bewohnt und wann sie verlassen wurde. Das war nun auf einmal auch bei den Burgen von Tailfingen und Ebingen möglich – bisher wusste man gar nichts darüber. Auch andere Burgen, etwa die der Tierberger über Lautlingen, die man bisher auf Grund von Urkunden jünger eingeschätzt hatte, wurden nun auf einmal „älter“! Heute glauben wir, dass die Albstädter Höhenburgen etwa um die folgende Zeit entstanden sein können:

Vor 1100 die Tailfinger Höhenburg und die Burg auf dem Vogelfelsen.

Um 1100 der Häringstein, die Ehestetter Burg, die Weilersburg, die Schalksburg.

Nach 1150 der Altentierberg.

Um 1180/1200 der Neuentierberg.

Um 1200 Hausen.

Noch im 13. Jahrhundert der Wildentierberg.

Um diese Daten einordnen zu können, müssen wir wissen, dass die Fachleute von zwei Burgbauwellen sprechen: die erste, die kleinere, nach 1050, die zweite, weitaus größere in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Hatte bei der ersten Welle vornehmlich der hohe Adel gebaut: Könige, Herzöge, Grafen, auch vermögende Edelfreie, so waren es bei der zweiten Welle die Ministerialen, der Dienstadel, die Aufsteiger, weniger Begüterte, weshalb deren Burgen weniger aufwendig gebaut worden sind.⁶⁾

Die Mehrzahl der Albstädter Burgen sind demnach in der ersten Burgewelle und von mindestens edelfreien Rittern errichtet worden. Die Tierberger waren edelfrei. 1138 wird auch ein edelfreier Heinrich von Ebingen in der Zwiefalter Chronik genannt. Die Schalksburger waren Grafen. Von den anderen aber wissen wir nichts darüber.

Wann wurden die Albstädter Burgen verlassen?

Auch das verraten uns die Tonscherben der Albware. Wir können heute sagen: Nicht nur beim Bau, auch beim Verlassen ihrer Höhensteinhäuser waren diese Ritterfamilien bei den ersten:

Noch vor 1200 wurde die Burg auf dem Vogelfelsen aufgegeben.

Schon vor 1250 die Tailfinger, die Ebinger, die Ehestetter Burg.

Nach 1300 Neuentierberg und Hausen.

Um 1400 der Wildentierberg; einige Jahrzehnte später der Altentierberg.

Nur die Schalksburg hatte bis ins 16. Jahrhundert noch eine Besatzung.

Die meisten Burgen wurden also „nur“ 100 bis 200 Jahre bewohnt. Warum sie verlassen wurden? War es die Entstehung der Städte, die Wandlung der Wehrtechnik, das Wegschmelzen der wirtschaftlichen Grundlagen, wenn der Lebensstil zum Schuldenmachen zwang und man die Burg und die Äcker verkaufen musste? Vielleicht ist das Geschlecht auch einfach ausgestor-

ben? Der letzte Besitzer der Weilersburg sowieso ein Chorherr, also ein Geistlicher, stiftete seinen Grund und Boden einer in Ebingen zu erbauenden Kapelle – deren Nachfolgerin die heutige Kapellkirche ist. Viele Adelige waren auch in den Dienst von Landesherren getreten, waren Vögte oder Pfleger geworden und wohnten deshalb in Städten.

Fest steht, dass die Mehrzahl der 13 Burgen, von denen wir mehr wissen als nur die Namen, zu Beginn des Spätmittelalters bereits nicht mehr bewohnt waren. Dabei kam die eigentliche Krisenzeit für das Rittertum erst später – nach 1400.

Bemerkungen:

¹⁾ Friedrich Wilhelm Krahe meint übrigens, dass die höchste Burgendichte in Mitteleuropa an der oberen Donau geherrscht habe. Zwischen Mühlheim und Sigmaringen gab es nicht weniger als 41 Burgen und Burgställe. (Je drei im unteren Schmeiental und Bäratal dabei mitgezählt.)

²⁾ Friedrich Wilhelm Krahe nimmt etwa 17500 Burgen an, Horst Fuhrmann schreibt von rund 20000 Burganlagen.

³⁾ Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, frönde Bauern hätten die Burgen gebaut oder bauen müssen. Die hätten das gar nicht gekonnt. Die mussten wohl helfen, etwa beim Transport von Baumaterial. Aber den eigentlichen Bau errichteten Handwerker. Für beinahe jede Tätigkeit gab es schon die dafür geeigneten Fachleute. Übrigens gegen gutes Geld! Der Bau einer Burg war sehr teuer. Mancher Ritter musste verkaufen, weil er sich verrechnet hatte.

⁴⁾ Alexander Antonow, ein Bauingenieur, glaubt von einer etwa dreijährigen Bauzeit für eine kleine Burg, von einer fünfjährigen bei einer mittelgroßen Burg und von einer etwa zehnjährigen Bauzeit bei einer ganz großen Anlage sprechen zu können.

⁵⁾ Dieser überaus glückliche Ausdruck wurde von Christoph Bizer, einem der verdienstvollsten Freizeit-Archäologen, 1981 in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt.

⁶⁾ Diese „Wellen“ seien auf Unruhen im Reich und dem dadurch entstandenen erhöhten Sicherheitsbedürfnis zurückzuführen.

Literatur:

Die Burgenliteratur ist beinahe unübersehbar groß. Hier nur eine kleine Auswahl:

¹⁾ Günter Schmitt: „Burgenführer der Schwäbischen Alb“ Bd. 5 (1993)

²⁾ Friedrich Wilhelm Krahe: „Burgen des deutschen Mittelalters“ (1994)

³⁾ Hans Martin Maurer: Beiheft zum Historischen Atlas von Bad.-Württ., Karte V,6 (1978)

⁴⁾ Alexander Antonow: „Planung und Bau von Burgen im süddeutschen Raum“ (1983)

⁵⁾ Kreisbeschreibung „Der Landkreis Balingen“ Band I und II (1960/1963)

⁶⁾ Christoph Bitzer und Rolf Götz „Vergessene Burgen der Schwäbischen Alb“ (1985)

⁷⁾ Als Beispiel für eine Burgenbeschreibung, die für die Schwäbische Alb nicht gelten kann: Philippe Brochard: „So lebten sie in den Burgen des Mittelalters“ (1981)

An alle Autoren!

Wir bitten um Verständnis dafür, dass Einsendungen im Moment nur in der Reihenfolge des Ms.-Eingangs veröffentlicht werden können und dass bis zur Veröffentlichung u. U. eine lange Zeit vergehen kann. Die Fülle bereits vorliegenden Materials – bedingt durch zahlreiche Jubiläen – zwingt leider zu dieser Maßnahme.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Wilhelm Maute
Kellerstraße 31, 72458 Albstadt

Manfred Wörner
Tübinger Straße 44, 72336 Balingen

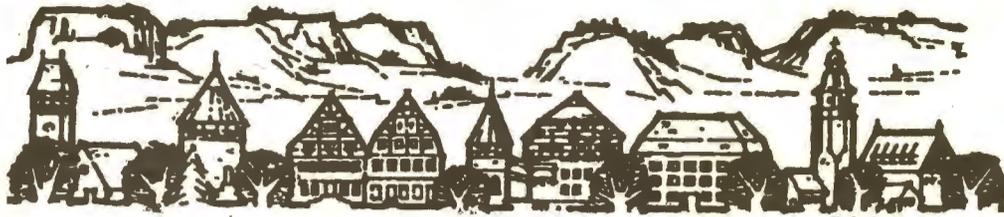
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen:

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Truchtelfingen: ein fürstliches Geschenk

Die Urkunde König Ottos I. vom 1. 1. 950 und der Aufstand seines Sohnes Liudolf, Herzog von Schwaben – Von Rudolf Linder, Albstadt

Vor über 1000 Jahren bestätigte König Otto I. eine Schenkung seines Sohnes Liudolf und dessen Gemahlin Ida an das Kloster Reichenau. Die hierfür am 1. Januar 950 ausgestellte Urkunde ist das älteste erhaltene Dokument, in dem das Dorf Truchtelfingen genannt wird.

Neben dieser „Geburtsurkunde“ gibt es noch ältere Beweise dafür, dass „Truhtolfiga“, eine Siedlung der Sippe des „Truhtolf“, schon einige Jahrhunderte früher gegründet worden war, denn bei der ehemaligen Truchtelfinger Mühle wurden in reich ausgestatteten Gräbern Gegenstände (Schnallen, Riemenzungen, Fibeln usw.) von mehr oder minder qualifizierten Leuten ausgegraben; Altertümer, die heute über verschiedene Museen verstreut sind.

Die lateinische Königsurkunde vom Jahre 950 wird heute im Generallandesarchiv Karlsruhe verwahrt. Auf dem abgebildeten Dokument erscheint der Name Truhtolfiga in der 4. Zeile, etwas links von der Mitte. Es ist interessant, dass die Endsilben „finga“ unserer schwäbischen Umgangssprache näher sind als dem Hochdeutschen „fingen“.

Wirft man nur einen flüchtigen Blick auf die Pergamenturkunde, so glaubt man das Bild eines Teppichs zu sehen, der oben und unten mit breiten Fransen eingefasst ist. Wie dicke Webschnüre liegen die einzelnen Zeilen untereinander. Die Ober- und Unterlängen der Kleinbuchstaben, die im Vergleich zu deren Grundhöhen gut fünfmal so lang sind, wirken wie die Schussfäden des Teppichs. An einigen Stellen sind Ober- und Unterlängen von Buchstaben benachbarter Zeilen miteinander verbunden. Etwa die Hälfte der Oberlängen sind an ihrem oberen Ende noch zusätzlich verschnörkelt.

Das kunstvoll geformte C vor dem Text der Urkunde, das sogenannte Chrismon, bedeutet eine symbolische Anrufung Christi. In der ersten Zeile sind die Buchstaben schmal und übermäßig in die Höhe gezogen. Oberlängen und Grundhöhen sind etwa gleich groß. Die stark verzerrte und verschnörkelte Schrift ist schwer lesbar. Sie soll auf den Leser geheimnisvoll wirken und die Größe und Erhabenheit Gottes und des Königs symbolisieren.

In der Mitte der Eingangszeile ist der Buchstabe N sehr breit und bogenförmig geschrieben. Auch ist in derselben Zeile hinter dem Anfang das Wort „et“ und korrespondierend am Ende das „q“ beim Wort „qualiter“ ebenfalls breit gehalten. Es fällt auf, dass ein zweites „et“ in dieser Zeile normal, also eng und nicht breit geschrieben wurde. Die Betonung dieser drei Stellen der ersten Zeile ist also wohl beabsichtigt. Sieht man von der allerletzten Zeile ab, die der Datierung dient, so ist auch die letzte Zeile in dieser als „Diplomatenminuskel“ bezeichneten Schrift geschrieben. Diese Schrift war in kaiserlichen, fürstlichen und päpstlichen Kanzleien vom 8. bis ins 12. Jahrhundert üblich.

Die untere Breitzeile, die nach links verschoben ist, enthält das Signum des Königs Otto. (Dass er der erste seines Namens war und als einziger deutscher Kaiser den Beinamen „der Große“ bekommen sollte, konnte man damals noch nicht wissen). Ein moderner Graphiker hätte dieses Herrscherzeichen nicht besser erfinden können. Die beinahe wie ein Turm aussehende Herrschersignatur ist spiegelsymmetrisch gestaltet und enthält in der Mitte das Kreuz als Heilszeichen, dessen vier Arme nach den vier Himmelsrichtungen ausgreifen. Der waagrechte

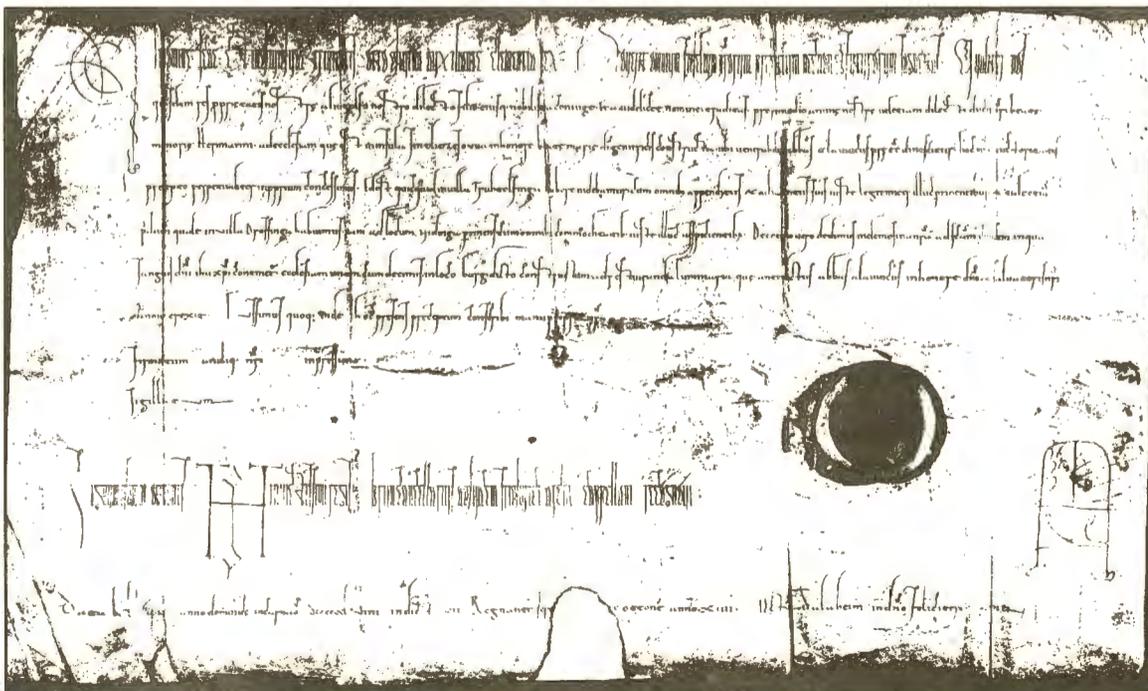
Balken des Kreuzes wird links und rechts durch ein T, der senkrechte Balken oben und unten durch diamantenförmige O begrenzt.

Der Schreiber der Urkunde hat den waagrechten Strich weggelassen. Der Herrscher hat dann diesen fehlenden „Vollziehungsstrich“ selbst eingesetzt und dadurch die Urkunde abgezeichnet. Diese Praxis war schon bei Karl dem Großen üblich, denn nicht alle Könige konnten schreiben und Otto I. hat erst im Alter von etwa 35 Jahren das Lesen gelernt. Schreiben konnte er wahrscheinlich nicht. Schließlich hat Otto die Urkunde eigenhändig mit seinem Ring gesiegelt.

Hinter dem Siegel befindet sich das Rekognitionszeichen, das in Königsurkunden bis Ende des 11. Jahrhunderts üblich war. Mit diesem Zeichen beurkundete der Kanzler eigenhändig die Echtheit des Dokuments.

Der Schreiber hat genau gearbeitet: die ebene Linienführung und die gleichmäßigen Zeilenabstände wirken in ihrer Gesamtheit klar und harmonisch, ein Eindruck, den man in hohem Maße auch von romanischen Bauwerken dieser Zeit erhält. Alles in allem ist das Dokument ein treffendes Beispiel mittelalterlicher Schönschreibekunst und zeugt von einem hohen technischen Niveau der Schreiber der Königskanzlei. Hundert Jahre später war die deutsche Königskanzlei sogar Grundlage für die Reform der päpstlichen Kanzlei. „Durch feste Formen aus Schrift, Besiegelung, Wortwahl und Aufbau für die sogenannte Königsurkunde suchte man vor Fälschung zu schützen, was der König zu vergeben hatte: Land und besondere Vorrechte.“ (Ferdinand Seibt)

Wie bei einem Gebet beginnt die Urkunde mit: „In nomine sanctae et individuae trinitatis.“ (= Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit.) Der Satz sagt aus, dass Otto im Namen, also im Auftrag und in Vertretung der heiligen Dreifaltigkeit handelt. Im Stil der Zeit geht es weiter: „Otto, divina auxiliante clementia rex.“ (= Otto, durch die Hilfe göttlicher Gnade König.) Hier kommt das Gottesgnadentum des Herrschers zum Ausdruck. „Sie ist vielmehr als Devotionsformel zugleich Legitimationsformel, die besagt, dass der König seine Stellung als



„Geburtsurkunde“ von Truchtelfingen. Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Sign. A 38

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Sonntag, 30. Juli: Unbekanntes Nagoldtal, Bus (Herr Willig).

Samstag, 5. August: Residenzen des Hauses Württemberg, Schloss Kirchheim/Teck, Kloster Lorch, Grabkapelle Rotenberg, Neues Schloss, Stuttgart, Bus (Kratt).

Samstag, 9. September: Barockbauten der Abtei Zwiefalten, Kloster Zwiefalten, Tigerfeld, Zell a. D., Dürrenwaldstein und Schloss Ehrenfeld, Bus (Groh).

Herrscher nicht von seiner Abstammung, sondern von der göttlichen Gnade ableitet." (Josef Fleckenstein)

Die beiden nächsten Sätze beinhalten die Schenkung. Man hat den Eindruck, dass es der Verfasser darauf angelegt hat, wuchtige Sätze zu bilden, denn der erste Satz enthält 106 (!) Wörter, der zweite 42. Das entspräche wieder der Architektur der Zeit, in der Dome gewaltigen Ausmaßes geschaffen wurden. Oder wollte der Kanzler Brun (wir werden später sehen, mit wem wir es zu tun haben) vor dem König Otto als „Lateiner“ und „Grammatiker“ brillieren?

Otto verkündet „all seinen jetzigen und künftigen Getreuen“ die Schenkung seines „hochgeschätzten Sohnes Liudolf und dessen hochedlen Gemahlin Ida“ an die Kirche auf der Insel Sintliezesovua, die zu Ehren der seligen Gottesgebäuerin Maria erbaut wurde, wo der ehrwürdige Abt Alawich das Regiment führt. Die Schenkung wurde „zum Heil unserer Seelen“ und auch für „unseren hochgeschätzten Herzog Hermann, seligen Angedenkens“, gemacht. Das Kloster erhält zum ewigen Eigentum im Dorf Truhtoltinga allen Besitz mit allem, was rechtmäßig dazugehört. Ebenfalls den Besitz mit allen rechtmäßigen Nutzbarkeiten im Dorf Drossinga, das jetzt zum Ort Nidinga gehört.

Außerdem schenkt der König eine Kirche mit Zehnten im Ort Burg zur Erneuerung einer Lichterspende für die Heilig-Kreuz-Kapelle, die der Abt Alawich unlängst „zu Ehren unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus errichtet hat und wo Blut unseres Herrn Jesus Christus verwahrt wird.“ Schon 946 hatte der König eine Lichterspende gemacht.

Das Dokument endet: „Dazu haben wir die gegenwärtige Urkunde ausstellen lassen, sie eigenhändig abgezeichnet und mit dem Aufdruck unseres Ringes gesiegelt.“

Namenszeichen des Herrn Otto, des unbesieglichsten Königs. Ich, Kanzler Brun, habe die Ausfertigung an Stelle des Erzkapellans Friedrich vorgenommen.

Ausgefertigt an den Kalenden des Januar (= 1. Januar) im Jahre DCCCCXLVIII (= 949) nach der Menschwerdung des Herrn, in der 7. Indiktion, im 14. Jahr der durchlauchtigsten Regierung König Ottos. Geschehen zu Dalaheim. Glück und Segen im Herrn. Amen.“

Die Königsurkunde wurde von einem schriftkundigen Geistlichen der Königlichen Kanzlei geschrieben. Vorsteher der Kanzlei war der Kanzler Brun. Beim „Reisekönigtum“ jener Zeit zog die Kanzlei mit dem König und seinem Gefolge durch das Land und stellte je nach Bedarf die Urkunden aus. Abschriften der Urkunden wurden nicht angefertigt, auch fehlte eine Registrierung, was trotz aller schon erwähneter Vorsichtsmaßnahmen Urkundenfälschungen nicht ausschloss.

Die Kanzlei war eine Einrichtung innerhalb der Hofkapelle, die damals dem Erzkapellan Friedrich, Erzbischof von Mainz, unterstand. Der Mantel des heiligen Martin von Tours (+ 397), Apostel Galliens, wurde von den fränkischen Königen in Kriegen als siegesspendende Reliquie mitgeführt und in Friedenszeiten in einem besonderen Raum am fränkischen Hof aufbewahrt. Der mit der Verwahrung beauftragte Hofklerus nannte sich nach dem Mantel (lateinisch „capa“ = Kappe = kleiner Mantel) die Hofkapelle. Später wurden auch Nebenräume in Kirchen Kapellen genannt.

Bei der Datierung hat sich ein Fehler eingeschlichen. Das angegebene Jahr 949 und die 7. Indiktion (ein Zyklus von 15 Jahren) stimmen überein, aber beide nicht mit dem 14. Jahr der Regierung Ottos. Dieser hat 936 die Regierung angetreten; die Urkunde muss also am 1. Januar 950 ausgestellt worden sein. An diesem Datum ändert sich auch nichts, wenn man berücksichtigt, dass es bei der Königskanzlei Brauch war,

das neue Jahr mit dem Weihnachtstag, der Geburt Christi, zu beginnen.

Was die genannten Orte angeht, so ist Sintliezesovua der ursprüngliche Name für die Reichenau. Burg wurde als Straßberg im Zollernalbkreis identifiziert, und in Nidinga (Neudingen) bei Donaueschingen befand sich eine Königspfalz. Der Pfalz Hügel trägt heute noch den Namen „Hof“. Dalaheim (Königsdahlum), wo sich ebenfalls eine Königspfalz befand, liegt wenige Kilometer nördlich von Bad Gandersheim, dem früheren Hauskloster der Liudolfinger. Vermutlich hat hier die königliche Familie 949 das Weihnachtsfest gefeiert.

Über die Herkunft der geschenkten Güter gehen die Meinungen der Forscher auseinander: Hansmartin Decker-Hauff („Die Ottonen und Schwaben“ in Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 1955) vertritt die Auffassung, dass die drei genannten Orte zum liudolfingischen Ur-Allod (Ur-Eigengut) zu rechnen seien, das „sich bereits im Besitz von König Heinrich I. befunden hat“.

Hans Jänichen („Der Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung 1961“) vermutet, dass es sich bei dem Truchtelfinger Besitz „um Rechte und Einkünfte des Herzogtums Schwaben“ handelt. Aus diesem Grunde sei die Legitimierung der Schenkung durch den König notwendig gewesen.

Helmut Maurer („Der Herzog von Schwaben“, Sigmaringen 1978) mutmaßt, „dass es sich bei den Besitzungen, über die das Herzogspaar verfügte, um Königsgut handelte, das dem Herzog als Amtsgut verliehen worden war.“

Wie schon gesagt, ging die Schenkung an das Marienmünster auf der Reichenau. Das 724 von dem Klostergründer Sankt Pirmin erbaute Kirchlein war nach mehreren Erweiterungsbauten im 10. Jahrhundert zu einer für die damalige Zeit riesigen Basilika mit Querhaus nebst Chor und Vierungsturm im Osten und Querhaus mit zwei Türmen im Westen herangewachsen (siehe Bild).

Nachbildung des Heiligen Grabes

Im Jahre 923 wurde die Heilig-Blut-Reliquie in die Abtei Reichenau übertragen und hierfür unter Abt Alawich I. (934 – 958) vor 946 östlich des Chors die Heilig-Kreuz-Kapelle erbaut. Die Kapelle in der Form eines Rundbaus war eine Nachbildung des Heiligen Grabes zu Jerusalem. Sie musste später dem heute noch bestehenden gotischen Chor weichen.

Über die Reliquie schreibt Erdmann: „Im geistlichen Leben spielt die Hl.-Blut-Reliquie eine besondere Rolle. Sie war in einem ostkirchlichen Brustkreuz geborgen. Es wurde mutmaßlich in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts gefertigt und zeigt auf der Vorderseite einen Kruzifixus mittelbyzantinischen Typs sowie eine griechische Besitzerinschrift auf der Rückseite. Das vergoldete Silberkreuz war eine Doppelreliquie: Es enthielt sowohl kleine Späne vom Kreuze Jesu als auch ein blutgeflecktes Seidenläppchen mit einer mittelalterlichen Authentik. Den Inhalt barg man 1738, nun sichtbar, unter geschliffenen Bergkristallen in dem neuen Reliquienschild, wie das Kreuz selbst auch.“ Nach einer Legende soll die Reliquie über den Reichenauer Abt Heito an Karl den Großen gekommen sein. Heito führte 811 in Byzanz Verhandlungen für Karl den Großen. Danach wäre die Herstellung des Kreuzes früher gewesen.

Verflechtungen im Hochadel

Die abgebildeten – stark gekürzten – Stammtafeln der Karolinger und Ottonen (Liudolfinger) dienen der Einordnung der nachfolgend er-

wähnten Personen; sie vermitteln jedoch nur ein unzureichendes Bild der verwandtschaftlichen Verflechtungen des damaligen Hochadels. Die meisten männlichen Mitglieder dieser Adelsfamilien befanden sich in Spitzenpositionen von Reich oder Kirche. Allein um 950 waren sämtliche Herzogtümer im „Familienbesitz“ der Ottonen. Auch die Frauen spielten als Äbtissinnen (Gandersheim, Quedlinburg, Essen) eine bedeutende Rolle. Wieder andere wurden als Heiratsobjekte verwendet; beispielsweise wurde die blutjunge, eben volljährig gewordene Gerberga (Liudolfs Tante) mit dem Herzog Giselbert von Lothringen vermählt. Nach dessen Tod wurde sie zehn Jahre später Gemahlin des französischen Königs Ludwig IV.

Auffallend sind die vielen Heiligen der Ottonendynastie, die nur von 919 bis 1024 gedauert hat. Liudolfs Onkel Brun, Erzbischof von Köln, und seine Stiefmutter Adelheid wurden heiliggesprochen. Auch Liudolfs Mutter Edith wurde bald nach ihrem Ableben vom Volk als Heilige verehrt. Am Ende der hundertjährigen Ottonenherrschaft regierte der Enkel seines Onkels Heinrich, Heinrich II. (der Heilige), dessen Gemahlin Kunigunde ebenfalls zur Ehre der Altäre erhoben wurde. Die Schwester Heinrich II., Gisela, war mit dem heiligen Stephan von Ungarn verheiratet.

Die Königsurkunde wurde von Kanzler Brun ausgefertigt. Als jüngster Bruder des 912 geborenen Otto kam Brun um 925 zur Welt. Er wurde für die geistliche Laufbahn bestimmt und schon mit vier Jahren dem Bischof von Utrecht zur Erziehung anvertraut und in der dortigen Domschule ausgebildet. Im Gegensatz zu seinen Brüdern Thankmar und Heinrich sowie weiterer Verwandter war er seinem königlichen Bruder stets treu ergeben. Seit 940 leitete er als Kanzler die Königskanzlei, war 951 Erzkanzler und Erzkapellan und wurde 953 zum Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen ernannt, eine im jungen Reich erstmalige Verbindung von geistlicher und weltlicher Macht, von Otto „königliches Priestertum“ (regale sacerdotium) genannt.

Bruns staatsmännisches Geschick erkennt man auch daran, dass es ihm gelang, das Herzogtum Lothringen an das Reich zu binden, eine bedeutende Aufgabe, wenn man bedenkt, dass Lothringen damals als Grenzherzogtum gegen Frankreich etwa von der heutigen Südgrenze Lothringens (Lorraine) bis an die Nordsee reichte und so wichtige Städte wie Toul, Trier, Aachen, Köln und Lüttich enthielt. Im Dienste des Reiches hielt Brun sich häufig in Frankreich auf, wo er auch am 11. 10. 965 in Reims verstarb. Beerdigt wurde er in dem von ihm gegründeten Benediktinerkloster St. Pantaleon in Köln, damals südlich der Stadtmauer auf einem kleinen Hügel gelegen. Brun reformierte Klöster und förderte die Wissenschaften durch Einrichtung von mehreren Bischofsschulen, wobei er einige seiner Schüler auf lothringische Bischofsstühle brachte. Sein Heiligenfest wird am 12. Oktober begangen. Der „archidux“ Brun darf nicht verwechselt werden mit dem heiligen Bruno von Köln, dem Gründer des Kartäuserordens.

Ottos Sohn Liudolf war dem am 10. 12. 949 verstorbenen Herzog Hermann I. – er regierte von 926 bis 949 – in doppelter Hinsicht verbunden. Zum einen war es sein Schwiegervater, dessen Tochter Ida er 948 geheiratet hatte; zum anderen war es sein direkter Vorgänger im Herzogsamt, und schon 948 hatte er mit ihm einen Umritt im südlichen Teil Schwabens unternommen. Nach den St. Galler Annalen war Liudolf damals zum ersten Mal in St. Gallen. Die hohen Herren feierten mit den Mönchen den Festtag des heiligen Gallus (16. 10.) und besuchten das bei Bad Ragaz gelegene Reichskloster Pfäfers. Dort wurden sie, zusammen mit ihren Gemahlinnen, durch einen Präsenzeintrag in den Liber Viven-tium der Abtei aufgenommen. Bemerkenswert

ist, dass hinter dem Namen von Liudolf schon der Dux-(Herzogs-)Titel steht. Vor ihrem Besuch in St. Gallen und Pfäfers waren die Herrschaften am 14. August 948 bei der Einweihung der Klosterkirche in Einsiedeln zugegen.

Diese Kirchweihe war für das Herzogspaar insofern wichtig, weil sie das Kloster Einsiedeln gegründet hatten. Schon vor 947 hatten Getreue (fideles) des Herzogs Hermann diesem Grund und Boden übereignet, damit die Meinradzelle weiter ausgebaut werden konnte. 947 sicherte ein Privileg König Ottos I. dem Kloster freie Abtwahl und Immunität zu. Einsiedeln war also als Hauskloster geplant, und tatsächlich fand auch hier die Herzogin Reginlinde – Hermanns Gattin – ihre letzte Ruhe.

Man wundert sich zunächst, warum die Schenkung von Liudolf nicht Einsiedeln, sondern der Reichenau gemacht wurde. Die Lösung liegt einfach darin, dass Herzog Hermann I. auf der Reichenau in der Kilianskapelle (außerhalb, südlich des Münsters gelegen) begraben wurde.

Die Wahl der Reichenau als herzogliche Grablage mag neben der besonderen Bedeutung des Reichsklosters in der Tatsache begründet sein, dass im Reichenauer Münster der unglückliche Kaiser Karl III. (+ 888) bestattet worden war. Karl III. (in späteren Jahrhunderten zu Unrecht „der Dicke“ genannt) war der letzte karolingische Kaiser, der das Ost- und Westreich, wenn auch nur für kurze Zeit, unter seiner Herrschaft vereinigt hat. Er ist der einzige Kaiser, der in Schwaben seine letzte Ruhe gefunden hat. Eine Tradition für die Reichenau als herzogliche Grablage schien sich anzubahnen, als auch Liudolfs Nachfolger, Herzog Burchard III. (954 – 973), dort beerdigt wurde.

Treu zum König gehalten

Doch zurück zu Herzog Hermann. Dieser war ein enger Vertrauter von König Otto I., „der weiseste und klügste“ unter den Fürsten. Er hat auch in ausweglosen Situationen treu zu seinem König gehalten. Durch einen überraschenden Sieg am 2. Oktober 939 bei Andernach über zwei rebellierende Herzöge (Ottos Schwager Giselbert von Lothringen und Eberhard von Franken) sowie den Bruder des Königs (Heinrich) hat er die Macht seines Königs entscheidend gefestigt.

Der Vorgänger von Herzog Hermann, Herzog Burchard II., war auf Bitten seines Schwiegersohnes, König Rudolfs II. von Hochburgund, mit seinen Truppen nach Italien geeilt. Ende April 926 fand er vor Novara im Kampf gegen Hugo von der Provence den Tod. Zu seinem Nachfolger setzte Ottos Vater, König Heinrich I., auf einem Reichstag in Worms im Jahre 926 den fränkischen Konradiner Hermann als Herzog in Schwaben ein. Später heiratete Hermann Reginlinde, die Witwe Burchards.

Reginlinde war die Tochter des Grafen von Nellenburg (bei Stockach/Baden). Sie überlebte ihren zweiten Gatten um etwa zehn Jahre. Nach seinem Tod war sie Laienabtissin des Frauenklosters St. Felix und Regula in Zürich, vielleicht auch Äbtissin der Frauenabtei in Säkingen. Unglücklicherweise wurde sie vom Aussatz befallen und zog sich dann auf die Insel Ufenau im Zürichsee zurück. Neben der schon bestehenden Martinskirche ließ sie ein Wohnhaus errichten, von dem sie durch eine hölzerne Brücke in die Empore der Kirche gelangen konnte. Kurz vor ihrem Tod wurde noch eine weitere Kirche gebaut, die dem heiligen Petrus geweiht wurde. Auf der Ufenau soll ein Sohn Reginlindes aus erster Ehe namens Adalrich als Leutpriester an der Peterskirche gewirkt haben. Er wurde in der Peterskirche 973 beerdigt.

Der Herrschaftsbereich (provincia) des Herzogs Liudolf deckte sich zum größten Teil mit

dem Gebiet des Bistums Konstanz und war hauptsächlich von Schwaben bewohnt. Im Osten war die Grenze östlich vom Lech zum Herzogtum Bayern mit Teilen des Bistums Augsburg. Im Südosten bestand schon lange eine Verbindung zwischen dem Herzogtum und dem Grafenamt in Rätien. In Rätien, mit der Bischofsstadt Chur, siedelten Romanen, die churwelsch sprachen. Die Schwaben verstanden diese Sprache nicht, für sie war es „kauderwelsch“. Rätien war verkehrspolitisch insofern von Bedeutung, als wichtige Straßen, z. B. über den Splügen- und den Lukmanierpass, nach Italien führten, denn der Gotthardpass wurde erst später erschlossen. Im Süden reichte das Herzogtum bis zum Alpenkamm.

Im Südwesten war südlich von Basel und unter Einschluss der Bischofsstadt Basel nach einem zeitgenössischen Bericht von Liutprand von Cremona „ein nicht geringer Teil“ aus der schwäbischen Provinz abgetrennt worden. Liudolfs Großvater, König Heinrich I., hatte diesen Teil an König Rudolf II. von Hochburgund abgetreten als Gegenleistung für die Heilige Lanze, diesem Heils- und Herrschaftszeichen, das nach der Überlieferung einen Nagel aus dem Kreuz Christi enthielt. Jenes Symbol der Unbesiegbarkeit, das ursprünglich bei Schlachten mitgeführt wurde, befindet sich heute mit anderen Reichskleinodien in der Schatzkammer der Wiener Hofburg, allerdings ohne Nagel, den schon Kaiser Karl IV. entwendet haben soll.

Die westliche Grenze bildete das Elsaß, das 925 mit dem Herzogtum vereinigt wurde. Das Oberelsaß gehörte zum Bistum Basel, während das Bistum Straßburg sich sowohl auf Gebiete rechts als auch links des Rheins erstreckte. Im Breisgau besaß Liudolf neben der Herzogsgewalt zusätzliche Grafenrechte.

Im Norden deckte sich wie im Süden die politische Grenze des Herzogtums mit der Konstanzer Diözesangrenze. Sie lag etwas nördlich von Stuttgart auf der Linie Hornisgrinde – Asperg – Hesselberg. Diese Grenze wurde nach der Schlacht bei Tolbiacum (Zülpich) (497) gezogen, bei der Chlodwig die Alamannen besiegte, wobei als politische Folge der nördliche Teil Alamanniens an die Franken fiel. Man nimmt an, dass Liudolf im Bereich des „Stutgartens“ an der Stelle des heutigen Alten Schlosses in Stuttgart zur Sicherung eines Straßenkreuzes auf einer Motte, einem künstlich aufgeschütteten Hügel, eine Wasserburg angelegt hat, aus der sich später unsere jetzige Landeshauptstadt entwickelt hat.

Weder vom Herzogtum Schwaben noch von Truchteltingen kennen wir die Einwohnerzahlen der damaligen Zeit. Bei einer geschätzten Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches von drei bis vier Millionen entfiel auf das Herzogtum Schwaben wohl kaum mehr als eine halbe Million. Im Jahre 1477 standen in Truchteltingen nur 21 Häuser, im 10. Jahrhundert dürften es eher weniger gewesen sein. Große Waldgebiete waren noch nicht gerodet, in den Flussniederungen herrschten Moore und Sümpfe vor. Die Menschen wohnten in Hütten und hatten eine Lebenserwartung, die kaum über 30 Jahren lag. Krankheiten, Seuchen, Missernten, Ungarneinfälle, Bürgerkriege hielten das Bevölkerungswachstum in Grenzen.

Die Herzogsherrschaft in Schwaben war ein Reichslehen und mit königlichen Benefizien (Burgen, Pfalzen, Kirchen, Märkten, Münzstätten) ausgestattet. In den drei königlichen Münzstätten des Landes, nämlich Zürich, Breisach und Esslingen, wurden unter Herzog Liudolf Denare geprägt, die den Herzogsnamen allein aufweisen; nur in zwei Prägungen aus Esslingen erscheint auf den Münzen Liudolfs Name zusammen mit dem seines Vaters. Innerhalb des Herzogtums Schwaben befanden sich wichtige Reichsklöster unter herzoglicher Herrschaft, wie z. B. Reichenau, St. Gallen, Zuzach, Kempten und Ottoberen und Liudolf konnte deshalb

Zu den Residenzen

Unter dem Thema „Residenzen des Hauses Württemberg“ steht eine Tagesexkursion der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen am Samstag, den 5. 8. 2000.

Kirchheim Teck ist erste Station. Franziska von Hohenheim, erst Geliebte, dann Gemahlin Herzog Karl Eugens von Württemberg, diente das dortige Schloss als Witwensitz. Ihre Wohnräume sind stilvoll und originalgetreu eingerichtet. Im ehemaligen Kloster Lorch/Remstal entsteht zur Zeit ein Rundbild mit 30 Metern Länge und 4,5 Metern Höhe, das die vorwürttembergische Stauferzeit anschaulich macht. Der Maler Hans Klos arbeitet schon mehrere Jahre an dem Monumentalgemälde. Ihm darf über die Schuler geschaut werden. Er persönlich erläutert sein Werk.

Die Grabkapelle für Königin Katharina und König Wilhelm I auf dem Rotenberg über dem Neckartal, einst Standort der Stammburg Württemberg, ist das nächste Ziel. Schließlich gibt es im Neuen Schloss in Stuttgart, der einstigen Hauptresidenz der Württemberger, eine Sonderführung. Das Schloss, heute Sitz der Regierung von Baden-Württemberg, steht nur zu ausgesuchten Terminen der Öffentlichkeit zur Verfügung, wenn dort weder Regierungstätigkeiten ausgeübt noch Empfänge gegeben werden. Abfahrt 7.00 Uhr in Albstadt/Busbahnhof, 7.30 Uhr in Balingen/Stadthalle. Führung Hans Kratt. Anmeldung bei Frau Hübner, 72359 Dotternhausen, Im Kirchwinkel 2, Tel. (07427) 91095 (ab 13.00 Uhr)

Reichskirchengut an seine Vasallen vergeben. Auf den Herzogslandtagen, die an verschiedenen Orten stattfanden, übte der Herzog seine Herrschaftsrechte über die Fürsten und Vasallen aus. Der Herzogslandtag war auch der Ort des Herzogshochgerichts, an dem nach dem Stammesrecht, der lex alamannorum, geurteilt wurde und Streitigkeiten zwischen den Fürsten geschlichtet wurden.

Wie aus der Urkunde hervorgeht, wurde die Schenkung für das eigene Seelenheil und für das Heil des verstorbenen Herzogs Hermann I. gemacht. Waren für die Sorge um das Seelenheil, das im Mittelalter von allergrößter Bedeutung war, nicht die Reichenauer Mönche am besten geeignet, weil sie nach der Regel des heiligen Benedikt achtmal am Tage zu Gott beteten? Im Jahre 935 lebten unter Abt Alawich I. 96 Mönche in der Abtei. Eine große Mönchsgemeinschaft konnte durch viele Gebete und Seelenmessen den im Fegfeuer büßenden und harrenden Verstorbenen den seligen Frieden erleben! Der Sündennachlass war besonders wichtig für Menschen, die eines jähen Todes ohne die Heilmittel der Kirche verstorben waren. Abt Bern von der Reichenau (+ 1048) ließ z. B. für den plötzlich verstorbenen Mönch Heinrich 30 Tage lang ununterbrochen Messen lesen und eintausend Speisungen an Arme austeilen.

Zum Streben nach Vollkommenheit (conversio morum) gehört bei den Benediktinern neben der Pflege der Liturgie noch das Arbeiten. Und hier kommen wir zum Nebeneffekt einer Stiftung: diese bildete die wirtschaftliche Grundlage für die vielfältigen Aufgaben eines autarken Klosters, wie zum Beispiel die Ausübung der Landwirtschaft, des Gartenbaus und aller damals bekannten Handwerke sowie die Pflege der Kranken, die Beherbergung der Pilger und der Unterhalt der Klosterschule für Mönche und Adlige. Die Reichenau gehörte damals neben St. Gallen auf kulturellem Gebiet zu den bedeutendsten Klöstern nicht nur Schwabens, sondern des gesamten Abendlandes. Sie war ein Hort der Wissenschaft und der Kunst. Prachtvolle Pergamentbände sind in der Schreibstube dieses

Klosters entstanden, berühmt sind heute noch die Fresken aus der ottonischen Zeit. Vermutlich wurde auch die Kaiserkrone, die wohl Otto I. als erster Monarch getragen hat, dort hergestellt.

Die Klöster waren neben den Königspfalzen für die Verpflegung bei Königsumzügen verantwortlich, denn die „Reisekönige“ hatten damals keine feste Residenz. Sie waren auch zum Heeresdienst (servitium regis) verpflichtet. Nach einer Aufgebotsliste vom Jahre 981 musste die Abtei Reichenau wie die Abtei Fulda 60 Panzerreiter stellen, der Bischof von Konstanz nur 40. Und die Ausrüstung eines Panzerreiters kostete ein kleines Vermögen. Ende des 11. Jahrhunderts hatte ein Pferd den Gegenwert von 5 bis 10 Ochsen, ein Kettenpanzerhemd den Wert von 20 bis 100 Ochsen. Der Ritter benötigte ein Marschpferd, ein Streitross und ein Lastpferd (nach Horst Fuhrmann).

König Otto war an der Belehnung der Abteien und Bistümer und deren Ausstattung mit weltlichen Rechten interessiert, dienten sie doch der von ihm verfolgten „Reichskirchenpolitik“. Neben dem Heeresdienst waren die Reichsbischöfe und Reichsäbte mit der Reichsverwaltung befasst. Sie konnten vom König ein- und abgesetzt werden und beim Tod eines Geistlichen, der als Zölibatär kinderlos blieb, fiel dessen Besitz an die Krone zurück.

Bevor wir uns dem Leben des jungen Herzogs Liudolf zuwenden (es war für einige Jahre wild bewegt), müssen wir uns mit den südlichen Nachbarn des Herzogtums Schwaben befassen.

Das im Vertrag von Verdun 843 geschaffene Mittelreich, das wie ein langes Zick-Zack-Band von der Nordsee über Burgund und die Lombardei bis zur Mitte des italienischen Stiefels zwischen Ost- und Westreich gelegen war, hatte keinen langen Bestand. Um den letzten Endes verbliebenen südlichen Teil – Burgund und Lombardei – tobten jahrzehntelang Machtkämpfe. Dabei spielte sich alles „innerhalb der Familie“ ab, denn die Hauptrivalen waren Nachkommen von Ludwig dem Frommen (dem Sohn von Karl dem Großen). Sie selbst oder ihre Vorfahren hatten in die Karolingersippe eingeheiratet. Die enge Verwandtschaft hinderte sie aber nicht daran, mittels Täuschung, Verrat, Blendung, Meuchel- und Giftmord den jeweiligen Gegner auszuschalten und selber zur Macht zu kommen.

Als der Welfe Rudolf II., König von Hochburgund, 937 starb, hinterließ er die 931 geborene Tochter Adelheid und den etwas älteren Sohn Konrad. Berta, die Witwe Rudolfs (sie war eine Tochter Reginlindes aus ihrer ersten Ehe mit Herzog Burchard von Schwaben), musste gegen ihren Willen Hugo von der Provence heiraten. Dieser war seit 926 König von Italien und ein erbitterter Feind ihres Vaters und ihres Gatten gewesen. Die 6-jährige Adelheid wurde mit Hugos Sohn Lothar verlobt, der 947 ihr Gemahl wurde. Der gefährlichste Gegner Hugos war Markgraf Berengar II. von Ivrea. Dessen Frau Willa war eine Nichte Hugos. Am Rande vermerkt, war Judith, eine Schwester von Berengars Großvater, Erbin eines großen Besitzes von Balingen. Berengar war mit seiner Frau vor den Nachstellungen Hugos – er wollte ihn blenden – 941 zu König Otto geflohen, bei dem er Hilfe suchte und dem er den Vasalleneid leistete. Als sich in Italien das Blatt zu ungunsten des Königs Hugo wendete, kehrte Berengar 945 zurück, und der gestürzte Hugo floh 947 in die Provence. Er starb 948 in Arles.

(Fortsetzung folgt)

25 Jahre Albstadt

Notizen zu seiner Geschichte – Von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt

Pünktlich am ersten Januar 1975 entsteht die „Neue Stadt“ durch den Zusammenschluss der Städte Ebingen (mit ihren Stadtteilen Laufen, Lautlingen und Margrethausen) und Tailfingen (mit dem bereits 1934 eingemeindeten Truchtelingen) sowie der Gemeinden Onstmettingen und Pfeffingen (mit dem Ortsteil Burgfelden). Die neugebackene Albstädter Stadtverwaltung nimmt ihren Sitz im größten Rathaus – in Ebingen. Dort kommen jedoch nicht alle Dienststellen unter. So wird das Tailfinger Rathaus zum Technischen Rathaus (Bauwesen) mit einer Geschäftsstelle (auch für den Ortsteil Truchtelingen); die übrigen Ortsteile erhalten Ortsämter. Damit ist trotz aller Zentralisierung ein Stück Bürgernähe verwirklicht. Der neue Gemeinderat hat natürlich wesentlich mehr Mitglieder als die einzelnen Vorläufergremien. Deshalb findet die konstituierende Sitzung nicht in einem Rathaus, sondern im Ebinger Spitalhof statt, dann zunächst wechselnd in den verschiedenen Ortsteilen. Die Räte finden dies mit der Zeit doch recht beschwerlich, weshalb man sich für einen festen Tagungsort entschließt. Deswegen wird das Dachgeschoss des Ebinger Rathauses ausgebaut, wo der Albstädter Gemeinderat auch heute noch tagt.

Gesteigerte Leistungsfähigkeit

Im März 1975 wird Albstadts Stadtoberhaupt gewählt – als aussichtsreichste Kandidaten stehen der Stuttgarter Regierungsdirektor Hans Pfarr (CDU) gegen den bisherigen Bürgermeister von Tailfingen, Horst Kiesecker (SPD). Die Albstädter Bürgerinnen und Bürger entscheiden sich mehrheitlich für Hans Pfarr. Die neue, größere Stadt Albstadt mit ihren (zunächst) mehr als 50 000 Einwohnern ist wesentlich leistungsfähiger und kann deshalb Großprojekte verwirklichen, die für jeden einzelnen Ortsteil absolut undenkbar wären: so im September 1977 das Wasserwerk, im September 1980 das Badkap (mit Kinderplansch- und Wellenbrandungsbecken, Sauna, Wasserpilz, Quellgrotte, Schwimmkanal, Außenbecken, Liegewiesen, Rutschen...), im Oktober 1980 den Busbahnhof in Ebingen, im September 1985 das Bildungszentrum, das die Städtische Bücherei, die Volkshochschule und das Stadtarchiv beherbergt und schließlich 1988, als Krönung gewissermaßen, die Fachhochschule. Die neue, größere Stadt Albstadt ist nun auch groß genug für die Partnerschaft mit der savoyardischen Metropole Chambéry, die bereits zuvor mit Tailfingen in engem Kontakt stand, die aber mit ihren 54 000 Einwohnern einen recht ungleichen Partner abgegeben hätte. Diese Partnerschaft wird im Mai 1979 besiegelt.

OB Hans Pfarr und die schönen Künste

Hans Pfarr, ein überaus kultivierter und den schönen Künsten zugeneigter Mensch, hat in seinen sechzehn Amtsjahren der Stadt Albstadt weitgehend seinen Stempel aufgedrückt – neben der Städtischen Galerie mit ihrer deutschlandweit bekannten Sammlung von Werken der Druckgraphik des Realismus und Expressionismus (November 1975) entsteht eine vielfältige und ausgesprochen lebendige Museumslandschaft – im November 1977 die Musikalien-sammlung Jehle im Lautlinger Stauffenberg-Schloss, im April 1986 das Museum im Kräuterkasten (für Vor- und Frühgeschichte), im November 1989 das Philipp-Matthäus-Hahn-Museum im Onstmettinger Kasten (Waagen und Uhren), und schließlich das von Pfarr auf den Weg gebrachte, aber unter seinem Nachfolger



OB Hans Pfarr

im Juli 1996 eröffnete Maschenmuseum Tailfingen, die größte und meist besuchte, museale Einrichtung Albstadts, gefolgt von dem Ebinger Heimatmuseum, das im November 1996 wiedereröffnet wurde. Zudem haben seit Juni 1995 die örtlichen Künstlerinnen und Künstler im Gebäude der ehemaligen Sauter-Fabrik eine Gelegenheit, ihre eigenen Werke auszustellen. Aber auch Theater und Musik kommen unter der Ägide von Hans Pfarr zum Zuge: 1977 baut er das Erdgeschoss des Lautlinger Schlosses stilvoll zu einem Konzertsaal aus und in Tailfingen entsteht durch den Umbau eines Kinos im September 1984 das Thalia-Theater.

Nicht zu vergessen die Albstädter Stadtfeste als Kultur im weiteren Sinne. Sie finden seit 1975 so alle zwei oder drei Jahre abwechselnd in Ebingen und in Tailfingen statt – hier strömen die Albstädter zusammen (und auch zahlreiche Auswärtige), hier feiern sie alle gemeinsam, und es spielt absolut keine Rolle, aus welchem Ortsteil einer kommt. Den Höhepunkt unter ihnen bildet dasjenige des Jahres 1987: Albstadt richtet die Heimattage Baden-Württemberg aus, was nur mit einem enormen, gemeinsamen Kraftakt sowohl der Stadtverwaltung als auch der Albstädter Vereine zu bewältigen ist – ein äußerst medienwirksames Ereignis, das die neue Stadt auf der Westalb den Leuten im Ländle durch Zeitung, Rundfunk und Fernsehen näher bringt. Solche Ereignisse sind es, die ein Albstadt-Wir-Gefühl entstehen lassen!

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Rudolf Linder, Heilig-Brünnele-Straße 55, 72461 Albstadt

Dr. Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

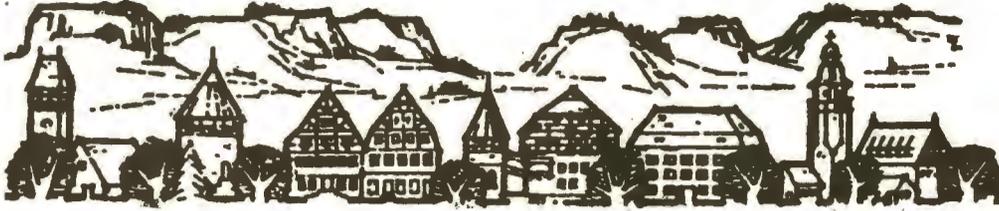
Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 47

31. August 2000

Nr. 8

Balingen vor 100 Jahren

Ein zusammenfassender Überblick – Von Dr. Wilhelm Foth/Balingen – 1. Folge

Balingen vor 100 Jahren – das ist zunächst ein Landstädtchen mit 3447 Einwohnern, weit weniger als Ebingen (9000 E.) und weniger sogar als Tailfingen (3745 E.), die ebenfalls zum „Oberamt Balingen“ gehörten, die aber gerade damals ein hektisches Wachstum aufwiesen. In Balingen ging alles langsamer: Von 1871 bis 1900 hatte die Bevölkerung um 2,4% zugenommen, erst von da an bis 1910 stieg sie sehr viel rascher um 19% auf 4101 Einwohner.

Balingen als Behördenstadt

Balingen war Behördenstadt. Hier hatte das Oberamt seinen Sitz mit dem Oberamtmann Filser, dessen Tochter Maria Caspar-Filser sich übrigens später einen Namen als Kunstmalerin machte. Hier waren das Amtsgericht draußen in der Vorstadt und das Kameralamt, wie damals

das Finanzamt hieß, in der ehemals Geistlichen Verwaltung (Ölbergstraße 23). Hier hatten auch der für das Oberamt zuständige Oberamtsarzt, der Oberamtswundarzt und der Oberamtstierarzt ihren Dienstsitz. Hier saßen außerdem das Forstamt, die Eisenbahnbauinspektion, das Bezirksnotariat und der Landjägerposten (Polizei). Seinen Dienstsitz hatte außerdem hier das Dekanat Balingen, das fürs ganze, überwiegend evangelische, Oberamt zuständig war. Viele Balingener lebten vom Handwerk, manche vom Handel. Noch etwa 20% (1895: 23,6%) der Bevölkerung verdienten ihren Lebensunterhalt überwiegend in der Landwirtschaft. So gab es 1895 in der Stadt 899 Rinder und 164 Pferde.

Die Charakterisierung aus der Oberamtsbeschreibung von 1880 traf wohl noch zu: „Der Charakter der Einwohner ist derb, aber bieder“, und „Der Balingener ist fleißig und sparsam, auch sehr genügsam.“

Auch der Gründer der *Hemdenfabrik Gühning* (gegründet 1897) war bei Behr in die Lehre gegangen.

In diesen Balingener Textilfabriken arbeiteten im Jahre 1911 rund 450 Arbeitskräfte, vorwiegend Frauen; dazu kamen 710 Heimarbeiterinnen.

Die Schuhfabriken

Der zweitwichtigste Industriezweig in Balingen war um 1900 die Schuhindustrie. Sie war aus dem Schuhmacherhandwerk herausgewachsen, das schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von überregionaler Bedeutung war.

Die beginnende Industrialisierung

Textilindustrie

Aber das Bild vom verschlafenen Landstädtchen trägt, denn gerade um 1900 beginnt die Industrialisierung mit Riesenschritten, gefördert von Bahnbau und Dampfmaschinen.

Schon die Oberamtsbeschreibung von 1880 vermerkt: „Alle Geschäfte überragt weitaus die Flanellhemden- und Trikotwarenfabrikation von C. F. Behr, gegründet 1873, mit 200 Arbeitern und einem Umsatz von 400 000 Mark. Ganze umliegende Ortschaften und viele fleißige Hände in der Stadt finden Beschäftigung. Der Absatz in ganz Deutschland ist schwunghaft, alljährlich erweisen sich die Fabrikräume als ungenügend.“

Carl Friedrich Behr (1849-1925) ist der Stammvater der Balingener Textilindustrie. Er hatte seine Fabrik ursprünglich im Stadtzentrum, wo aber der Platz schon bald viel zu eng wurde. Deshalb ließ er neue Fabrikationsgebäude im Westen der Stadt an der Eisenbahnlinie bauen (am Platz des heutigen „real“), übrigens mit der ersten Dampf-

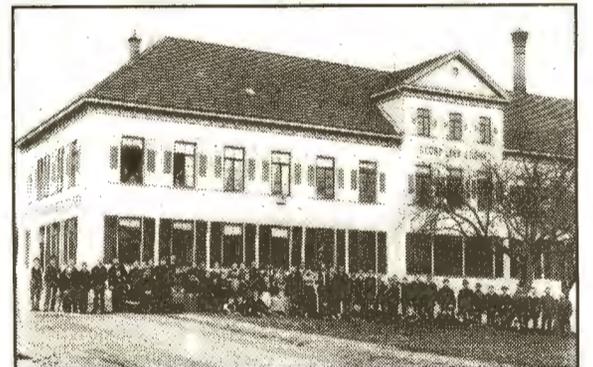
kesselanlage der Stadt. Von 1889 bis 1927 wurden dort immer neue Gebäude errichtet.

Die Veranschlagung des Steuerkapitals im Gewerkekataster stieg von 38 875 Mark (1894) auf 47 125 Mark im Jahr 1900, d. h. um rund 18%. Dieser Betrieb war damit der weitaus größte in Balingen und zugleich die Wiege für weitere.

Da war die Firma *Reiber und Röller* mit 8355 Mark Steuerkapital. Gottfried Reiber, der schon in der Wirtschaft zum Ritter (heute Bierhof) die Textilfabrikation aufgenommen hatte, tat sich mit seinem Kollegen Röller (beide hatten „beim Behr“ gelernt) zusammen und sie errichteten ab 1897 gegenüber dem Bahnhof „ein Fabrikgebäude, Kesselhaus und Dampfkamin“, wie es in den Bauakten heißt, in einem bis dahin völlig unbebauten Gebiet. Später nannte sich die Fabrik Baltrik, heute befindet sich dort der Technic-Markt.

Auch der Gründer der *Ceceba*, Carl Christian Schäfer, hatte seine berufliche Laufbahn bei der Firma C. F. Behr begonnen. Nach mehreren Studienreisen gründete er 1893 eine Textilfabrik in Ebingen, die er, wohl wegen der mörderischen Konkurrenz dort, bereits 1897 nach Balingen verlegte. In der Nähe des Bahnhofs an der Rosenfelder-Straße wurde in diesem Jahr ein großes Fabrikgebäude, ebenfalls mit Dampfkesselanlage, erstellt und bereits 1900 stark erweitert. Das Steuerkapital in diesem Jahr betrug 6935 Mark.

Und noch eine weitere Textilfabrik gab es an der Straße nach Geislingen. 1889 hatten dort *Martin Stotz und Karl Axamitt* ihr Fabrikgebäude erstellt. Der Betrieb, der 1900 mit einem Steuerkapital von 3595 Mark veranschlagt war, hörte schon 1904 auf zu bestehen – das Gebäude übernahm die Schuhfabrik Falkenstein.



Schuhfabrik Link und Sohn
(heute Bizerba Service-Center)

Weitaus die größte Fabrik war die von *Georg Link und Sohn*, deren repräsentatives Fabrikgebäude 1889 nördlich des Bahnhofs beim Bahnübergang nach Ostdorf gebaut worden war. Nach einem Brand von 1912 erhielt es das Aussehen, das sich im Wesentlichen bis heute (Bizerba-Vertriebs- und Servicecenter) erhalten hat. Im Jahr 1900 stand diese Schuhfabrik mit 21 875 Mark Steuerkapital im Kataster, war also der zweitgrößte Balingener Betrieb.

Die *Schuhfabrik Straßer* befand sich im Osten der Stadt am Weg zum Binsenbol. Dort hatte 1889 der Strickwarenfabrikant Carl Martz ein Fabrikgebäude errichtet, wo er eine florierende Textilfabrik betrieb. Aber schon 1903 gab er aus uns unbekanntem Gründen diese Fabrikation



Trikot Behr, geründet 1873 – ca. 1950

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Samstag, 9. September: Barockbauten der Abtei Zwiefalten, Kloster Zwiefalten, Tigerfeld, Zell a. D., Dürrenwaldstätten und Schloss Ehrenfeld (Groh).

Mittwoch, 11. Oktober: Dia-Vorschau für eine zukünftige Exkursion in die Provence (Helber).

auf und verkaufte das für die damalige Architektur bezeichnende Ziegelgebäude an den Schuhfabrikanten Jakob Straßer. Dieser ließ das Gebäude umbauen, erweitern und mit einem Kesselhaus samt hohem Kamin versehen.

Diese Schuhfabrik hatte im Jahr 1900 ein Steuereinkommen von 4675 Mark. Im Jahr 1904 bereits von 10875 Mark; sie befand sich also in einem fulminanten Aufschwung.

Die dritte namhafte Schuhfabrik war, wie schon erwähnt, die von *Christian Gottlieb Falkenstein*. Sie hatte 1900 ein Gewerbesteuerkapital von 1235 Mark. Das Gebäude wurde 1989 abgerissen; nur das Schuhgeschäft steht heute noch.

Im Jahr 1911 arbeiteten in diesen drei Schuhfabriken 320 Arbeitskräfte, vorwiegend Männer.

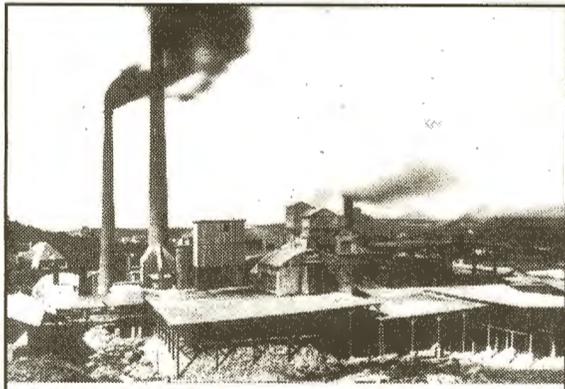
Die weitere Industrie

Von größerer Bedeutung war in Balingen um 1900 auch die *Lederhandschuhindustrie*. Es gab 13 Betriebe, von denen der von Theodor Roller (3100 Mark Gewerbekapital), weitaus am wichtigsten war.

Fast noch keine Rolle spielte damals in Balingen die *Metallindustrie*. Auch die spätere Bizerba in der Vorstadt, gegründet von Andreas Bizer, war nur eine größere mechanische Werkstätte (1035 Mark Steuerkapital), die erst, als sie 1908 *Wilhelm Kraut* von seinem Schwiegervater übernahm, einen großen Aufschwung erfuhr.

Die Firma *Josef Mehrer*, die damals ihren Sitz in der Neuen Straße hatte, war von ähnlicher Größe, ebenso wie die Firma *Wilhelm Roller*.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Im Jahr 1900 entfielen gemäß dem Gewerbesteuerkapital auf die Textilindustrie rund 62% auf die Schuhindustrie rund 29% auf die Handschuhindustrie rund 6% auf die Metallindustrie rund 3%



Fa. Andreas Bizer (Bizerba), ca. 1900

Ein Großprojekt war seit 1899 in der Planung, um dem akuten Mangel an Baustoffen abzuwehren: ein *Zementwerk*. Im Jahr 1907 gab der Gemeinderat grünes Licht für den Bau. Als Standort wurde der Eingang des Engelestales bestimmt. Seilbahnen zum Plettenberg und zum Heuberg für den Transport von Kalkstein und Schiefer wurden gebaut und ein eigenes Industriegleis verlegt. Zwei gewaltige Schornsteine von 70 Meter und von 50 Meter Höhe wurden zu neuen Wahrzeichen Balingens (und sie bedeckten die Dächer der Stadt samt allen Gärten der Umgebung mit einer dicken Staubschicht). 1909 wurde die Produktion aufgenommen. Täglich verließen 30 Güterwagen mit „Hohenzollern-Cement“ das Werk. Mit 220 Arbeitskräften und mit einem Steuerkapital von 114 000 Mark war es 1911 der größte Industriebetrieb der Stadt. Aber nicht lange: 1927 fiel es der Konkurrenz des Süddeutschen Zementsyndikats zum Opfer und musste seine Tore schließen.



Zementwerk Balingen (ca. 1920)

Nur am Rande sei erwähnt: Das Zementwerk in Dotternhausen wurde erst 1939 gegründet.

Die Erwerbsbevölkerung

Über die Erwerbspersonen liegen folgende Zahlen vor:

	1895	1907
Land- und Forstwirtschaft	457	464
Industrie und Handwerk	926	1253
Sonstige Bereiche	270	369
Insgesamt	1653	2086

Außerdem gab es nicht wenige „Einpendler“, Arbeiter, die täglich vor allem aus Geislingen, aber auch aus Heselwangen und Edingen (das waren die wichtigsten Orte) nach Balingen zur Arbeit pendelten und abends zurückkehrten, meist zu Fuß, wenige mit Fahrrädern. Im Jahr 1900 gab es 319, im Jahr 1910 bereits 503 solche Einpendler.

Im Jahr 1913 wurde in der Rosenfelder Straße für die Pendler, die in den Fabriken der Bahnhofsgegend arbeiteten, eine „Speisehalle“ gebaut, die aber mehr einem Schuppen glich. So konnten die Pendler wenigstens ihr Mittagessen im Trockenen einnehmen. Bis dahin mussten sie bei jedem Wetter am Straßenrand hocken, wohin ihre Frauen und Kinder das Essen brachten.

Eisenbahn und Post

Ohne leistungsfähige Verkehrsmittel zur Personen- und zur Güterbeförderung ist eine moderne Wirtschaft nicht denkbar.

Jahrhundertlang spielte sich dieser Verkehr auf der so genannten Schweizerstraße ab. Mit Pferdefuhrwerken und Postkutschen war es ein schwerfälliger Gütertransport und ein mühseliges Reisen.

Da kam im 19. Jahrhundert die Eisenbahn. Seit 1874 war mit ihr von Balingen aus Tübingen und damit Stuttgart zu erreichen; seit 1878 war die Verbindung über Ebingen nach Sigmaringen fertig.

Der *Balinger Bahnhof* selbst war und blieb freilich auf lange Zeit eine armselige Baracke weit draußen im Norden vor der Stadt. Erst 1911, als von der Verbindung nach Rottweil das erste Teilstück nach Schömberg eingeweiht wurde, entstand der heutige Bahnhof, übrigens mit einem hübschen Türmchen für die Telegrafeneinleitung.

Damals wurde auch die Straße aufs Lindle, die einzige Verbindung nach Geislingen und Rosenfeld und zu den Gärten und Wiesen an der Si-

chel, unterbrochen und ersetzt durch die *Schellenbergbrücke*, die ihre volle Bedeutung erst erlangte, als dort oben 1923 die Sichelschule erbaut wurde.

Ein paar Zahlen zum Balinger Bahnhof:

	Personen	Güter
1900	109 600	23 164 t
1905	129 000	36 701 t
Steigerung:	18%	58%

Die *Post* war seit 1874 im Rathaus untergebracht, das übrigens nur zu einem Viertel der Stadt gehörte, zu drei Viertel aber der „Amtskorporation“, d. h. dem Oberamt. Der Postverkehr nahm einen immer größeren Umfang an: Im Jahr 1900 kamen rund 31 000 Pakete, 24 000 Postanweisungen und 416 000 Briefe hier an. Der Paketabgang war mindestens doppelt so hoch – er diente vorwiegend der Textilindustrie.

Die Posträume im Rathaus waren zu eng, sie lagen im Hochparterre, und der Weg zum Bahnhof (die Post wurde mit der Bahn transportiert) war weit. Deshalb wurde ein eigenes *Postamt* beim Bahnhof gebaut, ein imposantes Bauwerk aus Tuffsteinen mit einem mächtigen Ziergiebel. Und auf dem Dach war ein großer Abspannturm für die Einführung der Telefonfreileitungen. Am 1. 12. 1899 wurde dort der Postbetrieb aufgenommen.

Um der Bevölkerung den weiten Weg zum Postamt zu ersparen, wurden in der Stadt drei Wertzeichen-Verkaufsstellen eingerichtet und vier Briefkästen aufgehängt, übrigens mit 6-maliger Leerung an Werk- und 4-maliger an Sonntagen. Von diesem Service sind wir heute weit entfernt!

Zur Post gehörten auch *Telegraf und Telefon*. Die Balinger Telegrafestation bestand bereits seit 1862. Das Telefon wurde 1897 eingerichtet, zunächst noch im Rathaus, das einen mächtigen Dachträger bekam. Es gab zunächst zwölf Anschlüsse, vorwiegend für die Behörden und die großen Fabriken, und eine öffentliche Sprechstelle.

Im Auftrag der Post wurde ein täglicher Postkutschendienst nach Schömberg und Rosenfeld betrieben. Die Wagen hatten neun Sitzplätze, die Pferde standen in den Stallungen von *Plesching*, wovon es übrigens ein sehr schönes Gemälde von Eckenfelder gibt. Im Jahr 1911 wurden diese Postkutschen auf der Linie nach Rosenfeld durch Postomnibusse ersetzt – jeder hatte 14 Sitzplätze; als Höchstgeschwindigkeit waren 20 Kilometer erlaubt!

Nur am Rande sei erwähnt: Das erste Auto in Balingen war im Jahr 1905 das des Arztes Dr. Fröhner.

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe)

An alle Autoren!

Wir bitten um Verständnis dafür, dass Einsendungen im Moment nur in der Reihenfolge des Ms.-Eingangs veröffentlicht werden können und dass bis zur Veröffentlichung u. U. eine lange Zeit vergehen kann. Die Fülle bereits vorliegenden Materials – bedingt durch zahlreiche Jubiläen – zwingt leider zu dieser Maßnahme.

Truchtelfingen: ein fürstliches Geschenk | 2. Folge Schluss

Die Urkunde König Ottos I. vom 1. 1. 950 und der Aufstand seines Sohnes Liudolf, Herzog von Schwaben – Von Rudolf Linder, Albstadt

Eine dritte Heirat ging Berta mit dem Grafen Raimund III. Pontius von Toulouse (Herzog von Aquitanien) ein, und nach dessen Tod widmete sie sich ab 962 dem Aufbau des Klosters Payerne, der jetzigen Hauptstadt des Kantons Waadt. Das Kloster wurde später von ihrer Tochter Adelheid vollendet.

Als auch Adelheids Gatte Lothar, der Mitregent seines Vaters in Italien war, am 22. 11. 950 in Turin überraschend starb (man vermutet durch Gift), ließ sich Berengar zusammen mit seinem ältesten Sohn Adalbert am 15. Dezember 950 in Pavia zu Königen von Italien erheben.

Berengar beabsichtigte, seinen Sohn mit Adelheid zu vermählen. Da sich Adelheid dieser Absicht widersetzte, ließ er sie am 20. April 951 in Como gefangennehmen und in der Burg Garda unter menschenunwürdigen Verhältnissen einkerkeren. Ihre Anhänger suchten daraufhin Hilfe bei König Otto, der nach einem Beschluss des Fürstentages dieser Bitte nachkam und mit einem großen Heer nach Italien zog.

Schon im Sommer war Liudolf ohne Wissen seines Vaters mit wenigen „unternehmungslustigen Freunden“ nach Süden gezogen, genau wie sein Onkel, der Bayernherzog Heinrich, der sich Aquilejas bemächtigte und den dortigen Patriarchen Engelfried entmannen ließ. Durch Heinrichs Intrigen – seine Boten verleumdete Liudolf beim lombardischen Adel – waren Liudolfs Eroberungspläne erfolglos; er wurde von seinem Vater zornig zurückgepfiffen und musste sich dessen Heer anschließen. Am 23. September 951 zog Otto mit seinem Heer in der ehrwürdigen Langobardenhauptstadt Pavia ein. Ohne Krönungszeremonie – wahrscheinlich aber nach Huldigung des langobardischen Adels – nannte sich Otto „König der Franken und Langobarden“. Danach schickte er eine Gesandtschaft mit einem Heiratsgesuch an Adelheid nach Reggio. Nach viermonatiger Haft war ihr die Flucht, zusammen mit einem Priester und einer Dienerin, gelungen. Danach hatte sie bei Bischof Adalhard Schutz gefunden. Im Herbst vermählte sich in Pavia der knapp doppelt so alte Witwer – Ottos Gemahlin Edgitha war 946 verstorben – mit der 20-jährigen jungen und hübschen Königin. Im Februar 952 führte der König seine glückliche Frau über einen der Bündner Pässe nach Norden.

Konrad der Rote, Herzog von Lothringen und Schwiegersohn Ottos, blieb als Statthalter in der Lombardei zurück und wurde mit der Verfolgung Berengars beauftragt. Er nahm Fühlung mit ihm auf und bewog ihn, beim König Verzeihung zu erlangen. Otto hatte sich wohl eine andere Lösung vorgestellt. Konrad traf mit Berengar Ostern 952 in Magdeburg ein. Beide wurden von den Teilnehmern des Osterhofes eine Meile vor der Stadt feierlich eingeholt. Der König war erbost, hatte doch Berengar den Vasalleneid gebrochen und seine Gemahlin im Kerker gepeinigt, ihr die Haare abgeschnitten und den Schmuck geraubt. „Otto weigerte sich drei Tage lang, Berengar zu empfangen. Das ärgerte Konrad heftig, und gemeinsam mit Liudolf verdächtigte er deswegen Heinrich.“ (Widukind von Corvey). Schließlich nahm der Herrscher die Unterwerfung Berengars an. Auf der Reichsversammlung in Augsburg im August 952 leisteten Berengar und sein Sohn Adalbert den Vasalleneid. Sie erhielten Italien als Unterkönigreich ohne Trient, Verona, Aquileja und Istrien, die dem Herzogtum Bayern unterstellt wurden.

Liudolf hatte sich schon im Dezember 951 zusammen mit dem Erzbischof Friedrich von Mainz nach Sachsen aufgemacht, wo sie in Saalfeld, zusammen mit Gleichgesinnten, das Weihnachtsfest feierten. Der Erzbischof hatte sich dem Königssohn angeschlossen, weil er sich vom König ungerecht behandelt fühlte. Er war im Herbst 951 zusammen mit Hartbert, dem Bischof von Chur, zu Papst Agapet II, gesandt worden, um wegen der Kaiserkrönung Ottos zu Agapet II. gesandt worden, um wegen der Kaiserkrönung Ottos zu verhandeln. Die Mission misslang, und der König schob Friedrich die Schuld zu. Schon bei einem früheren Aufstand war Friedrich bei den Gegnern Ottos. Auch damals hatte nach Widukind in Saalfeld „das Unheil seinen Ausgang genommen.“

Nun müssen wir uns mit Liudolf genauer befassen:

Sein Vater Otto hatte im Herbst 929 Edgitha (Edith), eine Tochter König Eduards I. von England, geheiratet. Diese Angelsächsinn hatte Ottos Vater (Heinrich I.) für ihn vermittelt. Der Schwiegervater in spe schickte vorsorglich gleich zwei seiner Töchter zur Auswahl, wobei auch die andere Tochter einen adligen Gatten fand. Als Morgengabe erhielt die Gemahlin Ottos die Stadt Magdeburg übertragen; man nimmt deshalb an, dass Liudolf dort geboren wurde. Das war im Jahre 930. Ein Jahr später kam seine Schwester Liudgard auf die Welt.

Wenn man die Aussage Thietmars von Merseburg – Liudolf sei „ganz des Vaters Ebenbild“ – auf die Erscheinungsform bezieht, so war er nicht gerade schön, aber kräftig gebaut und breitschultrig. Bei dieser Konstitution kann man bei Vater und Sohn von einer gewissen Dickköpfigkeit ausgehen – und das nicht nur im wörtlichen Sinn, denn auch im Charakter dürften sich Vater und Sohn ähnlich gewesen sein. Und das war Ursache für eine gegenseitige Hassliebe, die nach der zweiten Hochzeit des Vaters zum Vorschein kam.

Man stellte sich vor: Liudolf hat im Alter von etwa 15 Jahren seine Mutter verloren, und jetzt, fünf Jahre später, neigte sich das Herz seines geliebten Vaters der jungen Gattin zu. Musste das einen jungen Menschen nicht mit großer Traurigkeit erfüllen? Wäre seine Mutter nicht gestorben, hätte sein Vater nicht wieder heiraten können. Nun verhöhnte ihn noch sein Onkel Heinrich, des Vaters Bruder, und behandelte ihn „wie ein des mütterlichen Schutzes beraubtes Muttersöhnchen.“ Wurde man nicht von Eifersucht geplagt, wenn man den Vater „verjüngt im Glück seiner neuen Liebe“ sah? (Widukind) Und was konnte er dafür, wenn er auch auf seine gleichaltrige Stiefmutter eifersüchtig war? Wäre sie nicht eine ideale Gattin für ihn geworden, hätte man ihn nicht schon 10-jährig mit Ida verlobt? Ihn selbst hatte man bei der Wahl seiner Gattin nicht gefragt. Und musste er nun nicht um seine Stellung Angst haben? Bis jetzt war er der einzige Sohn und war schon 946 zum Nachfolger bestimmt worden.

Nun war mit weiterer Nachkommenschaft seines Vaters zu rechnen, hatte doch die Stiefmutter ihrem ersten Gatten eine Tochter geschenkt, und auch sein Vater befand sich noch im zeugungsfähigen Alter. War es nicht früher ähnlich bei den Karolingern gewesen? Da war doch was mit der hübschen Judith, auch die eine Welfin wie die Stiefmutter! Richtig: diese ehrgeizige Judith hatte es heim frommen Ludwig erreicht, die Reichsordnung (von 817) über den Haufen

zu werfen, damit auch ihr Sohn Karl („Karl der Kahle“ genannt, weil zunächst kahl an Erbe, nicht kahl am Haupte) später auch ein Erbeile bekam. Welche Aussichten! Zu Trauer und Eifersucht gesellte sich Zorn, eine ausgesprägte Charaktereigenschaft, die er von seinem Vater geerbt hatte. Onkel Heinrich bekam ein Drittel von Oberitalien zugesprochen, und er ging leer aus! Auch Liudolfs Gattin Ida war über die Heirat der Tochter ihrer Halbschwester Berta nicht erfreut: sie hatte jetzt ihre Rolle als „First Lady“ am Hofe ausgespielt.

Als im Winter 952/953 Adelheid einen Sohn (Heinrich) gebar, waren Liudolfs Befürchtungen eingetreten. Im März 953 rebellierte Liudolf, wobei ganz Schwaben, Teile von Sachsen, Franken und Thüringen zu ihm übergingen. Auch Konrad der Rote schloss sich seinem Schwager an. Wie schon erwähnt, fühlte er sich genau wie Friedrich vom Monarchen ungerecht behandelt. Bei dem Aufstand hatte Konrad in seinem Herzogtum wenige Anhänger gefunden, er war dort nicht besonders beliebt.

Der König, der das Osterfest in der Pfalz Ingelheim feiern wollte, änderte sein Vorhaben und suchte Erzbischof Friedrich in Mainz auf. Dieser brachte eine Vereinbarung zwischen Otto und seinem Sohn und seinem Schwiegersohn zustande, deren Inhalt nicht bekannt ist. Kurze Zeit später widerrief Otto den Vertrag: er sei unter Zwang zustande gekommen.

Die drei Hauptbeteiligten wurden auf den Reichstag in Fritzlar zitiert. Dort verlor Friedrich das Amt des Erzkapellans, Konrad sein Herzogtum, nicht aber seinen Herzogstitel. Liudolf wurde zunächst noch geschont, obwohl er (wie Konrad) nicht zum Reichstag erschienen war. Beide hatten sich in Mainz verschanzt, das der König anschließend belagerte.

Die alte Römerstadt Mainz war Sitz des Erzbischofs Friedrich, der sich in das Kastell Breisach zurückgezogen hatte, dem „alten Schlupfwinkel der gegen Gott und den König Rebellierenden“ (continuator Reginonis). Von einem Bericht eines arabischen Gesandten am Hof Kaiser Ottos erfahren wir, dass Mainz „eine sehr große Stadt ist, von der ein Teil bewohnt, der Rest besät ist.“ Die Stadt sei „reich an Weizen, Gerste, Dinkel, Weinbergen und Obst.“ Der Gesandte wunderte sich, „dass es dort Gewürze gibt, die nur im fernsten Morgenlande vorkommen.“ Aus Indien kamen damals „Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Spikanarde, Costus und Galgant.“

In Mainz war der Wille zum Kampf auf beiden Seiten nicht besonders ausgeprägt. „Alle waren voll Unsicherheit in Haltung und Entschlüssen.“ Dann schien sich eine Lösung anzubahnen: „Also kamen Sohn und Schwiegersohn zu König Otto ins Lager, warfen sich ihm zu Füßen und erklärten sich zu jeder Sühne bereit.“ (Widukind) Der Vater verlangte jedoch die Auslieferung der Mitverschworenen. Zu einem Verrat ihrer Freunde waren Liudolf und Konrad jedoch nicht bereit. Nach zwei Monaten brach der König die Belagerung erfolglos ab. Eine erneute Aussprache, bei der Brun vermitteln wollte, führte zu keiner Einigung und hatte zur Folge, dass auch die Bayern – ihres verhassten Herzogs überdrüssig – zu Liudolf überliefen. Liudolf besetzte wichtige Städte in Bayern und wurde in Regensburg, der damaligen „Hauptstadt“, von seinem Vater belagert, der vom Bischof Ulrich von Augsburg unterstützt wurde. Konrad, der im Westen geblieben war, stieß auf Brun, den neu-

en Herzog von Lothringen. Doch trennten sich beide Heere kampfflos bei Rimlingen im Bliesgau. Im Dezember 953 zog sich König Otto nach Sachsen zurück.

Das Drunter-und-Drüber im Süden des Reiches hatte die Ungarn angelockt, die schon jahrzehntelang immer wieder plündernd und mordend durch das Land gestreift waren. 954 durchzogen große Scharen Süddeutschland, Frankreich und Burgund und kehrten über Italien nach Ungarn zurück. Diese erneute Plage brachte die Parteien zur Ernüchterung: Bischof Ulrich von Augsburg und Bischof Hartbert von Chur vermittelten einen Waffenstillstand; im Juni wollte man auf einem Reichstag in Langenzenn bei Nürnberg Friedensgespräche führen.

Der König erzielte dort einen Umschwung im Denken der Aufrührer durch eine beeindruckende Rede, die uns Widukind überliefert hat.

Der König klagte: „Ich wollte es ertragen, wenn der Grimm meines Sohnes und der übrigen Aufrührer nur mich allein peinigte und nicht das ganze Volk der Christenheit durcheinander brächte. Es ginge noch an, dass sie meine Burgen wie Räuber überfallen und ganze Landstriche von meiner Herrschaft losgerissen haben, wenn sie sich nicht auch an dem Blute meiner Verwandten und meiner liebsten Genossen sättigten. Seht, ohne Söhne sitze ich hier, kinderlos, da ich an dem eigenen Sohn meinen schlimmsten Feind habe. Und der, den ich am meisten geliebt, den ich aus geringer Stellung zur höchsten Würde, zur höchsten Ehre befördert habe, mein Schwiegersohn Konrad, hat meinen einzigen Sohn auf seiner Seite. Doch auch dieses wäre noch so oder so zu ertragen, wenn nicht die Feinde Gottes und der Menschen in diese Händel hineingezogen würden. Eben haben sie mein Reich verödet, das Volk gefangen oder getötet, die Burgen zerstört, die Kirchen verbrannt, die Priester erschlagen; noch trüben vom Blute die Straßen; beladen mit meinem Golde und Silber, womit ich Sohn und Schwiegersohn bereichert, kehren die Feinde Christi in ihr Land zurück. Welch ein Frevel, welche Treulosigkeit nun noch folgt, vermag ich nicht auszudenken.“

Erzbischof Friedrich und Konrad der Rote, von dem bekannt wurde, er habe am Palmsonntag 954 in Worms die Ungarn bewirtet und ihnen für ihre Raubzüge Führer gestellt, unterwarfen sich. Liudolf, durch die wohl falsche Anschuldigung seines Onkels Heinrich gereizt, er habe die Ungarn ins Land gerufen, beugte sich nicht und machte sich nach Regensburg auf. Unterwegs wurde er von seinem Vater eingeholt, die nachfolgende Schlacht bei Burg Roßtal endigte unentschieden. In Regensburg wurde der Aufrührer von seinem Vater und seinem Onkel belagert.

Als sich Liudolfs Lage in Regensburg verschlechterte, vereinbarte er mit seinem Vater ein Treffen in Fritzlar, worauf dieser sich nach Sachsen begab. Doch schon vor dem vereinbarten Treffen suchte Liudolf den König in Thüringen auf. Er befand sich in Saufelden bei Tannroda auf der Jagd. „Liudolf kam auf ihn zu und warf sich ihm zu Füßen. Er zeigte so tiefe Reue und bat flehentlich um Vergebung, dass der König und alle, die es hörten, in Tränen ausbrachen. Mit väterlicher Liebe wurde er in Sachsen wieder aufgenommen, und er gelobte, zu gehorchen und sich in allem dem Willen des Vaters zu fügen.“ (Widukind) Wieder einmal siegte bei Otto die Liebe über den Hass, das Verzeihen über den Zorn. Diese Haltung war ein Ausfluss der „clementia“ (= Huld, Gnade im Verzeihen), die nach der Aussage Widukinds die höchste Tugend Ottos war.

Der Familienzweist und Bürgerkrieg fand ein Ende bei der Reichsversammlung in Arnstadt (Thüringen) im Dezember 954. Liudolf und Kon-

rad mussten auf ihre Herzogtümer verzichten, behielten aber ihre Eigengüter, Konrad auch den Herzogstitel (dux Wormatiensis = Herzog von Worms). Schwaben kam an Burchard III., der wohl ein Sohn von Burchard II. war. Schon im Oktober war Erzbischof Friedrich gestorben; sein Nachfolger wurde Wilhelm, der 929 geborene illegitime Sohn Ottos aus einer Verbindung mit einer vornehmen slawischen Gefangenen. Damit saß Wilhelm auf dem bedeutendsten Erzstuhl des Reiches und erhielt dadurch die Würde eines „Primas Germaniae“. Unter den fünf Erzbistümern war Mainz die größte Kirchenprovinz. Von insgesamt 31 Diözesen umfasste sie 13 Sprengel. Das Gebiet reichte von den Alpen bis zur unteren Elbe bei Hamburg.

Als die Ungarn 955 wieder in Deutschland einfielen, kam es am Laurentiustag (10. August) zu der berühmten Schlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg. An deren siegreichen Ausgang hatte Konrad der Rote entscheidenden Anteil, doch fand er in der Schlacht den Tod. Am 1. Nov. 955 starb Herzog Heinrich, der bei dem Zwist Drahtzieher, Hetzer und treibende Kraft gewesen war, und der es bis zu seiner Unterwerfung nicht verhindern konnte, dass er von seinem Vater nicht als dessen Nachfolger ausersehen war, denn er war der „Purpurborene“, nicht aber Otto. Sein früherer Aufstand war anders motiviert als Liudolfs Revolte: er trachtete dem König nach dem Leben, Liudolf tat das nicht.

Letzten Endes blieben Vater und Sohn als einzige Hauptbeteiligte dieses unheilvollen Zwistes übrig. Mit dem Vater versöhnt, unternahm Liudolf im Herbst 956 einen Feldzug gegen Berengar, der sich während der Krisenjahre trotz des 952 erneuerten Vasalleneides zum Gewaltherrscher in Italien gemacht hatte. Liudolf vertrieb Berengar und hatte nach einem Jahr das Land unter Kontrolle, sodass er wieder nach Deutschland zurückkehren konnte. Auf dem Rückweg befahl ihm die „italienische Krankheit“, das Malariafieber. Er starb am 6. September 957 in Pombia, südlich vom Lago Maggiore. Seine letzte Ruhe fand er in St. Alban bei Mainz neben seiner Schwester Liudgard (+ 953). Auf Liudolfs Sarkophag stand: „Die ganze Welt war mir nicht genug; für meine Asche reicht der Raum dieses Sarges.“ Im Jahre 972, ein Jahr vor seinem Tod, besuchte Kaiser Otto die Gräber seiner beiden Kinder aus erster Ehe und das Grab seines 968 verstorbenen vorehelichen Sohnes Wilhelm. Welche Gedanken mögen ihn wohl bewegt haben?

Liudolfs Sohn Otto, Herzog von Schwaben (973–982), hatte ein ähnliches Todesschicksal wie sein Vater. Auch er starb im 28. Lebensjahr, am 31. Oktober 982, in Lucca am Malariafieber. Mit ihm endete die liudolfinische Linie im Mannesstamm. Liudolfs Tochter Mathilde, Äbtissin des reich ausgestatteten Damenstifts in Essen, starb erst 1011 im Alter von 62 Jahren. Der Chronist der Quedlinburger Annalen kennzeichnete sie als „Edelstein im Diadem des Königshauses.“ Auf einer Zellschmelztafel des heute noch erhaltenen Essener Mathildenkreuzes I sind beide Geschwister abgebildet. (Siehe Bild).

Liudolf ist in die mittelalterliche Dichtung eingegangen, wobei sein Leben mit dem Herzog Ernsts von Schwaben verschmolzen wurde. Das epische Werk über Herzog Ernst fand eine große Verbreitung.

Im Epos heiratet Adelheid, die Witwe des Bayernherzogs, in zweiter Ehe Kaiser Otto. Ihr Sohn Ernst – ritterlich erzogen und am griechischen Hof weitergebildet – wird Nachfolger seines Vaters. Durch die Intrigen des Pfalzgrafen Heinrich verliert Ernst die Gunst seines Stiefvaters. Ernst tötet den Pfalzgrafen und unternimmt zur Sühne mit seinem Freund Wetzlar und weiteren Freunden eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Während der Reise bestehen die Ritter viele Abenteuer. Neben etwa 10 Jahren kehren die Pilger zurück, und Ernst versöhnt sich mit dem Kaiser.

Der geschichtliche Ernst war Herzog von Schwaben und Stiefsohn des ersten Salierkaisers Konrad II. (Letzterer ein Nachkomme Konrads des Roten), der die Herzogswitwe Gisela von Schwaben 1016 zur Gemahlin genommen hatte. Wegen nicht erfüllter Erbansprüche rebellierte Ernst gegen seinen Stiefvater, wurde mit seinem Freund Werner von Kyburg für vogelfrei erklärt und am 17. August 1030 auf Burg Falkenstein bei Schramberg durch Graf Manegold von Nellenburg getötet. Herzog Ernst hätte sein Leben und sein Herzogenamt behalten, wenn er sich von seinem Freund losgesagt hätte. Auch von Liudolf hatte man ursprünglich verlangt, seine Vasallen preiszugeben; in Arnstadt wurde diese Forderung jedoch nicht mehr gestellt.

Bleibt zum Schluss noch die Frage: was geschah mit den geschenkten Gütern? Es gibt keine Unterlagen dafür, dass das Kloster Reichenau den Besitz in Truchteltingen ausgeübt hätte. Ganz anders verhält es sich mit dem Kloster St. Gallen. Dieses besaß Jahrhunderte hindurch neben dem Fronhof mehrere Höfe, die dem Kloster Abgaben in Form von Naturalien und Geld zu entrichten hatten. Der Truchteltinger Vogt war der Verwaltung in Radolfzell unterstellt. Irgendwann muss der Truchteltinger Besitz der Abtei Reichenau durch Verkauf oder Tausch an das Kloster St. Gallen gekommen sein. Unterlagen dazu existieren leider nicht. Dank der Schenkung von Liudolf ist der St. Galler Bär in das Truchteltinger Wappen gekommen, und seit einiger Zeit tummeln sich zwei eherne Bären in der schönen Anlage beim Rathausplatz inmitten von Blumen. Allerdings: eine Liudolfstraße sucht man in Truchteltingen vergebens.

Literatur:

- Beumann, Helmut: Die Ottonen, Stuttgart 1987
 Bizer, Hermann: Tailfingerver Heimatbuch, Tailfingen 1953
 Bühler, Johannes: Die Sächsischen und Salischen Kaiser, Leipzig 1924
 Ennen: Die europäische Stadt des Mittelalters, 1983
 Erdmann, Wolfgang: Die Reichenau im Bodensee, Königstein im Taunus 1989
 Faber, Gustav: Der Traum vom Reich im Süden, München 1983
 Fehrenbach, Theodor: Die Reichenau und ihre drei Kirchen, Otobereun 1986
 Ferdinandy, Michael de: Der heilige Kaiser Otto III. und seine Ahnen, Tübingen 1969
 Firmkes, Manfred: Die Sachsenkönige und -kaiser, Gütersloh 1993
 Fleckenstein, Josef: Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte (Deutsche Geschichte, Bd. 1. Göttingen 1973)
 Fuhrmann, Horst: Einladung ins Mittelalter, München 1987
 Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte, 9. Aufl., hrsg. v. H. Grundmann, Bd. 3: Begründung und Aufstieg des deutschen Reiches, Stuttgart 1970
 Haller, Johannes: Die Epochen der deutschen Geschichte, München 1962
 Maurer, Helmut: Der Herzog von Schwaben, Sigmaringen 1978
 Pleticha, Heinrich (Hrsg.): Deutsche Geschichte, Band 1, Gütersloh 1962
 Holtzmann, Robert: Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, München 1955
 Pörtner, Rudolf: Das Römerreich der Deutschen, Düsseldorf/Wien 1967
 Seibt, Ferdinand: Glanz und Elend des Mittelalters, München 1992
 Schwarzmaier, Hansmartin: Von Speyer nach Rom, Sigmaringen 1991

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Rudolf Linder
 Heilig-Brünnele-Straße 55, 72461 Albstadt
 Dr. Wilhelm Foth
 Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Herausgegeben von der
 Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (07427) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
 Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 47

30. September 2000

Nr. 9

Balingen vor 100 Jahren

Ein zusammenfassender Überblick – Von Dr. Wilhelm Foth/Balingen – 2. Folge

Jahrhundertlang erfolgte die *Wasserversorgung* der Stadt durch Eyach, Mühlkanal, Stadtbach und zahlreiche Brunnen. Das genügte aber schon lange nicht mehr, vor allem in trockenen Sommern. Weitere Wasservorkommen auf der Balingen Markung gab es aber nicht.

Deshalb kaufte 1887 Stadtschultheiß Eisele, zunächst auf eigene Kosten (!), um anderen Interessenten zuvorzukommen eine ergiebige Quelle zwischen Laufen und Lautlingen, den Lauterbach. In den folgenden Jahren wurden die geologischen und wirtschaftlichen Untersuchungen dieser Quelle weitergeführt. Nach Überwindung großer Schwierigkeiten mit der Gemeinde Laufen wurde der Bau einer langen Röhrenleitung nach Balingen und eines Wasserhochbehälters auf dem Heuberg samt des Verteilerrohrnetzes in der Stadt selbst durchgeführt.

Am 25. Juli 1894 fand, in Anwesenheit des Innenministers, das große Einweihungsfest statt: In jedem Haus Wasser, was für ein Fortschritt! Und Wasser genug für die Industrie und für die Feuerwehr! Der Stadtbach wurde in den folgenden Jahren zugeschüttet, die Brunnen blieben zum Teil bis nach dem 2. Weltkrieg erhalten.

Der Wasserverbrauch stieg steil an – schon 1906 musste auf dem Heuberg ein zweiter Hochbehälter in Betrieb genommen werden. Baurat Ehmann, der Schöpfer der Balingen Wasserversorgung, wurde zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.

Das *Hochwasser von 1895* richtete unermessliche Schäden an. Es forderte im Bezirk 41 Tote, in der Stadt selbst wurden Häuser mitgerissen, viele Straßen und die neue Wasserleitung schwer beschädigt. Insbesondere sämtliche Brücken wurden zerstört, sodass sie durch gusseiserne ersetzt werden mussten wie die Schwarze Brücke und die Klausenbrücke.

Der *Stadtmühlenbesitzer Heinrich Walter*, dessen Wehr ebenfalls zerstört worden war, beschloss eine neue Nutzung der Wasserkraft, nämlich zur Erzeugung elektrischer Energie. Walter richtete außerdem in der Stingstraße (beim heutigen Arbeitsamt) eine „Elektrische

Centrale“ ein, wo eine mit Kohlen beheizte 40 PS-Mobile elektrischen Strom erzeugte: Am 20. 11. 1896 nahm das *Elektrizitätswerk* seinen Betrieb auf.

Im Jahr 1908 wurden das *E-Werk* und die Stadtmühle an die Stadt verkauft und eine neue 130 PS-Lokomobile aufgestellt. Der elektrische Strom, zunächst nur für Beleuchtungszwecke, bald auch für Elektromotoren, begann seinen Siegeslauf auch in den Balingen Haushalten, in den Fabriken und in den Schulen. Sogar die Friedrichstraße erhielt ihre erste Beleuchtung.

Die katholische Heilig-Geist-Kirche

Besonders durch den Bahnbau, dann aber auch durch die Industrialisierung, waren in die vorher rein evangelische Stadt eine ganze Anzahl katholischer Familien gekommen. Außerdem waren auffällig viele Behördenleiter, angefangen bei Oberamtmann Filser, katholisch. Ab 1871 wurden, zunächst einmal, später zweimal im Monat Messen in der Friedhofkirche gehalten, ab 1894 jeden Sonntag.

Im Jahr 1894 wurde der Bauplatz für einen eigenen Kirchenbau erworben. Der Bau selbst wurde zum Teil mit einer Lotterie finanziert. Im Jahr 1899 wurde die Kirche zum Heiligen Geist geweiht, nachdem schon im Dezember 1898 die drei Glocken geliefert und geweiht worden waren. Ab 1904 gab es eine eigene Stadtpfarrstelle, für die 1910 ein Pfarrhaus errichtet wurde.

Die evangelische Stadtkirche

Seit urdenklichen Zeiten wachte auf der Stadtkirche der *Turmwächter* über die Stadt. Er führte ein sehr einsames Leben, auch wenn er ab 1887 durch die erste Telefonleitung der Stadt mit dem Rathaus verbunden war. 1896 starb der letzte, Georg Schuler. Sein Posten wurde nicht mehr besetzt.

Im Jahr 1900 wurde der *Chor der Kirche* durch Oberbaurat Dolmetsch renoviert. Das Gewölbe wurde hell gestrichen und mit Blumenmustern verziert, die allerdings schon 1913/14 wieder überstrichen wurden. Kommerzienrat Behr, der wohlhabendste Industrielle der Stadt, stiftete drei Chorfenster im Jugendstil. Da die Glocken bisher durch Seile, die in den Chor herabhingen, geläutet wurden, nunmehr vom ersten Turmgewölbe in Betrieb gesetzt wurden, konnte der Chor, mit drehbaren Bänken versehen, für Gottesdienste verwendet werden. Bei der letzten Renovierung wurden diese Bänke entfernt.

Im Jahr 1904 erhielt der Turm ein neues *Geläute* von vier Glocken. Sie wurden allerdings im 1. Weltkrieg alle abgehängt und eingeschmolzen zur Munitionsherstellung.

Die Friedhofkirche diente damals nur für Begräbnisse und für je einen Gottesdienst der

evangelischen Gemeinde im Frühjahr und im Herbst.

Gesundheitswesen und Sport

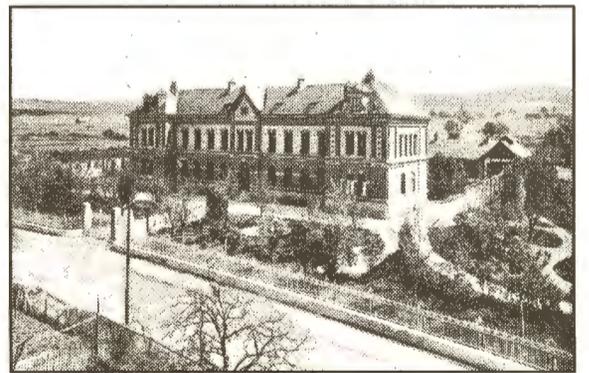
Es gab, es ist fast unglaublich, um 1900 in Balingen nur zwei *Ärzte*, den Oberamtsarzt und den Oberamtswundarzt, die auch für die Betreuung der Dörfer zuständig waren; im Jahr 1914 waren es drei. Die nächsten Ärzte hatten ihren Sitz in Ebingen.

Einen *Zahnarzt* gab es erstaunlicherweise im ganzen Oberamt nicht! Für Zahnbehandlungen, meist wohl Zähne ziehen, war der Wundarzt, d. h. der Chirurg, zuständig.

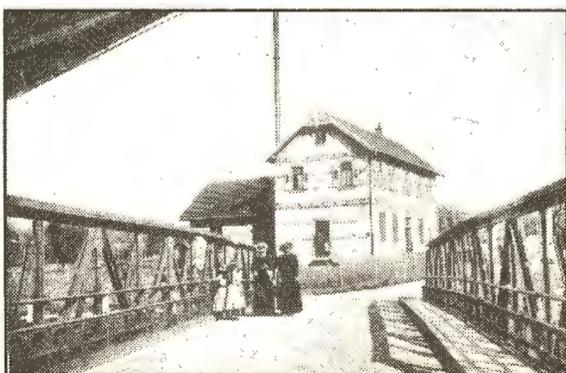
Im Jahr 1914 gab es in Balingen dann drei „*Dentisten*“, die handwerklich ausgebildet waren; einer von ihnen warb in der Zeitung für sein „*Atelier für Zahnleidende*“.

Seit dem 16. Jahrhundert bestand eine *Apotheke*, die 1892 an Apotheker Egelhaaf überging.

Im Jahr 1889/90 wurde weit vor der Stadt, mitten auf der „*Grünen Wiese*“, in der Nähe der Siechenkapelle, das *Bezirkskrankenhaus* gebaut. Es wurde häufig „*Sanatorium*“ genannt, da es seit 1900 auch zur Aufnahme von Lungenkranke (bis zu 100) diente. Stadtschultheiß Eisele glaubte sogar, Balingen könne sich zum Luftkurort entwickeln. Heute befindet sich in diesem Backsteinbau die Zentralapotheke für alle Kreis-kliniken.



Balinger „Sanatorium“ (Krankenhaus)
erbaut 1889/90 – ca. 1910



Altes Elektrizitätswerk
Blick über die Schwarze Brücke – ca. 1900

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

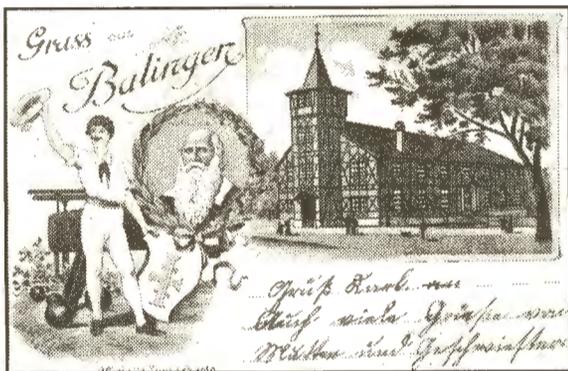
Samstag, 11. November: Hauptversammlung im Stauffenberg-Schloss zu Lautlingen. Festredner: Prof. Dipl.-Ing. Gerhard Küstner. Diavortrag über „Das schönste Buch der Welt“, über die Manesse-Liederhandschrift mit dem Schwerpunkt Zollernalbkreis und angrenzender Raum.

Auf Anregung von Oberamtmann Filser wurde im Jahr 1895 der „Bezirksverein zur Anstellung von Krankenpflegerinnen“ gegründet, die von den Olgaschwestern in Stuttgart gestellt wurden. Sie übernahmen die häusliche Krankenpflege. Aus dieser Einrichtung ging die heutige evangelische Diakoniestation hervor.

Da Bäder in den Wohnungen, von einigen Villen abgesehen, völlig unbekannt waren, gab es die *Städtische Badeanstalt*. Sei befand sich im ehemaligen Schwefelbad, dem heutigen Jugendhaus. Hier konnten die Bewohner ab und zu ein Wannenbad mit gründlicher Körperreinigung vornehmen.

Auch die *sportlichen Aktivitäten* erhielten zunehmend Raum zur Betätigung. Die Turner verlangten ein Übungslokal. Am 3. November 1903 wurde neben dem Amtsgericht die städtische Turnhalle (heutige Eberthalle) eingeweiht. Die Baukosten von 25 000 Mark wurden durch eine Spende von Kommerzienrat Behr (10 000 Mark) sowie durch eine Lotterie gedeckt. Unweit der Halle lag übrigens der *Turnplatz*.

Aber nicht nur den Sportlern diente die Halle. Der Turm an der Vorderfront, heute längst abgerissen, war ein beliebtes Objekt für die Feuerwehr, um den Einsatz der Auszugsleiter und der Sprungtücher zu üben. Auch für größere Theater- und sonstige Veranstaltungen wurde die Halle bald verwendet – sie wurde also zur *Turn- und Festhalle*.



Städt. Turnhalle, erbaut 1903

Im Jahr 1906 wurde bei der Oberen Mühle (heutiger Parkplatz) das Balinger *Freibad* gebaut. Gespeist wurde es aus dem Kanal der Mühle, d. h. aus der Eyach. Zur „Wahrung der Sittlichkeit“ gab es getrennte Badezeiten für Männer, für Frauen und für Schüler.

Und zur Erholung diente seit 1897 der neu angelegte *Stadtgarten* an der Eyach mit einem imposanten Springbrunnen, der heute leider nicht mehr besteht.

Schulen und Schulgebäude

War überall in der Stadt Aufbruch zu verspüren, so hinkte das Schulwesen der allgemeinen Entwicklung etwas hinterher.

Im Jahr 1898 hatte die *Lateinschule* (sie bestand seit mindestens 1277) 29, die *Realschule* 71 Schüler, insgesamt also 100. 1906 wurden beide Schulen zur Latein- und Realschule vereinigt. 1901 gab es 24 auswärtige Schüler, die natürlich einen höchst mühseligen Schulweg zu Fuß, im besten Fall mit dem Fahrrad hatten, denn Schulbusse gab es noch nicht.

Im Jahre 1895 wurden probeweise die ersten sechs Mädchen in die Realschule aufgenommen, 1909 waren es bereits 23: Die Gleichberechtigung begann auch in Balingen Einzug zu halten!

Außerdem wurden 1907 in Balingen fünf gemischte *Volksschulklassen* und eine reine Volksschulnabenklasse unterrichtet.

Die Klassen beider Schulen waren im „Schulhaus“ (später Krottengrabenschule genannt), erbaut 1811, und im „Neuen Schulhaus“ (später

Spitalorschule genannt) untergebracht. Der Zustand dieser beiden Schulgebäude, die mehrfach aus- und umgebaut worden waren, entsprach um 1900 keineswegs mehr zeitgemäßen Ansprüchen, insbesondere was die Beleuchtung und die Hygiene anbetraf.

Deshalb lief ab 1907 die Planung für den Bau eines Sammelschulgebäudes. Als 1914 mit dem Bau begonnen werden sollte, brach der 1. Weltkrieg aus. Die Einweihung der Sichelsschule konnte deswegen erst 1923 stattfinden.

In diesem Gebäude wurde auch die 1901 gegründete *katholische Volksschule* untergebracht. Deren Schüler waren bis 1923 in einer Art Baracke bei der katholischen Kirche unterrichtet worden.

Seit 1898 gab es außerdem die städtische *Frauenarbeitsschule*, die dem Unterricht der schulentlassenen Mädchen in Handarbeit diente.

Die „*Kleinkinderschule*“, der Kindergarten, 1872 gegründet, befand sich in einem Haus, das 1959 abgerissen wurde. Heute steht an diesem Platz die VHS. Besucht wurde dieses „*Kinderschule*“ praktisch nur von Arbeiter- und Handwerkerkindern.

Wo kauften die Balingen ein?

Auch wenn wir darüber umfassend erst durch das Adressbuch von 1914 informiert sind, so dürfen wir doch annehmen, dass die meisten der dort genannten Geschäfte schon um 1900 bestanden.

Brot und Wecken gab es in 21 *Bäckereien*, Kuchen in vier Konditoreien, Fleisch und Wurst in zwölf *Metzgereien*, die ihr genossenschaftliches Schlachthaus in der Färberstraße hatten (im Gebäude des jetzigen Standesamtes). In 27 Geschäften wurden Kolonialwaren und Spezereien, d. h. *Lebensmittel* angeboten. Ein Laden firmierte sogar als Delikatessengeschäft und einer führte Südfrüchte. In fünf Geschäften konnte man *Obst und Gemüse* kaufen, das wohl zum Teil von den beiden Gärtnereien geliefert wurde. Auch eine *Milchhandlung* gab es.

Wer „*Manufakturwaren*“, d. h. *Oberbekleidung und Wäsche* suchte, hatte unter zehn Geschäften die Wahl. Für „*Maßanfertigungen*“ (und die trugen damals die „besseren Damen und Herren“) boten zwei *Schneider* ihre Dienste an.

Bücher und Schreibwaren gab es in zwei *Buchhandlungen*, Uhren bei zwei Uhrmachern. Die Raucher konnten ihren Bedarf in drei Zigarren-, Zigaretten- und *Tabakgeschäften* decken.

Bei vier *Frisören* konnten sich die Herren die Haare schneiden lassen, und dort konnte man auch Parfümeriewaren erstehen.

Es gab zwei *Photographen* und sogar eine „*Agentur*“, wo man Reisen mit dem Norddeutschen Lloyd Bremen buchen konnte, was allerdings nur Auswanderer taten.

Und natürlich gab es ein Elektroinstallationsgeschäft, zwei Kohlehandlungen und noch eine ganze Reihe weiterer Läden.

Auffällig ist, dass nicht wenige der damaligen Geschäfte noch heute existieren und einen guten Ruf haben.

Für *Geldgeschäfte* gab es die Gewerbank, den Vorläufer der Volksbank und die Oberamtsparkasse.

Wer Rechtsbeistand brauchte, der konnte sich an einen der fünf *Rechtsanwälte* wenden, eine erstaunlich hohe Zahl, verglichen mit der der Ärzte.

Die Geselligkeit spielte bei den Balingern eine große Rolle. Es gab 35 *Wirtschaften*, von denen



Hotel Eugen Roller – ca. 1910

zehn ihr Bier selbst brauten. Viele von ihnen waren kenntlich an den großen Wirtshauschildern, von denen sich leider nur das des „*Weißes Ochsen*“ (am Herrenausstattungsgeschäft Hengsteler) erhalten hat.

Die alten *Gasthöfe* lagen entweder vor den ehemaligen Stadttoren wie Lang und Sonne vor dem Oberen Tor, oder Hirsch und Löwe vor dem Unteren Tor. Einige lagen in der Stadt selbst wie Adler, Schwane, Rose und Hirsch. Die beiden Brüder Albert und Eugen Roller hatten ihre beiden *Hotels* in Bahnhofsnähe gebaut, da die Reisenden damals mit der Eisenbahn ankamen. Das „*Hotel Roller*“ war mit seinen drei Säulen jahrzehntelang ein Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Balingen.

Die Veränderungen des Stadtbildes

Über seinen Kernbestand war Balingen schon vor und dann verstärkt nach dem Stadtbrand von 1809 hinausgewachsen; man sprach von der „*Vorstadt*“ (in Richtung Ebingen). Seit dem Anschluss an die Eisenbahn 1874 wurden Häuser entlang der heutigen Bahnhofstraße gebaut.

Besonders zu nennen sind die „*Villa Reiber*“ mit ihren Türmchen gegenüber dem Bahnhof, wo der Eigentümer neben seiner gleichnamigen Textilfabrik wohnte.

Neben seiner Firma wohnte auch Carl Behr, der hinter der Stadtkirche 1884 ein zweistöckiges Wohnhaus gekauft hatte. Diese „*Villa Behr*“, die an der Ostseite mit einer zweistöckigen Holzveranda versehen wurde und an der Nordseite, der „*Schauseite*“, mit einer repräsentativen Fassade im Stil der Gründerzeit, wurde nach dem Tode Behrs an die Adlerbrauerei verkauft. Mit dieser wurde sie beim Neubau des Mulitmarkts (heute „*real*“) abgerissen.

Auf der Sichel entstanden nach der Jahrhundertwende einige Villen, von denen die „*Villa Röble*“ am bemerkenswertesten ist. Dort wohnte Gustav Röble, seit 1910 Mitinhaber der Firma Behr.

Im Zusammenhang mit dem Bau des Zementwerkes errichtete dessen Direktor Dr. Hübner eine prächtige Villa im Engelestäle. Nach dessen



Blick in die Friedrichstraße (rechts Oberamt) – ist erst 1930 geteert worden

plötzlichem Tode kaufte sie Wilhelm Kraut, der Eigentümer der Bizerba. Als „Villa Kraut“ war sie das repräsentativste Wohngebäude der Stadt, das sich nach dem 2. Weltkrieg der französische Militärgouverneur Gonnet als Residenz auswählte.

Die Friedrichstraße, aber auch die Bahnhofstraße, mit ihren Geschäften, Wirtschaften, Hotels und Behörden entwickelte sich zur „Flaniermeile“ der Stadt. Alle Straßen der Stadt waren wassergebundene Sand- und Schotterstraßen. Erst 1930 (!) wurde die Friedrichstraße asphaltiert.

Näherte man sich der Stadt von außen, dann wurde die Silhouette nicht mehr nur bestimmt vom Turm der Stadtkirche, sondern vor allem auch von den vielen hohen Fabrikschornsteinen, die dunkle Rauchwolken ausstießen – das waren die Kündler der neuen Zeit.

Das politische Leben

Langjähriger Landtagsabgeordneter des Wahlkreises Balingen war der Stuttgarter Rechtsanwalt Conrad Haußmann von der Deutschen Volkspartei. Der evangelische Dekan Wiedersheim notierte 1904 in einem Pfarrbericht: „Politisch ist Balingen noch immer die Domäne der Demokratie. Mit ganz erdrückender Majorität wurde hier Conrad Haußmann wiedergewählt, während sonst im Bezirk die Sozialdemokratie der Demokratie starke Konkurrenz macht. Die Sozialdemokratie ist noch immer in der Stadt ohne jeden Einfluss auf das politische Leben.“

Im Jahr 1890 war zwar ein Arbeiterverein in Balingen gegründet worden, spielte aber bis zum Ende des 1. Weltkriegs keine Rolle. Immerhin schuf er einen „Konsum“, ein Geschäft, wo Arbeiterfamilien Lebensmittel billiger einkaufen

konnten. Auffällig ist, dass in der Struktur der örtlichen SPD Handwerker, Angestellte, Beamte, ja Selbstständige die führende Rolle spielten: In den Gemeinderat einzuziehen gelang aber keinem von ihnen. Da siegten die alteingesessenen Honoratioren, die im Umfeld der Deutschen Volkspartei ihre politische Heimat hatten.

Zwei Männer

Zum Schluss sei noch zweier Männer gedacht, die, in ganz verschiedenen Positionen, von großer Wichtigkeit für die Stadtgeschichte sind.

Da ist zum einen der Photograph Johann Friedrich Speidel, der bereits 1860 ein Photogeschäft eröffnet hatte. Mit seiner überdimensionalen Kamera, die bei Aufnahmen im Freien mit dem Handwagen befördert werden musste, machte er Bilder, deren Qualität uns heute noch staunen lässt. Ihm verdanken wir viele Aufnahmen, die es uns erlauben, uns das Balingen um 1900 plastisch vorzustellen.

Geleitet wurde Balingen in dieser Zeit des Umbruchs von Stadtschultheiß Wilhelm Friedrich Eisele, der vor 1869 bis 1906 an der Spitze der Stadtverwaltung stand. (Stadtschultheißen wurden vor 1906 auf Lebenszeit, danach auf zehn Jahre gewählt.) In seiner langen Amtszeit sorgte Wilhelm Friedrich Eisele für die Bereitstellung und Erschließung des Baulands für die neuen Industriebetriebe, er kümmerte sich um die Infrastruktur, besonders um den Bau der Eisenbahn und um die Verbesserung der Post. Die Versorgung mit Wasser war ihm eine Herzensangelegenheit, und auch für die Stromversorgung hatte er ein offenes Ohr. Jahrzehntlang war er sehr aktiv im 1861 gegründeten Gewerbeverein. Er verstand es, die Interessengegensätze in der Bevölkerung auszugleichen und die Stadt in eine neue Zukunft zu führen. Die Stadt Balingen ist diesem Mann, der so gar kein Aufheben

von sich machte, zu großem Dank verpflichtet. Eine Gedenkplatte an der Friedhofkirche (neben dem Eingang zur Sakristei) hält die Erinnerung an diesen bedeutenden Mann fest.



Wilhelm Friedrich Eisele (1841 – 1914),

Bildtexte vertauscht

In der vorigen Ausgabe (8/2000) waren auf Seite 1230 die Texte zu den Bildern „Zementwerk“ und „Bizerba“ vertauscht. Wir bitten um Nachsicht.

Literatur- und Quellenverzeichnis

1. Der Landkreis Balingen, Bd. 1 und Bd. 2, 1960 ff.
2. Beschreibung des Oberamts Balingen, 1880
3. Margarete Steinhart, Balingen 1918–1948, 1991
4. Alt-Balingen und seine Umgebung
Photographische Erinnerungen, Bd. 1 und Bd. 2, 1982 f.
5. Adress- und Geschäftshandbuch Balingen 1914
6. Der Volksfreund Balingen, 1990
7. Gewerbeverein Balingen, Festschrift zum 50-jährigen Bestehen, Balingen 1911
8. Rudolf Töpfer, Das Königlich württembergische Postamt Balingen 1806–1918/20, 1986
9. Wilhelm Foth, Von der Lateinschule zum Gymnasium, Balingen 1962
10. Wilhelm Foth, Von der Textilfabrik zum Fitnesscenter, in Zollernalbprofile 1990
11. Helmut Schmid, Entwicklung und Wandel der katholischen Kirche in Balingen, 1994
12. Wasser und Strom – 100 Jahre Stadtwerke Balingen, 1996
13. Heimatkundliche Blätter Balingen. Darin u. a. Andreas Zekorn, Katholische Heilig-Geist-Kirche, 1999, S. 1173 und Waldemar Rehfuß, Balingen Zementwerk GmbH, 1999 S. 1169
14. Bauakten und Steuerakten des Stadtarchivs Balingen

Ernst Bizer – Von der Nähstube zum Lehrstuhl

Eine biografische Studie von Dr. Peter Thaddäus Lang

Dass Tailfingen beinharte Unternehmer hervorgebracht hat, das ist bekannt. Dass einige Spitzensportler aus Tailfingen stammen, das weiß man ebenfalls. Aber dass auch zwei namhafte Theologen mit Tailfinger Schmiechawasser getauft wurden, das dürfte doch wohl weithin unbekannt sein. Einer dieser beiden Theologen – Hans Conzelmann – wurde in den „Heimatkundlichen Blättern“ bereits vorgestellt (Februar 1998). Hier soll nun die Rede von dem zweiten sein – von Ernst Bizer.

Am 29. April 1904 kam er zur Welt als erstes Kind des Werkführers Konrad Bizer und seiner Ehefrau, der Schneiderin Christine, geborene Rist. Auf Ernst folgte in der Geschwisterreihe 1907 Caroline Christine und 1914 Luise, die allerdings bereits ein Jahr später starb. Von 1911 bis 1914 besuchte er die Volksschule in Tailfingen. Ein ausgezeichnete Schüler muss der kleine Ernst gewesen sein, denn anschließend wechselte er auf die Realschule in Ebingen, die er bis 1920 besuchte. Damals war es noch nicht möglich, in Ebingen das Abitur abzulegen, weshalb er die Zeit von 1920 bis 1923 in Reutlingen an der dortigen Oberrealschule verbrachte. In Tailfingen erlebte er hautnah die Arbeitswelt und die Arbeitsbedingungen der Industrie- und Heimarbeiter. Die proletarischen Lebensformen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg beobachtete er äußerst aufmerksam und zog aus ihnen später dann Konsequenzen für seine eigene Position: Er wurde Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und beteiligte sich aktiv an der Arbeit der religiösen Sozialisten.

Wer oder was ihn veranlasst hat, sich für das Studium der Theologie zu entscheiden, das wissen wir nicht. Jedenfalls begann er nach Ostern 1923, in Tübingen dieses Fach zu studieren. Hier hielt es ihn allerdings nur kurze Zeit – nach drei Semestern, also im Herbst 1924, wechselte er

nach Marburg an der Lahn. Hier begegnete er dem Neutestamentler Rudolf Bultmann, dessen wissenschaftliche Methode sein eigenes, späteres Forschen entscheidend prägte. Für die Studenten war es damals durchaus üblich, mindestens einmal während des Studiums von einer Universität zur anderen zu wechseln. Der Grund hierfür ist offensichtlich: Die angehenden Akademiker sollten etwas mehr von der Welt sehen als eine einzige Universitätsstadt. Es drängte den jungen Bizer freilich nach einer Horizonterweiterung größeren Ausmaßes – ab September 1927 finden wir ihn ein Semester lang am theologischen Seminar der Presbyterianischen Kirche in Princeton, New Jersey, im Osten der Vereinigten Staaten gelegen. Dort erwarb er den akademischen Grad eines „Master of Theology“. Nach einem kurzen Zwischenspiel in Marburg kehrte er im Herbst 1928 wieder nach Tübingen zurück, um sich nunmehr gezielt auf sein erstes theologisches Staatsexamen vorzubereiten, das er 1930 ablegte.

Nach kurzen Zwischenstationen als Stadtvikar in Göppingen (1930 – 1932) und als Katechet in Heilbronn (1932 – 1934) konnte er 1934 zunächst als Stadtpfarrverweser wieder in seine Heimatstadt zurückkehren, wo ihm bereits nach wenigen Monaten die zweite Stadtpfarrstelle übertragen wurde. In dieser Zeit heiratete er die

Theologin Elisabeth von Aschoff, die aus der Gegend von Kassel stammte. Aus dieser Ehe entsprangen drei Kinder, nämlich Christoph Friedrich (geboren am 18. Juli 1935), Barbara (geboren am 2. Dezember 1939) und Ernst Hermann (geboren am 19. Mai 1945).



Prof. Dr. Ernst Bizer, 1904 – 1975

Dem Nationalsozialismus stand Ernst Bizer deutlich ablehnend gegenüber. An seinen im Druck erschienenen Schriften lässt sich ersehen, dass er sich bereits 1932 in Göppingen durch seine kritischen Äußerungen missliebig gemacht hatte. So wundert es denn auch nicht weiter, dass er sich der „Kirchlich-christlichen Sozietät“ anschloss, einer Vereinigung von evangelischen Geistlichen, die in ihrer Missbilligung des Nazitums zusammengefunden hatten. Ernst Bizer spielte in dieser Organisation sogar eine maßgebliche Rolle und war mit deren führenden Köpfen – Hermann Diem und Paul Schempp – persönlich gut befreundet.

In diesen Tailfinger Jahren begann er, sich eingehend mit den protestantischen Bekenntnisschriften der Reformationszeit zu beschäftigen. Veranlasst wurde solcher Forscherdrang durch die Bemühungen der Bekennenden Kirche um die evangelische Abendmahlsgemeinschaft zwischen Reformierten, Lutheranern und Unierten. Als Voraussetzung hierfür musste zunächst der Frage nachgegangen werden, inwieweit ein gemeinsames Abendmahlverständnis herzustellen war. Ernst Bizer hat sich an diesen Bestrebungen ausgesprochen stark beteiligt, wie man sieht, und aus diesen Forschungen heraus erwachsen seine „Studien zur Geschichte des Abendmahlsstreits im 16. Jahrhundert“, die 1940 im Druck erschienen und 1962 ein zweites Mal aufgelegt wurden.

Der Krieg ließ weitere Forschungsarbeiten nicht zustande kommen. 1942 kam Ernst Bizer als Soldat an die Ostfront. Kurz vor dem Zusammenbruch der Hitler-Armee in Stalingrad brachte ihn eine schwere Verwundung ins Lazarett, nach seiner Genesung wurde der Gefreite Bizer dann an der Westfront eingesetzt, wo er in französische Kriegsgefangenschaft geriet. Allem Augenschein nach waren die Franzosen sehr um die Weiterbildung der deutschen Gefangenen bemüht, denn sie übertrugen Bizer in dem Gefangenenlager von Montpellier die Leitung einer Theologieschule, die 120 Soldatenschüler umfasste.

Kurz nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft verlieh ihm die 1946 erneuerte Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Bonn die Ehrendoktorwürde für seine „Studien zur Geschichte des Abendmahlsstreits“ und berief ihn ein Jahr später auf den dortigen Lehrstuhl für Kirchengeschichte. Seine Familie blieb zunächst noch in Tailfingen wohnen; sie folgte ihm erst 1949 nach. In Bonn engagierte er sich unter anderem in der Universitätsverwaltung: Von 1949 bis 1953 führte er das Dekanat seiner Fakultät und trug damit Wesentliches zu ihrem Aufbau nach dem Krieg bei. Wenig später, nämlich 1955, wurde er Vizepräsident des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Den Belangen dieser Organisation war er ohnehin mit großem Interesse zugeneigt, hatte er doch selbst als Austauschstudent einen kleineren Teil seines Studiums in Amerika zugebracht. Das Amt des Vizepräsidenten übte er lange aus und legte es erst 1967 altershalber nieder.

DANKE!

Es gilt Dank zu sagen an alle Teilnehmer der Exkursion nach Lüneburg im Juli mit Herrn Prof. Chr. Roller. In großer Einmütigkeit haben Sie auf Ihr „Rückgeld“ zu Gunsten des Wiederaufbau der Hist. Schellenberg-Brücke verzichtet. Damit sind wir der Realisierung dank Ihrer Spende wieder ein gutes Stück näher gekommen. Als ein Technisches Denkmal, aus der Zeit des stählernen Brückenbaus hier in unserer Gegend, möge unserer „Schellenberg-Brücke“ an ihrem neuen Standort ein zweites Brückenleben beschieden sein. Dies im Sinne erlebbarer Heimatkunde. Allen Spendern daher nochmals herzlichsten Dank. Für die Interessengemeinschaft: W. Rehfuss.

Der zentrale Schwerpunkt seines Schaffens lag jedoch eindeutig auf der Wissenschaft. Immer wieder zog ihn die Theologie der Reformationszeit in ihren Bann. Dergestalt kam 1952 die Textausgabe einer „Confessio Virtembergica“ genannten Glaubensschrift aus dem Jahre 1551 zustande, die er mit einer ausführlichen geschichtlichen Einleitung versah. Dieses Werk aus Bizers Feder ist auch heute, nach fast einem halben Jahrhundert, noch nicht überholt. Es bildet für die Fachwelt eine unverzichtbare Arbeitsgrundlage und wird in einschlägigen Forschungsarbeiten fleißig verwendet. Daneben galt Bizers Augenmerk dem großen schwäbischen Reformator Johannes Brenz. An der Herausgabe der Brenz'schen Schriften war Bizer maßgeblich beteiligt. Diese Arbeiten bildeten jedoch nur den Auftakt zu seinem Hauptwerk, das nach langen Vorarbeiten 1958 erschien. Es trug den lateinischen Titel „Fides ex auditu“, was so viel heißt wie „Glaube aus dem Zuhören“. Bizer löste damit unter den Lutherforschern eine Debatte aus, die weit über Deutschland hinausgriff. Warum er damit so viel Staub aufwirbelte? Weil er darin aufgrund penibelster Textanalysen die Ansicht vertritt, Luther habe seine grundlegenden theologischen Erkenntnisse erst nach dem Thesenanschlag entwickelt und mitnichten schon zuvor, wie es die damalige Gelehrtenwelt ansonsten meinte. Diese teilweise sehr heftig geführte Auseinandersetzung zeitigte für Bizer auch eine ganz persönliche Auswirkung, die er keineswegs beabsichtigt hatte: Mit einem Schlag war der Tailfinger Professor ein berühmter Mann geworden.

„Fides ex auditu“ hatte weiterhin zur Folge, dass Bizer 1959 einen Ruf an die Universität Göttingen erhielt. Obwohl es für ihn eine ganz besondere Ehre gewesen wäre, an der renommierten und altherwürdigen Göttinger Hochschule zu lehren, so lehnte er doch ab und blieb in Bonn. Zum Dank gewissermaßen verbesserte die Bonner Universität die Forschungsbedingungen seines Lehrstuhls ganz erheblich – hatte er doch in früheren Jahren mit der Universitätsverwaltung immer wieder um kleinere Geldsummen für Forschungsreisen feilschen müssen.

Auch im weiteren Verlauf seines Forscherlebens hat sich Bizer mit der Theologie der Reformationszeit beschäftigt. Ein neues Thema kam jedoch hinzu: Das Ringen der Bekennenden Kirche mit dem Nationalsozialismus, konkretisiert in der Person seines alten Freundes Paul Schempp.

Dass Bizer nicht nur unter Wissenschaftlern anerkannt war, sondern sich auch mit seinen Studenten auf bestem Fuße stand, das beweisen die Feierlichkeiten zu seinem 60. Geburtstag. Die Studenten veranstalteten nämlich ihm zu Ehren einen Fackelzug – ein alter Brauch, der seit 1968 außer Übung gekommen ist. In seiner Dankesrede kam der Professor auf seinen Wegdegang zu sprechen und meinte, es sei ein weiter Weg gewesen, von der Nähstube seiner Mutter bis zu dem Lehrstuhl der Bonner Universität, und in die Zukunft schauend schloss er mit dem Satz: „Wir wollen das nächste Jahrzehnt gemeinsam beginnen.“

Das Ende dieses nächsten Lebensjahrzehnts sah ihn als einen totkranken Mann. Nach mehreren Schlaganfällen starb er am 1. Februar 1975.

Wichtige Werke von Ernst Bizer (in Auswahl)

- Dialektische Theologie und religiöser Sozialismus. In: Zeitschrift für Religion und Sozialismus 4, 1932, S. 129–142.
- Die Kirche und das Reich. In: Zeitschrift für Religion und Sozialismus 4, 1932, S. 278–286.
- Studien zur Geschichte des Abendmahlsstreits im 16. Jahrhundert. 1940.
- Confessio Virtembergica. Edition. 1952.
- Fides ex auditu. Eine Untersuchung über die Entstehung der Gerechtigkeit Gottes durch Luther. 1958.
- Theologie der Verheißung. Studien zur theologischen Entwicklung des jungen Melancthon (1519–1524). 1964

- Ein Kampf um die Kirche. Der „Fall Schempp“ nach den Akten erzählt. 1965.
- P. Schempp, Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von E. Bizer. 1966.
- Johannes Brenz, Werke. Herausgegeben in Verbindung mit Ernst Bizer von Martin Brecht und Gerhard Schäfer. Seit 1970.

Quellen und Literatur

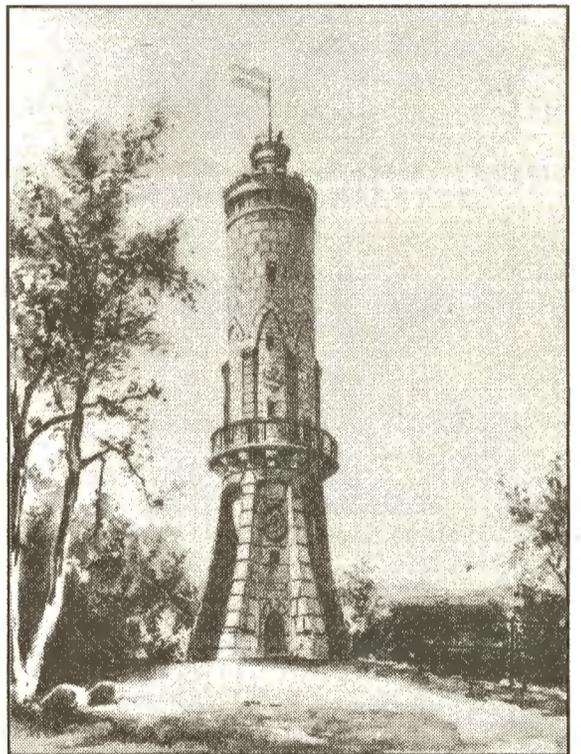
- Universitätsarchiv Bonn: Personalakte Prof. Ernst Bizer.
- J. F. Gerhard Goeters/Joachim Mehlhausen, In Memoriam Ernst Bizer (Beiträge zur Geschichte der Universität Bonn 37). Bonn 1976.
- Gerhard Schäfer, Zu erbauen und zu erhalten das rechte Heil der Kirche. Eine Geschichte der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Stuttgart, 5. Auflage 1991.

Bild-Nachlese

...zu: „Ebingen vor einhundert Jahren“ in den Ausgaben Nr. 2, 4 und 5 dieses Jahres 2000.



Ebingen, Friedhofkapelle, 1918



Ebingen, Schlossfelsenturm um 1900

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

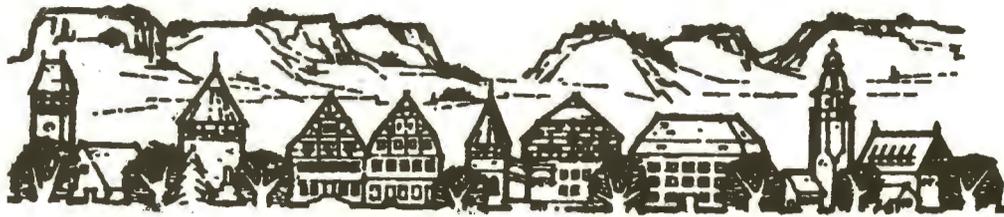
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72350 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 47

31. Oktober 2000

Nr. 10

Hauswurz-Art erstmalig für die Schwäbische Alb nachgewiesen

„Sprossender Donarsbart“ auf dem Lochen – Lochen-Hauswurz bisher von der Wissenschaft offenbar falsch bestimmt und eingeordnet

Der Nürtinger Hauswurz-Liebhaber Manuel Werner wies jüngst nach, dass die hier äußerst seltenen und bereits im Naturschutzgebiet geschützt liegenden Hauswurze des Lochensteins bis jetzt einer falschen Art (und je nach systematischer Einordnung auch falschen Gattung oder Untergattung) zugerechnet wurden. Auf der gezielten Suche nach den wild lebenden Dach-Hauswurz Deutschlands unterzog er auch die Population auf dem Lochen einer genaueren Revision. Schnell erkannte er, dass es sich dort anders als bisher von Botanikern beschrieben um eine völlig andere Art handelt, die zumindest in den letzten 150 Jahren noch nie auf der Alb nachgewiesen wurde und deren einziges bis jetzt bekanntes Vorkommen Baden-Württembergs im Schwarzwald liegt.

Es handelt sich bei den Lochen-Hauswurz eigentlich auch um eine ganz andere Gattung oder Unter-Gattung, genannt *Jovibarba* – so Werner – aber die Benennung und systematische Einordnung (Terminologie und Taxonomie) der Hauswurze und insbesondere der Lochen-Hauswurze bedürfe sowieso einer teilweisen Revision. Dieser müssten aber exakte Dokumentationen der Naturvorkommen zugrunde liegen. Zum Tilgen solcher Fehlbestimmungen und weißer Flecken trage auch er hin und wieder ein Mosaiksteinchen bei. Über das Internet habe er Kontakt zu einem ebenfalls an *Sempervivum* interessierten französischen Art gefunden, der – obwohl ebenfalls Amateur – einen überaus bedeutenden Bestand an Fachwissen zusammengetragen hat, und nun als ausgewiesener Kenner viele Daten entgegennimmt und einordnet.

Die oft neuen Erkenntnisse, die von jedem Mann im Internet abrufbar und überprüfbar sind, wachsen infolge der Vernetzung und der engagierten und fundierten Freizeit-Tätigkeit des französischen Arztes immer mehr an. Sie deuten auf eine dringend benötigte Revision dieser Pflanzengattung hin, die als die Anhöhen bekrönenden „pflanzlichen Juwelen der Berge“ bis jetzt eher Liebhaber, Züchter und Sammler kultivierter Arten und Formen in den Bann zogen. Solche Hauswurz-Liebhaber haben oft, wie Martin Haberer aus Raidwangen, von dem Werner ebenfalls viel gelernt hat, ein enormes Fachwissen und sind bemüht, die mannigfachen Vorteile dieser absolut gartenwürdigen Pflanzen und ihre Begeisterung anderen mitzuteilen. Dem Erfahrungsaustausch mit ihm und dem französischen Arzt Gérard Dumont entsprang auch die Aufforderung, doch mal bei Gelegenheit die natürlichen Vorkommen der wild wachsenden Hauswurze in Deutschland genauer unter die Lupe zu nehmen, da diese als „schwierig“ und schwer durchschaubar geltende Pflanzengruppe offenbar in den letzten Jahrzehnten von den Botanikern ein bisschen vernachlässigt wurde. Wer sich für diese faszinierenden Pflanzen interessiert, dem sei übrigens die Internet-Adresse <http://www.gdumont.multimania.com> wärmstens empfohlen. Dort kann auch die ausführliche Dokumentation Werners nachgelesen werden, die nebenbei sehr viel sonstige Information über den Lochen der Balinger Alb (Skizzen, Entstehung, Pflanzwelt, Höhengiedlungen, Mythologie, Sagen, Bedrohungen, Schutz) und

aufschlussreiche fotografische Aufnahmen enthält: <http://www.gdumont.multimania.com/loch-idd.htm>

Der „Sprossende Donarsbart“ (wissenschaftlich derzeit *Sempervivum hirtum soboliferum*, „*Jovibarba globifera* subsp. *globifera*“ oder „*Jovibarba sobolifera*“ genannt), der auf dem Lochen wächst, ist eine Art, deren Wurzeln sich im Dunkel der Frühgeschichte verlieren, was die Verbindung zum Menschen betrifft. Von unseren Vorfahren war sie offenbar niemandem Geringerem als dem obersten der Götter geweiht worden und galt als heilige Pflanze oder Zauber-Pflanze. Darauf könnte bereits der Name „Donarsbart“ und „Jovibarba“ hindeuten – heißt doch letzteres übersetzt so viel wie „Bart des Jupiter“. Gemeint ist damit wohl der im Verhältnis zur Rosette überdimensional anmutende Blütenstand mit vielen gelblichen Blütenglöckchen.

Die Rosetten sind eher hellgrün und manchmal außen scharlachrot überlaufen, besonders wenn sie jung, noch eher kugelig, und extrem der Sonne ausgesetzt sind. Da der Lochen seit der Jungsteinzeit mehrmals als Höhen-Siedlung fungierte, vielleicht auch als Kultstätte und Beobachtungsposten galt, ist nicht so ganz klar, ob die Pflanze damals vor tausenden Jahren von Kelten oder Alamannen bewusst angesiedelt wurde und dort bis heute überlebt hat – „*Sempervivum*“, der Fachbegriff für die Gattung „Hauswurz“ heißt denn auch so viel wie „immer lebend“ – oder ob sie dort schon wuchs, bevor Menschen diese markante Erhebung aufsuchten. Auch am Schwarzwälder Ramstein im Berneck-Tal liegt das Vorkommen des „Sprossenden Donarsbartes“ auffällig in der Nähe von Ruinen und möglichen früheren Kultstätten. Es könnte natürlich auch so sein, dass die Pflanzen „immer schon“ dort gewachsen sind, zusammen mit Trauben-Steinbrech, Immergrünem Felsenblümchen und Mauerpfeffer-Arten als nach-eiszeitliches Relikt oder mit Wimper-Perlgras und Blutrottem Storchenschnabel als nach-wärmezeitliches Relikt, und solche exponierten Stellen wie der Lochenstein mit seinen Felsen dort eben auch parallel als Siedlungs- und/oder Kultplätzen ausgesucht worden sind, oder als geeignete Stellen für Wachposten, Flieh- und sonstige Burgen und vielleicht auch deren Heilpflanzen-Gärten. Gerade die Alb, und speziell die *Balinger Alb*, und speziell auch der *Lochen* weist als Besonderheit in inselartigen Rückzugs-Vorkommen



Die Lochen-Hauswurze an ihrem Standort zusammen mit Flechten, Moos, Mauerpfeffer, Thymian und trockenheitsresistentem Gras.

mehrere „alpine“ wie auch „submediterrane“ und „östlich kontinentale“ Pflanzenarten als wohl urwüchsige Pflanzen und Zeugen früher anderer Klimaverhältnisse (so genannte nach-eiszeitliche bzw. nach-wärmezeitliche „Relikte“) auf. Da der „Sprossende Donarsbart“ allerdings seit grauer Vorzeit kultiviert wurde, und offenbar auch oft künstlich angesiedelt wurde, sind die Grenzen seiner natürlichen Verbreitung nicht ganz sicher. Wer kann heute schon sagen, ob es sich bei diesem neuen ökotopischen Standort an der Grenze seiner Verbreitung um urwüchsige oder um in grauer Vorzeit angesiedelte Pflanzen handelt? Diese interessante Pflanze – eine Wildpflanze ist sie auf jeden Fall – gibt also der Wissenschaft bis heute noch Rätsel auf und deren Erforschung ist noch nicht abgeschlossen, wobei sich auch interdisziplinäre Bezüge zur Frühgeschichte bzw. Vorgeschichte hin ergeben. Weitere Dokumentationen dieser Pflanze an anderen Stellen mit Seitenblicken auf etwaige geschichtliche Siedlungen und Kulturen könnten das Rätsel lösen, und das Internet hätte sich dann von seiner besten Seite gezeigt.

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Samstag, 11. November: Hauptversammlung im Stauffenberg-Schloss zu Lautlingen. Festredner: Prof. Dipl.-Ing. Gerhard Küstner. Diavortrag über „Das schönste Buch der Welt“, über die Manesse-Liederhandschrift mit dem Schwerpunkt Zollernalbkreis und angrenzender Raum.

So resümiert Manuel Werner: „Die Hauswurze der Lochen können uns etwas erzählen: Sie haben eine Botschaft für uns. Diese „floralen Krölein und Edelsteine der Lochen“ raunen uns etwas zu, vielleicht von der Eiszeit, von der darauf folgenden Wärme-Zeit, vielleicht von der Jungsteinzeit oder der Bronzezeit, den Kelten, von den Römern oder von den Alamannen oder den Franken, oder dem Mittelalter.

Sie sind beredt... bloß vermögen wir diese ge-

heimnisvolle Botschaft jener uralten Donars- oder Jupiterbärte noch nicht zu entschlüsseln. Hören wir also aufmerksam zu, was sie uns zu sagen haben, und halten wir unsere Augen offen, auch dass wir das Schatzkästlein mit diesen pflanzlichen Juwelen, einzigartigen botanischen Kostbarkeiten und Geheimnisträgern nicht übersehen und... vernichten!"

Die baden-württembergische Schwäbische Alb ist also um eine weitere hoch interessante Pflan-

zenart – ja sogar Pflanzengattung oder Untergattung – reicher, aber – so Werner – das war sie schon immer, nur haben wir das bis jetzt nicht gewusst. Warum immer in die Ferne schweifen: Forschungswürdiges und Neu-Entdeckungen und Interessantes gibt es nicht nur in fernen Zonen, sondern mitten bei uns – wenn man Augen hat zu sehen, einen langen Atem, und nicht alles für bare Münze nimmt, was scheinbar schon längst als erforscht und inven-

Pfarrer mit verdammter Lust

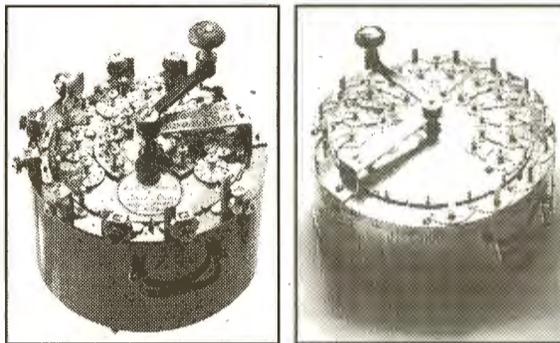
Das Neueste aus der Pfarrer-Hahn-Forschung – Von Alfred Munz/Onstmettingen

„Pfarrer mit versammter Lust“ – unter diesem Titel erschien ein länger Artikel im „Rheinischen Merkur“ (Traude Castor). Der Untertitel lautete: „Die Addiermaschine des Philipp Matthäus Hahn – ein Durchbruch vor gut 200 Jahren“. Mit diesem Text begann eine Artikelserie, in der spezielle Stücke aus dem Bonner Arithmeum, der weltweit größten Sammlung von Rechenmaschinen, vorgestellt werden. Im Artikel wird Hahns Addiermaschine beschrieben, von der drei Stücke gebaut worden sein sollen und die als einfache Alternative zu seinen berühmten Rechen-trommeln für alle vier Grundrechnungsarten konstruiert wurde. Diese Addiermaschinen galten bisher als verschollen, und als eine davon im Herbst 1998 im Katalog des Auktionshauses Sotheby's abgebildet erschien, wurde man im Arithmeum hellhörig. Da man in London den Wert des Objektes nicht richtig einschätzen konnte, gelang es, nach vorsichtigen Erkundungen und Untersuchungen, zur großen Freude der Museumsleute, das sensationelle Stück zu einem günstigen Preis (6200 Pfund, etwa 19000 DM) zu erwerben.

Der Blick ins Innere der recht unscheinbaren Addiermaschine, so heißt es im Bericht, offenbare eine kaum zu überbietende Beschränkung auf das Wesentliche, und das Erstaunlichste sei wohl der automatische Zehnerübertrag mit einem Minimum mechanischer Teile.

Bereits am 3. März 2000 erschien im „Rheinischen Merkur“ dann von Eckart Klaus Roloff der zweite Artikel der Serie unter der Überschrift: „Zahlenwerke. Heimkehr des Juwels. Deutsche Wertarbeit im Wahlkampf. Ein Bundeskanzler, der eine Rechenmaschine vorstellt: Das schafft nur das Bonner Arithmeum“. Während des Wahlkampfes in Nordrhein-Westfalen besuchte Bundeskanzler Schröder zusammen mit Ministerpräsident Clement das Arithmeum. Ihnen wurde die neueste Erwerbung, eine vergoldete Rechenmaschine à la Philipp Matthäus Hahn von Johann Christoph Schuster zu Ansbach in Franken vorgeführt. Dazu muss man wissen, dass dieser Schuster ein Schüler und Schwager Philipp Matthäus Hahns war, der bei ihm in Kornwestheim gearbeitet hatte.

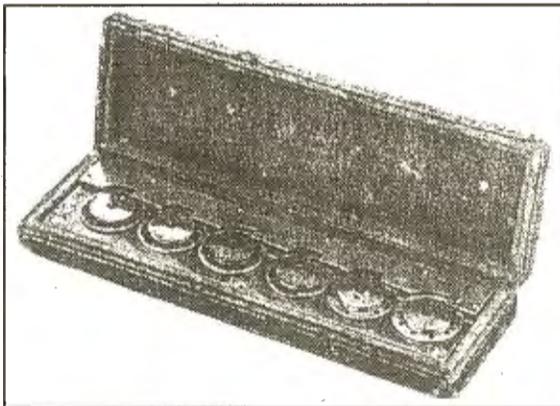
Diese Rechenmaschine hatte ein besonderes Schicksal. Kunstvoll ausgearbeitet und der Übertrag bei den Zehnerstellen wieder exakt ausgefüllt, soll sie über einen Astronomen in den Besitz eines Maharadschas in Indien und von dort nach Australien gelangt sein. Nun tauchte sie 1993 bei einem Londoner Auktionshaus aus. Sie wurde in den Medien hoch gerühmt und kostete bei der Versteigerung mehrere Millionen Pfund. Da konnten die Bonner nicht mithalten. Aber die Maschine wurde bald darauf wieder zum Verkauf angeboten, und nun konnte das Arithmeum – sechs Jahre wurde verhandelt – mit Unterstützung der Kulturstiftung der Länder, der Universität Bonn, der Kruppstiftung und des Kulturministeriums NRW die Rechenmaschine zu einem niedrigeren Preis kaufen. Sei-



Rechenmaschinen von Johann Christoph Schuster (links) und von Philipp Matthäus Hahn

ist – nur im Deutschen Museum in München gibt es noch eine derselben Bauart – die letzte erhaltene, individuell konstruierte und reich verzierte Rechenmaschine der vorindustriellen Epoche.

Die Leistungen Hahns auf technischem Gebiet finden inzwischen bundesweite Anerkennung. So wurde Hahn bereits 1996 in einem ausführli-



Rarität: Hahns Addiermaschine, im Bonner Arithmeum zu besichtigen

chen Artikel in „Die Zeit“ unter dem Titel „Deus et machina“: „Als Pfarrer noch Erfinder waren“ gewürdigt. Es heißt dort unter anderem: „Weit berühmter (als der Pfarrer Martin Planta aus Zizers in Graubünden, Anmerkung d. V.) ist sein württembergischer Amtsbruder Philipp Matthäus Hahn, der ebenfalls im 18. Jahrhundert wirkte. Seine Kunstuhren und Rechenmaschinen erlangen heute auf Auktionen Spitzenpreise.“

Es ist wohl kaum noch nachzuvollziehen, was sich in den Jahren zwischen 1756 und 1770 in dem abgelegenen Dorf Onstmettingen am Beginn einer bedeutenden technischen Entwicklung im Kopf eines Philipp Matthäus Hahn und seines Mitarbeiters, des Schulmeisters Philipp Gottfried Schaudt, abgespielt haben muss. Es wurden seltsame und neuartige Uhren, von der Sonnenuhr bis zur astronomischen Weltmaschine, entworfen und gebaut, wurde über Rechen-

maschinen nachgedacht und wurden neuartige Gedanken über Gottes Schöpfung zu Papier gebracht.

Das alles in einem abgelegenen Dorf, alles nicht von einem Fachmann, also etwa einem Professor für Physik, Mathematik oder Astronomie, auch nicht von einem Vorsteher einer theologischen Ausbildungsstätte, sondern von einem Dorfpfarrer, der mit Mühe sein Studium zu Ende gebracht hatte. Die Bedeutung der Hahnschen Rechenmaschinen für unser modernes Rechnungswesen bis hin zum Computer tritt erst in neuester Zeit ins rechte Licht.

Zum Tode von Sylvia Kommerell-Roller

Ehepartnerin des ersten Vorsitzenden der
Heimatkundlichen Vereinigung

Nachruf von Ruth-Ingrid Hübner



Sylvia Kommerell-Roller wurde am 28. August 1931 in Bregenz als ältestes Kind von vier Mädchen geboren. 1955 heiratete sie in Bregenz Diplom-Ingenieur Christoph Roller, mit dem sie drei Kinder hatte. Sylvia Roller hat durch ihre liebe und freundliche Art immer als ruhender Pol an der Seite ihres Mannes gewirkt. Sie behielt den Überblick und gab dadurch in schwierigen Situationen das Gefühl der Sicherheit. So begleitete sie ihren Mann auf vielen seiner Exkursionen und unterstützte ihn, wenn es um organisatorische Details ging. Ihre Freude als Mutter von drei Mädchen wurde durch die Geburt der zwei Enkelkinder noch verstärkt. Die Begeisterung, mit der sie sich den Enkelkindern widmete, sprach für ihre Liebe, Geduld und Herzlichkeit. Alle, die Frau Sylvia Roller kannten, haben ihre Art sehr geschätzt und werden sie immer in allerbesten Erinnerung behalten. Die Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen e. V. sind ihr zu sehr großem Dank verpflichtet. Frau Sylvia Roller verstarb zu Hause am 18. Oktober 2000 zur Mittagsstunde. Die Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung werden ihr ein ehrendes Gedächtnis bewahren. Ihrem hinterbliebenen Mann, Prof. Christoph Roller, und der Familie gilt unser Mitgefühl.

HEIMATKUNDLICHE VEREINIGUNG

Auf dem Grabstein kräht der Hahn

Eine kleine Kulturgeschichte des christlichen Friedhofs/Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Albstadt

Der spätrömische Kaiser Julian (361 bis 363 n. Chr.), genannt „der Abtrünnige“, ging in die Kirchengeschichte ein als ein besonders eifriger Christenhasser – ein Christenhasser freilich, der trotz aller Abneigung diese Leute bewunderte: nämlich in ihrer Fürsorge für die Gräber der Toten. In dieser Fürsorge sah Kaiser Julian sogar eine der Hauptursachen für die Verbreitung des Christentums im Römischen Reich.

Reliquien im Altar

In der Tat ist Julians Urteil durchaus zutreffend. Er hat wohl beobachtet, dass die Christen ihren Märtyrern – als Blutzugehen des Glaubens – eine ausnehmend große Verehrung zukommen ließen. Diese Verehrung bezog sich vor allem auf die sterblichen Überreste der Blutzugehen und auch auf deren Gräber; diese Verehrung äußerte sich unter anderem auch dadurch, dass über ihren Grabesstätten Kirchen errichtet wurden, und zwar in einer solchen Weise, dass der Abendmahlstisch, der Altar, genau über den Gebeinen zu stehen kam. Aus dieser Gepflogenheit entwickelte sich die Regel, dass ein jeder Altar einige Überreste von heiligen Frauen oder Männern beherbergen müsse – eine Regel, die in der katholischen Kirche auch heute noch Gesetzeskraft hat.

Freilich war die Verehrung der Heiligen im Laufe der Zeit nach einer eigenen Dynamik weitergewachsen. Zunächst hatte man sie nur wegen der Vorbildhaftigkeit ihres Lebenswandels verehrt, doch dann wurden sie darüber hinaus mehr und mehr als Fürsprecher und Gnadenvermittler angesehen. Schon der frühchristliche Theologe und Kirchenlehrer Tertullian (um 160 bis um 220 n. Chr.) vertrat die Auffassung, allein die Märtyrer verfügten durch ihr Blutopfer über den „einzigsten Schlüssel zum Paradies“. Die Märtyrer würden zwar auch wie alle anderen Verstorbenen bis zum Jüngsten Tag in ihren Gräbern ruhen, so meinte Tertullian, aber dann würden sie an der Gerichtsverhandlung des Jüngsten Gerichts vorbeikommen und ohne weitere Hemmnisse augenblicklich ihre himmlischen Wohnungen beziehen. Den sterblichen Überresten der Heiligen wurde somit eine außerordentliche Heilkraft zugemessen – an dieser Heilkraft konnten auch die Verstorbenen teilhaben, so herrschte die Vorstellung, wenn man sie in größtmöglicher Nähe zu den Heiligen beisetzte.

Gotteshaus und Begräbnisplatz bildeten demzufolge zunehmend mehr eine untrennbare Einheit – eine Einheit, die sogar durch Gesetzeskraft gefestigt wurde. So verfügte etwa Karl der Große im Jahre 777, die soeben gewaltsam bekehrten Sachsen hätten ihre heidnischen Friedhöfe aufzulassen und fürderhin ihre Toten im Umkreis von Gotteshäusern zu bestatten.

Der Hof der Kirche galt da beinahe genau so



Kirchhof, Westdeutschland 1559

viel wie der Inneraum. Aber eben nur beinahe. Solchergestalt bürgerte es sich im Laufe des Mittelalters ein, kirchlichen Würdenträgern und Laien das Begräbnis innerhalb des Kirchengebäudes ausnahmsweise zu gestatten – vorzugsweise in der Nähe des Altars. Das gemeine Volk indessen hatte sich mit der Beisetzung auf dem Kirchhof zu begnügen – die Bauern und Handwerker konnten sich Einzel- oder Familiengräber für ihre Verstorbenen immerhin noch leisten; ganz im Gegensatz zu der großen Menge der Tagelöhner, Handlanger und Hilfsarbeiter – sie alle fanden ihre letzte Ruhe zumeist in großen tiefen Massengräbern, in welchen jeder Bestattete nur mit einer ganz dünnen Erdschicht bedeckt wurde, damit die Grube eine möglichst große Zahl von Körpern fassen konnte. Die Armen konnten sich außerdem den Luxus eines Sarges für ihre Verstorbenen nicht leisten – ihnen blieb nur das Leichentuch. Das änderte allerdings nichts daran, dass ihnen der Gnadenschatz des Schutzheiligen in gleicher Weise zuteil wurde wie den Vornehmen und den Reichen.



Beispiel für einen Friedhof bei der Kirche: Burgfelden, ca. 1940

Kirchhof als Asyl

Aber nicht nur die Verstorbenen befanden sich in der Obhut des Schutzheiligen, sondern auch die Lebenden, die sich dort aufhielten: Der Kirchhof war ein Ort des Friedens, ein Friedhof eben – innerhalb dieses Bezirks standen Tote wie Lebende im Frieden Gottes; an der Kirche und an ihrem Hof endete die Reichweite der weltlichen Macht. Diese Auffassung war unter dem Namen „Asyl“ juristisch festgeschrieben. Kein von Mord und Totschlag Bedrohter, kein Verbrecher, kein Bankrotteur durfte auf diesem heiligen Grund festgenommen werden. Ähnlich haben wir es noch heute beim Fange-Spiel der Kinder: Wer in der „Botte“ ist, den darf man nicht fangen.

Im Asyl waren die Verfolgten der Gefahr aber noch nicht endgültig entronnen. Die Häscher warteten nämlich am Rande des Friedhofs. So geschah es immer wieder, dass die Flüchtlinge sich auf dem Friedhof dauerhaft einrichteten. Manche bauten sich dort sogar regelrecht feste Wohnstätten. Die Pfarrer sahen dies freilich nicht sehr gerne, aber nicht deshalb, weil sie es für anstößig hielten, auf dem Friedhof zu woh-



Ebingen im Jahre 1878

nen, sondern weil sie die Kontrolle über die Nutzung dieses Platzes nicht aus den Händen geben wollten. Mancher Pfarrer konnte deshalb nicht der Versuchung widerstehen, für den Aufenthalt auf dem Friedhof eine Art Miete zu kassieren. Die Asylsuchenden taten somit gut daran, eine ordentliche Portion Bargeld bei sich zu haben. Weil es jedoch schon immer Reiche in eher geringer Zahl, dafür aber Arme in um so größeren Mengen gegeben hat, waren die Asylsuchenden zumeist weniger gern gesehen. Eine normannische Synode setzte deshalb im Jahre 1080 fest, dass nach dem Ende eines Krieges die auf den Friedhöfen hausenden Flüchtlinge zum Aufbruch genötigt werden sollen. (Muss man da nicht unwillkürlich an gegenwärtige Verhältnisse denken?) – Zugleich aber wurde bestimmt, dass die ältesten unter den Friedhofsbewohnern dort bleiben könnten.

Kommunikationszentrum zwischen Gräbern

Diese Leute waren allerdings nicht die einzigen, die sich auf dem Friedhof tummelten, ohne sich etwas aus dem Anblick der Gräber zu machen. Der Friedhof diente als Kommunikationszentrum, als Marktplatz und als Spielplatz, auf dem sich alle Einwohner der Gemeinde treffen, sich versammeln und spazieren gehen konnten, um ihre geistlichen und weltlichen Geschäfte zu erledigen und ihre Liebschaften und Belustigungen zu betreiben. Damit geriet der Friedhof im Mittelalter zu dem geräuschvollsten, belebtesten, turbulentesten und geschäftigsten Platz des ländlichen oder städtischen Gemeinwesens.

Im Hof der Kirche versammelte man sich zu allen regelmäßigen Glaubenskundgebungen, denen das Kirchengebäude selbst nicht genügend Raum bot: dazu gehörten etwa Volkspredigten, Umgänge, Prozessionen oder Segnungen. Die Palmsonntagsprozession fand gewohnheitsmäßig auf dem Friedhof statt und an Wallfahrtstagen bildeten die Kirchhöfe die Stationen, an denen die Pilger zu Gebet und Andacht verweilten. Zu Kriegszeiten versammelten sich die waffenpflichtigen Männer auf den Kirchhöfen, um sich im Gebrauch von Speiß und Säbel zu üben; auf den Kirchhöfen fanden auch die militärischen Aufzüge und Paraden statt.

Zu seinen lebenden Bewohnern zählte der Friedhof mitunter sehr ungewöhnlich: weibliche Einsiedler ließen sich dort häufig in einem winzig kleinen Gelass als Klausnerinnen einschließen oder gar einmauern, sodass sie lediglich durch eine kaum mehr als handtellergröße Öffnung mit der Außenwelt verbunden waren. Der Zufall wollte es bisweilen, dass die frommen Einsiedlerinnen zu Nachbarinnen wurden von etwas weniger frommen Frauen, von Prostituierten.

ten etwa, die auf dem rege frequentierten Platz mit einem erhöhten Kundenaufkommen rechneten – oder auch von Straftäterinnen, deren Todesstrafe in eine lebenslängliche Haft in einem kleinen Verließ auf dem Friedhof umgewandelt worden war.

Hier tagte das Gericht

Schon in karolingischer Zeit (im Frühmittelalter also) hielten die weltlichen und geistlichen Richter ihre periodischen Gerichtstage auf dem Friedhof ab. Ebendort wurden aber nicht nur die Urteile verlesen, sondern dort wählte die versammelte Dorfgemeinde ihren Rat, ihre Schöffen, ihren Feldschütz, ihren Gemeindevorsteher und ihren Kirchenpfleger.

So überrascht es denn auch nicht, wenn an diesem volksläufigen Ort kollektiv genutzte Einrichtungen zu finden waren. In mittelalterlichen Dokumenten ist immer wieder die Rede von Backöfen auf dem Friedhof – ja, richtig, das ist kein Druckfehler: von Backöfen. Die unmittelbare Nachbarschaft von Brot und Grab hat für uns heute etwas geradezu Abstoßendes, etwas völlig Unvereinbares. Die Menschen des Mittelalters störten sich jedoch an diesem Nebeneinander überhaupt nicht.

Wenn also die Menschen auf dem Friedhof zusammenströmten, um dort religiöse, richterliche oder kommunale Handlungen vorzunehmen – oder auch nur miteinander zu plauschen und Neuigkeiten auszutauschen – so liegt es doch auch nahe, dass Händler und Krämer dort ihre Buden und Stände errichteten, zumal die Wallfahrtstage immer auch gleichzeitig Marktstage waren. Der Friedhof erwies sich als ein äußerst günstiger Platz für den Verkauf von Waren, so dass der eine oder andere Händler sich von der Obrigkeit das Recht verbriefen ließ, auf dem Friedhof zwischen den Gräbern einen Kaufladen unterhalten zu dürfen.

Was an Gras, Kraut und Gebüsch auf den gärtnerisch völlig ungepflegten Begräbnisplätzen wuchs und wucherte, das blieb keineswegs ungenutzt. Gänse und Hühner, Ziegen und Schweine tummelten sich dort. Einwände dagegen kamen allerhöchstens von seiten des Schulmeisters, der oftmals für sich selbst das alleinige Privileg beanspruchte, sein Vieh auf dem Kirchhof weiden zu lassen.

Wenn wir uns also ein Bild eines Friedhofs zur Zeit der beginnenden Reformation machen wollen, so sehen wir dort quirliges Leben voll schriller Gegensätze: Marktstände neben offenen Gräbern, Huren und Bettler neben Backöfen und frommen Einsiedlerinnen, Schöffen und Richter zwischen Totenschädeln und Prozessionsaltären, Schweine und Hühner neben Pilgern und Asylsuchenden, Trauergemeinde und Priester neben Taschendieben und Liebespaaren. Wem kämen angesichts all dieser bizarren Kontraste, dieser schreienden Disparitäten, all dieser schneidenden scharfen Widersprüche nicht Bilder von Hieronymus Bosch (geboren um 1450, gestorben um 1516) und Pieter Bruegel den Älteren (geboren um 1520, gestorben 1569) in den Sinn? Der Friedhof als pars pro toto einer uns völlig fremden und unverständlichen Welt, eben der Welt des ausgehenden Mittelalters!

Es dauerte Jahrhunderte, bis der Friedhof sein Gesicht so weit verwandelt hatte, dass wir ihn als solchen zu erkennen vermögen. Die Umwandlung ergab sich als Folge von Reformation und innerkatholischer Reform. Das bedeutete, dass die Kirchenleitungen sich im Reformationsjahrhundert eine neue Vorstellung von Kirche und Welt zu eigen machten: Kirche und Welt, die sich vordem ungehemmt vermischt hatten, wurden fortan als unvereinbare Gegenpole gesehen: Der Bereich des Profanen, der sündigen Welt auf der einen Seite, und der Bereich des

Spirituellen, des Erhabenen, der nach Gottesnähe strebenden Kirche auf der anderen Seite.

Die Friedhofsruhe kehrt ein

Dieser neuen Auffassung folgend verbannten die Kirchenleitungen alles Weltliche aus den Kirchhöfen, was sich allerdings nicht so einfach von heute auf morgen bewerkstelligen ließ. Verhältnismäßig einfach noch waren die Huren und Händler vom Gottesacker fernzuhalten. Mit den Gerichtsverhandlungen und Gemeindeversammlungen gab es ebenfalls wenig Anstände, da in der fraglichen Zeit überall auf dem flachen Lande vermehrt Rathäuser eingerichtet wurden. Allzu häufige Volkspredigten und Prozessionen konnten (zumindest in der Theorie) mit einem einzigen Federstrich abgestellt werden – als Anweisung der Kirchenbehörde an ihre Geistlichen. Zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert verloren die Friedhöfe auch allmählich ihre Funktion als Zufluchtsort für Asylsuchende. Dies ergab sich als Folge einer wirksameren Strafverfolgung. Wenn ein vermeintlicher oder wirklicher Übeltäter ergriffen werden sollte, postierte man ganz einfach am Eingang des Friedhofs eine Wache, die allerdings schneller dort ankommen musste als der Verfolgte – um letzteren alsbald in Empfang zu nehmen.

Dies konnte natürlich nur dann zum gewünschten Erfolg führen, wenn der Friedhof mit einer festen und entsprechend hohen Mauer umgeben war, damit niemand so einfach mir nichts dir nichts darüber hinwegklettern konnte. Eine solche Mauer hochzuziehen und in Stand zu halten, außerdem für ein gut verschließbares Tor zu sorgen – das kostet Geld. Und wie das kostenträchtige Reformen schon seit eh und je so an sich haben: Sie lassen gemeinhin auf sich warten (auch hier mag sich der geneigte Leser an die Gegenwart erinnern fühlen). Demzufolge finden wir nach dem Dreißigjährigen Krieg manchmal noch Ziegen und Schweine auf dem Friedhof, doch geschieht dies immer seltener, und im Zeitalter Schillers und Goethes war dann zu guter Letzt doch noch die sprichwörtliche Friedhofsruhe eingekehrt.

Hygienische Probleme

Die Entwicklung hatte damit freilich noch kein Ende, denn es taten sich neue Probleme auf: Im 18. Jahrhundert reichten die Grablagen im Bereich der Gotteshäuser nicht mehr aus. Um der räumlichen Enge abzuweichen, war man bereits im Spätmittelalter dazu übergegangen, die Gebeine dem Erdreich zu entnehmen und in so genannten Beinhäusern zu stapeln. In den ständig wachsenden Großstädten der Neuzeit reichten selbst die vergrößerten Beinhäuser und die mächtigen unterirdischen Gewölbe (zum Beispiel in Wien) nicht mehr aus, zumal die Naturforscher jener Zeit einen Zusammenhang nachweisen konnten zwischen dem Ausmaß epidemischer Krankheiten einerseits und der Beengtheit der innerstädtischen Friedhöfe.

Die logische Konsequenz dieses Zusammenhangs führte zur Verlagerung der Friedhöfe an den Rand der Städte, eine Entwicklung, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert auch kleinere Kommunen erreichte. Im Königreich Württemberg beispielsweise wurden um 1840 die Friedhöfe bei den Kirchen reihenweise aufgelassen und vor die Stadtmauern (oder, bei den Dörfern, den Etter) verlegt. In unserer weiteren und näheren Umgebung sind dies beispielsweise Sigmaringen 1825, Tübingen 1829, Dürrwangen 1837, Ebingen, Endingen, Heselwangen und Tailfingen jeweils 1840, Esslingen 1843 oder Gomaringen 1847. Diese Begräbnisstätten sind heute noch allenthalben in Gebrauch (wenn sie

nicht – wie etwa in Tailfingen – noch ein zweites Mal verlegt wurden). Ihr Erscheinungsbild ist uns allen mehr oder minder schmerzlich vertraut.

Die Verdrängung des Todes

In unserer Gegenwart macht sich indessen eine weitere Entwicklung bemerkbar – die Verdrängung des Todes aus der Gesellschaft, aus dem öffentlichen Leben wie auch aus dem Bewusstsein des Einzelnen hat ansatzweise bereits die Friedhöfe erreicht, und zwar in England in einem höheren Maße als auf dem europäischen Festland. Dieser Entwicklung zufolge könnten aus den Friedhöfen der Zukunft die Grabsteine verschwinden. Die Toten würden dann in einer geschmackvoll gestalteten Parkanlage ihre letzte Ruhe finden, irgendwo zwischen Bäumen, Büschen und Rabatten und kein fremder Besucher könnte mehr den genauen Ort der Beisetzung bestimmen.

Freilich muss offen bleiben, ob auch in Mitteleuropa die Entwicklung auf eine solche neutrale Ausgestaltung der Friedhöfe zusteuert. Damit wäre nämlich ein Stück abendländische Kultur verloren gegangen – und damit kommen wir wieder zum Ausgangspunkt unserer kleinen Erörterung: Jene christliche Gepflogenheit würde nämlich verloren gehen, die der spätrömische Kaiser Julian an den Christen so sehr schätzte: Die Fürsorge für die Gräber ihrer Verstorbenen.

Quellen

- Stadtarchiv Albstadt
- Ebingen, Stiftungsratsprotokolle 1839, 1840
- Tailfingen, Gemeinderatsprotokoll 1840.

Literatur

- Philippe Ariès, Geschichte des Todes, München 1980 (frz. Paris 1978).
- Barbara Happe, Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991.
- Peter Thaddäus Lang, "Ein grobes, unbändiges Volk." Visitationsberichte und Volksfrömmigkeit. In: Hansgeorg Molitor/Heribert Smolinsky (Hrsg.), Volksfrömmigkeit in der Frühen Neuzeit, Münster/Westf. 1994, S. 49 – 63.

Herrn Kollege Dr. Schimpf-Reinhardt bin ich überaus dankbar – zum einen hat er mir den Hinweis auf das Buch von Barbara Happe gegeben, und zum andern hat er mir freundlicherweise Auskunft erteilt über die Verlegung der Friedhöfe von Dürrwangen, Endingen, Gomaringen und Heselwangen.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt
Alfred Munz
Grünwaldstraße 35, 72461 A.-Onstmettingen
Manuel Werner
Starenweg 2, 72622 Nürtingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

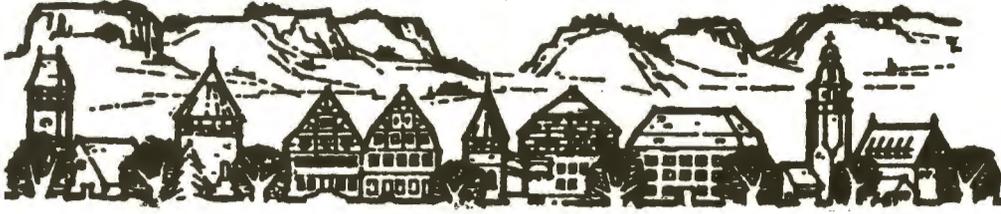
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 47

30. November 2000

Nr. 11

Ebingen am Vorabend der Industrialisierung

Der Visitationsbericht des Ebinger Pfarrers aus dem Jahre 1859 / von Dr. Peter Thaddäus Lang

Seit der Spätantike ist es üblich, dass die Bischöfe die Gemeinden ihres Sprengels besuchen, um nach dem Rechten zu sehen. Diese Gepflogenheit geriet während des Spätmittelalters im Deutschen Reich weitgehend in Vergessenheit, wird aber seit der Reformationszeit regelmäßig und intensiv gebraucht. Im Herzogtum (später auch im Königreich) Württemberg nahm das Visitationswesen der evangelischen Landeskirche ein Ausmaß von nahezu einzigartiger Gründlichkeit an. Das hatte zur Folge, dass nicht nur das kirchliche Leben einer Kommune minuziös erfasst wurde, sondern auch viele Aspekte aus dem weltlichen Bereich in den Blick genommen wurden.

Als bürokratische Hinterlassenschaft der württembergischen Kirchenvisitationen haben sich im Landeskirchlichen Archiv wie auch im Hauptstaatsarchiv (beide in der Landeshauptstadt) gewaltige Aktenberge aufgetürmt, die von der Geschichtsforschung nur sporadisch ausgewertet worden sind.

Jeder einzelne der württembergischen Visitationsberichte, jeweils vom zuständigen Pfarrer angefertigt, vermittelt eine schlaglichtartige Momentaufnahme vom Zustand einer Kommune zum Zeitpunkt der Visitation. Eine längere Reihe aufeinander folgender Berichte hingegen lässt Entwicklungslinien hervortreten. Die einzigartige Schärfe dieser Visitations-Momentaufnahmen erlaubt es, ein detailreiches Bild einer Kommune zu zeichnen – zu einem feststehenden Zeitpunkt eben. Dies ist insbesondere dann von größerem Interesse, wenn der betreffende Zeitpunkt eine Krise oder einen Umschwung in der Geschichte der betreffenden Kommune markiert. Ein solcher Umschwung in der Geschichte Ebingens – und möglicherweise der markanteste überhaupt – das ist der Beginn der Industrialisierung, der im Falle Ebingens mit den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts anzusetzen ist.

Aus dem fraglichen Zeitraum, also aus den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, sind nur zwei Ebinger Berichte erhalten, nämlich einer aus dem Jahr 1845 und ein weiterer aus dem Jahr 1859. Der damalige Ebinger Stadtpfarrer Hermann Friedrich Hochstetter schrieb den Bericht im letzten Jahr seiner zwölfjährigen Amtszeit in der Stadt; der kannte also die Stadt und ihre Bewohner aus langjähriger Beobachtung. Ausgesprochen kühl und distanziert fällt sein Urteil aus – er scheint ihnen nicht besonders wohl gesonnen zu sein.

Pfarrer Hochstetter schildert Ebingen als Handelsstädtchen, entsprechend seiner Bedeutung als Marktort für die nähere Umgebung. Von produzierendem Gewerbe ist erst in zweiter Linie die Rede; die Industrie hat mit ihrer Entwicklung noch kaum begonnen. Nicht mehr als drei Fabriken führt der Pfarrer an mit (wohl insgesamt) 70 Arbeitskräften. Bei dem Wort „Fabrik“ ist allerdings in Rechnung zu stellen, dass damit zu dieser Zeit recht undifferenziert auch größere Handwerksbetriebe bezeichnet werden. Die im Bericht erwähnte Zündholzfabrik bestand zum Zeitpunkt seiner Niederschrift bereits nicht mehr. Sie war erst wenige Jahre zuvor von dem aus Mühringen zugezogenen Juden Nehemias Berlitzheimer in einem Wohnhaus am nördlichen Rand Ebingens eingerichtet worden und

war deshalb nur recht bescheiden dimensioniert. Berlitzheimer hatte beabsichtigt, sich auf Dauer in Ebingen niederzulassen und wollte aus diesem Grund das Bürgerrecht erwerben, was ihm die Ebinger Stadtväter kategorisch mit allen Mitteln verweigerten. Als selbst der Rechtsweg nichts fruchtete, änderte Berlitzheimer frustriert seine Pläne und wanderte nach Amerika aus. Indirekt zeigt sich Ebingen aber auch als Ackerbürgerstädtchen. Dies geht aus der Tatsache hervor, dass die Schulkinder in der Erntezeit ausnehmend häufig dem Schulunterricht fernblieben (Punkt 22 des Berichts), obwohl die Ferien gerade deswegen in die Herbstzeit gelegt wurden (Punkt 23 des Berichts).

Was stark ins Auge fällt, das ist die überaus schwache Teilnahme der Bevölkerung an den kirchlichen Veranstaltungen (Punkt zwei des Berichts). Reichlich verklausuliert und gewunden gibt Pfarrer Hochstetter dieses zu: Die Gemeinde sei kirchlich, so drückt er sich aus, „insofern das geistliche Amt als solches in Achtung steht“ und insofern der Sonntagsgottesdienst „ $\frac{1}{6}$ – $\frac{1}{8}$ der Einwohnerzahl besucht wird“ – das sind gerade mal knapp über zehn Prozent! Noch schlechter sieht es bei den Bet- und Bibelstunden wie auch bei den Bußtagspredigten aus: Hier kommen nicht mehr als 20 bzw. 60 Personen. Bei den sonntäglichen Nachmittagsgottesdiensten sind es auch nicht mehr. Ein gleichfalls düsteres Bild bei der Teilnahme am Abendmahl (Punkt 11 des Berichts). Pfarrer Hochstetter zählt für die Jahre 1857 und 1858 jeweils knapp unter 2000 „Communicanten“, erinnert aber daran – mit Wehmut, so will man meinen – dass im Jahr 1770 mehr als doppelt so viele Personen das Abendmahl empfangen – und das „bei einer halb so großen Bevölkerung“. Nicht besser steht es um die Einhaltung anderer Normen, wie sie seit der Reformation von der Kirche gefordert wird – man denke etwa an die Enthüllung des Sonntags („kommt vielfach vor“), das Nachschwärmen („vielfach“), den Wirtshausbesuch („stark“), den Ehebruch („ist nichts seltenes“) oder die unehelichen Geburten (zehn bis elf Prozent).

In Erstaunen muss uns indes versetzen, was Pfarrer Hochstetter unter Punkt drei seines Berichts darlegt. Dort geht es um pietistische Gemeinschaften. Zur fraglichen Zeit – also am Vorabend der Industrialisierung – bestehen nämlich in Ebingen deren zwei, die eine mit 23 – 29 Personen, die andere mit etwa 24 Personen. Das ist insgesamt kaum mehr als ein Prozent der damaligen evangelischen Bevölkerung Ebingens – eine

Zahl, die verblüfft, weil gemeinhin der Pietismus als eine der Triebfedern der Industrialisierung in Südwestdeutschland angesehen wird. Ein derart kleines Häuflein, so will man meinen, kann doch gewiss nicht in der Lage sein, die Ebinger Industrie auf Touren zu bringen! Dem wird man vielleicht entgegenhalten, dass eben nur ein kleiner Teil der Ebinger Pietisten zu einer der beiden Gemeinschaften gefunden hatte.

Dies lässt sich auf eine höchst einfache Weise überprüfen, und zwar mit Hilfe der Heiratsinventare aus jener Zeit, in denen der gesamte Besitz der Ehepartner detailliert aufgelistet wird, auch der Bücherbesitz. Es ergibt sich nämlich, dass zwar über die Hälfte aller Neuvermählten Bibeln, Gebet-, Gesang-, Predigt- und Erbauungsbücher allgemeiner Art besitzen, aber ungefähr nur ein weiteres Zehntel solche von spezifisch pietistischen Autoren wie beispielsweise Johann Friedrich Stark oder Sixt Karl Kapf. Ob und wie der Pietismus in Ebingen tatsächlich auf die Industrialisierung eingewirkt hat, muss damit also offen bleiben.

Das Schulwesen betreffend

Im zweiten Teil des Berichts – das Schulwesen betreffend – verwundern die immens großen Klassen (Punkt 19 des Berichts). Die Größenordnung von 49 Schüler pro Klasse (zweite Knabenklasse) haben die Älteren unter uns in ihrer Jugend selbst noch erlebt; aber 124 Kinder in einem Schulraum (dritte Mädchenklasse) – das bewegt sich schon fast jenseits der Vorstellungskraft. Eine Erklärung dafür, wie diese stupende Zahl von Schulumädchen unterrichtsmäßig bewältigt wurde, mag uns der Satz „unterricht in 6-stündigem Abtheilungsunterricht“ liefern. Hierunter hat man sich wohl eine Art Gruppenunterricht vorzustellen. Dazu kommt noch, dass sich offensichtlich jeweils mehrere Schüler ein Schulbuch teilen mussten (Punkt 20 des Berichts). Die Schulräume selbst entsprachen auch nicht immer den Idealvorstellungen (Punkt 27 des Berichts). Auch sonst wird das Schülerdasein im Jahr 1859 nicht gerade ein Zuckerschlecken gewesen sein. Als Indiz dafür mag uns dienen, dass nur ein einziger Lehrer wirklich gelobt wird, nämlich Johann Georg Jedele, der Hausvater der Augustenhilfe („zeigt viel Umsicht und Ruhe im Umgang der Kinder“: Punkt 19 i. des Berichts).

Angesichts all dieser Widrigkeiten erscheinen die (sicherlich nicht gerade umwerfenden) Unterrichtserfolge um so beachtlicher. Auch im Hinblick auf die alsbald aufblühende Ebinger Industrie, die einen Großteil der 729 Schülerinnen und Schüler des Jahres 1859 Arbeitskräfte beschäftigte. Als Arbeitskräfte, die trotz ihrer schlichten Schulbildung dazu beitrugen, die Ebinger Industrie in Schwung zu bringen.

Pfarrbericht für die auf Juni 1859 ausgeschriebene Kirchen- und Schulvisitation

I. Vom Kirchenwesen

1. Statistisches

Zahl der ortsangehörigen Bevölkerung am 3. Dez. 1858 nach der 12-jährigen Liste

	männl.	weibl.	zusammen
a. Evangelische	2293	2485	4778
b. Katholiken	7	11	18
c. Israeliten	2	2	4
	2302	2498	4800

Die auf 3. Dez. 1858 entworfene jährliche Bevölkerungsliste weist 4666 Einwohner auf, weil in dieser viele auswärtig Wohnende nicht aufgezählt waren. Nach einem speziell angelegten Verzeichnis sind außer Lands wohnhaft 261 Personen, darunter 166 in Amerika. Die Katholiken sind Filialisten von Lautlingen. Seit 1856 ist ein israelitisches Ehepaar hier.

Zahl der Geborenen:

	1857	1858	
ehelich	193	ehelich	210
unehelich	24	unehelich	25
	217		325

Zahl der Gestorbenen: 1857 - 152; 1858 - 166

Zahl der Trauungen: 1857 - 31; 1858 - 36

worunter 1857 und 1858 je 1 gemischtes Paar

2. Die Schilderung der Gemeinde

Die Ebinger sind aufgeweckt, lebhaft, reizbar, was sich äußerlich in den länglichen, scharf geschnittenen Gesichtern, den beweglichen Augen, dem leichten Körperbau ausprägt. Sie sind stolz auf den Gewerbefleiß und die Unabhängigkeit ihrer Stadt, die zu ihrem Gedeihen nicht der Anwesenheit von Bezirksämtern bedarf.

Um den Handel, der meistens nicht kaufmännisch, sondern im Detail auf Märkten, also krämerhaft betrieben wird, dreht sich alles. Handeln und Gewinnen, nicht Genießen, sondern Haben gilt für die Hauptsache, recht Sparen, ein Hausmann, d. h. ein häuslicher Mann sein, für den höchsten Ruhm. In Nahrung und Kleidung herrscht, wenigstens bei der älteren Generation, große Einfachheit, bei der jüngeren zeigt sich schon mehr Luxus. Der christliche Sinn bedarf noch sehr der Herausbildung. In Folge der Geschäftsreisen ist große Sprachfertigkeit allgemein, die bei Beratungen fast immer in ein ungeordnetes Durcheinanderreden ausartet. Routine im Benehmen findet man häufig, aber Bildung selten. So konnte z. B. kürzlich in einer Verhandlung über die Lehrerbessoldungen ein sonst intelligenter, angesehener, redlicher Mann sich dahin äußern, im Alter brauche ein Lehrer nicht mehr Geld zu erhalten als in der Jugend, denn man verdiene sonst auch (bei einem Gewerbe) im Alter nicht mehr so viel als in der Jugend. Die natürliche Reizbarkeit zeigt sich auch in der großen Zahl der Geisteskranken (mit) $\frac{1}{2}$ Prozent. So sehr einerseits Geldaristokratie herrsch, so wenig sind andererseits schon wegen der weitverzweigten Verwandtschaften die Stände im öffentlichen Verkehr geschieden. In den politischen Anschauungen sind die Demokraten vorherrschend, sie üben auch durch strenges Zusammenhalten einen überwiegenden Einfluss bei den Wahlen aus.

Die Gemeinde ist kirchlich, insofern das geistliche Amt als solches in Achtung steht, und insofern die Vormittagsgottesdienste an Sonn- und Festtagen von $\frac{1}{6}$ - $\frac{1}{8}$ der Einwohnerzahl besucht sind, und insofern nur wenige ganz vom heiligen Abendmahl wegbleiben. Bei Communionen und Krankenbesuch kommen nahezu $\frac{2}{3}$ weibliche auf $\frac{1}{3}$ männliche. Die Nachmittags-gottesdienste an den Sonntagen, mögen es Predigten oder Kinderlehren sein, auch die Feiertagspredigten werden ordentlich besucht, zu

den Bet- und Bibelstunden finden sich ca. 20, zu den Bußtagspredigten ca. 60 Erwachsene ein. Krankenbesuche werden gewünscht, selten wird eine Person beerdigt, zu welcher nicht der Seelsorger zuvor berufen und wobei das heilige Abendmahl nicht oft noch begehrt worden wäre.

Das religiöse Leben bewegt sich meist auf der Oberfläche, zur tiefen gemüthlichen Erfassung des Heils; daher aber auch zur Sektiererei, ist bei dem nach außen gehenden Streben kein rechter Boden vorhanden. Die Grundzüge der natürlichen Religion, glauben, weils so hergebracht ist, wenig inneres Wachstum, viel Selbstgerechtigkeit: das sind die Erfahrungen, die man an den meisten Krankenbetten macht.

Dienst mit Lesen eines Morgen- und Abendsegen wird in den meisten Familien gehalten, sonntags wird in den Bürgerhäusern eine Predigt gelesen. Sonntagsentheiligung durch Arbeit in Feld und Haus kommt vielfach vor, aber selten zur Anzeige. Nur zwei Kaufleute halten ihre Läden am Sonntag geschlossen. An hohen Festen und während der Morgenkirche sind alle Läden geschlossen, aber es gibt Hintertüren. Das Botenwesen am Samstag und Sonntag wirkt auch auf den Sonntag ein. Mit Nachtschwärmen wird der Sonntag vielfach geschlossen.

Ebingen hat im ganzen Schwarzwaldkreis die relativ größte Zahl von Bierbrauereien, fast 50, meist für den eigenen Verbrauch. Daher ist der Wirtshausbesuch stark, um der Kundschaft willen werden oft mehrere Wirthe an einem Abend besucht. Doch gibts wenig Säufer. Branntwein wird wenig getrunken. Das Spielen herrscht nicht stark. Die Tanzhochzeiten wollen um der dabei üblichen Hochzeitschenken willen sich nicht abstellen lassen. Der Tanz dabei dauert meist länger als er sollte. Andere Tänze kommen nicht vor. Ehestreitigkeiten sind in den letzten Jahren nicht mehr viele vorgekommen. Ehebruch ist nichts seltenes, das Urteil darüber ist lax.

Die unehelichen Geburten betragen 1857 - elf Prozent, 1858 - zehn Prozent der Geborenen. 1829 bis 1850 betragen sie sechs bis sieben Prozent, 1851 bis 56 neun Prozent. Also eine Zunahme! Die Erschwerung der Verehelichung kann nicht viel (dazu) beitragen, denn (dies) kommt selten vor, eher mag die größere Zahl fremder Gesellen (ca. 100 - 120) etwas beitragen. In den letzten zwei Jahren hat die Hälfte der ledigen Bräute das Ehrenkränzchen verschert. Die meisten unehelichen Kinder werden durch nachfolgende Ehen der Eltern legitimiert. Wilde Ehen sind höchst selten.

Die Kinderzucht liegt vielfach im Argen, die Schulinder sind wild, die Ledigen trotzig, das Abendschwärmen gilt für unverfänglich. Dabei werden, auch von Vermöglichen, die Kinder von klein an zum gewerblichen Verdienst angehalten. Lichtkränze (= Lichtstuben) kommen hie und da vor, erlaubt ist keiner. So vielfach zu Quacksalbern gelassen wird, so selten doch Zaubereisünden; seit dem vor wenigen Jahren erfolgten Tod eines Mannes, der sich mit derlei Dingen abgab, habe ich keine Spuren mehr für das Vorkommen dieser Sünden. Größere Verbrechen, Diebstähle, Schlägereien sind nicht häufig, desto häufiger Injurien und Civilprocesse.

Die Industrie wird meistens so betrieben, daß der Fabrikant anderen Meistern in ihrem Haus Beschäftigung gibt. Eigentliche Fabriken gibt es drei, mit ca. 70 Arbeitern (30 männliche, 40

weibliche) im gegenwärtigen Augenblick, wo die Geschäfte sehr flau gehen. Die männlichen Arbeiter sind zum größten Theil verheiratet, die Mädchen bis auf acht auswärtig von hier, letztere Confirmierte. In einer dieser Fabriken, der bedeutendsten, sorgen die Fabrikherren dafür, daß das von ihren Leuten in die Sparkasse gelegt wird und sie dulden keine Unordnung. Seit sechs Jahren hat keine Fabrik Anlaß zu Klagen über Sonntagsstörung gegeben. Mehr Eitelkeit, Genußsucht, Ausschweifung ist in keiner Weise bei den Fabrikarbeitern als bei andern ledigen Leuten, eine große Zahl derselben legt in die Sparkasse. Somit sind in Ebingen seither schlimme Folgen von Fabriken nicht hervorgetreten. Kinder werden von einem Etablissement, einer Zündholzfabrik, durch Arbeitgebung ins Haus beschäftigt, sämtliche Kinder sind von Truchteltingen.

Die Hausfabrikation, Sticken und Häkeln, hält die Kinder selten von der Schule ab, die arbeit-samen Kinder sind auch nicht die schlimmsten; die Kinder geben ihren Verdienst meistens den Eltern, ein Theil kommt auch in die Sparkasse. Indessen haben sich neulich wieder mehrere Beispiele gezeigt, wo Eltern ihre Knaben nur deswegen nicht in höhere Schulen schickten, um sie desto mehr zum Verdienen anhalten zu können, also ein Ausnutzen der Kinder, auch wo äußere Noth es keiner Weise gebot.

In die verschiedensten Sparkassen (Landes-sparkasse, Balingen Sparkasse und Fabrikasse) sind 1858 von 332 Personen 5313 Gulden eingelegt, an 63 Personen 2084 Gulden zurückbezahlt worden. Trotz der Sparsamkeit und dem Jagen nach irdischen Gütern fehlt es nicht am Sinn für Wohltätigkeit. Kranke werden viel unterstützt, wengleich eine geordnete Armenfürsorge sich nicht bilden will. Durch meine Hände sind von Ebingen gegangen: (in zwei Jahren 1604,34 Gulden). Der Halbbatzenverein für Basel zählt 196 Mitglieder. Die Missionsgottesdienste werden ziemlich stark besucht.

3. Besondere Erscheinungen auf religiösem Gebiet

Es bestehen zwei Gemeinschaften, die ältere, bei der Unterlehrer Schairer der Sprecher ist. Sonntagabends im Haus der Schneiderswitwe Haux, besucht von drei bis vier Männern und 20 - 25 Weibern, Sonntagsevangelium, Epistel, auch freie Texte werden zu Grund gelegt. Einige Mitglieder dieser Versammlung neigen zu Christof Hofmann hin, namentlich Schairer selbst, ohne jedoch über seine eigene Stellung zu ihm sich ganz klar zu sein, noch viel weniger, um mit ihm ausscheiden zu wollen aus Land und Kirche.

Die zweite Versammlung unter Leitung von Hausvater Jedele, bestehend aus acht Männern und ca. 16 Weibern, kommt Mittwochabends in die Augustenhilfe, wo dann aus C. H. Siegers (?) neutestamentliche Betrachtungen ein Abschnitt in einfachem, kirchlichem Sinn gemeinschaftlich durchgegangen wird.

Zwischen beiden Gemeinschaften besteht keine Feindschaft. Sektierer gibt es nicht. An Spöttern und Religionsverächtern fehlt es nicht, sie sind aber ohne bedeutenden Einfluss.

4. Verhältnis zu anderen Confessionen

Eingriffe in die Rechte der evangelischen Kirche oder Religionswechsel haben nicht stattgefunden. 18 Katholiken in 16 Ehen gehören nach Ebingen, zwei Ehen sind ganz katholisch, 14 gemischt, in welchen fünf Männer und neun Frauen katholisch sind. Die Kinder aus gemischten Ehen werden, wenn auch nicht nach förmlichem Vertrag, evangelisch erzogen. In den Schulen ist kein katholisches Kind.

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe)

Wanderbeamte und allzuständige Berater

Zur Geschichte des Verwaltungsaktuariats im Altkreis Balingen / Von Johannes Renz

1. Begriffsdefinition und allgemeine Entwicklung

Bei der Gründung des Landes Baden-Württemberg hatte das Verwaltungsaktariat, die Vorgängerinstitution des im Zuge der Kreisreform 1972/73 abgeschafften gemeinsamen Fachbeamten, bereits eine gut 125 Jahre alte Tradition hinter sich. Auf die allgemeine Geschichte des Verwaltungsaktuariats vor 1960 soll hier aber nur kurz eingegangen werden, da sie bereits an anderer Stelle erschöpfend behandelt wurde¹⁾.

Eingeführt 1826, war das Verwaltungsaktariat ursprünglich nur als provisorische Hilfseinrichtung für kleine Gemeinden ohne Fachbürgermeister oder -beamten gedacht und man erwartete seine baldige Wiederabschaffung²⁾. Dementsprechend wurden sie anfangs nur als „Hilfsbeamte“ in Form einer Art Werkvertrag angestellt. Aufgabe war die Einarbeitung fachlich nicht vorgebildeter Ortsvorsteher, Rechner und Ratschreiber. Sie entstammten aus dem Organ der Amtskörperschaften (Verband aller Gemeinden im Oberamt), der Amtsversammlung, als deren Vorsteher aber auch der Oberamtmann (später Landrat) einen Einfluss ausübte³⁾. Mit der Zeit wurden die Aktuar wichtige Mitarbeiter der oft neben- und ehrenamtlich tätigen Bürgermeister und Ortsvorsteher, waren schließlich aus der Gemeindepflege nicht mehr wegzudenken.

Obwohl die Aktuar formell den Oberämtern angegliedert waren, übten letztlich die Gemeinden den entscheidenden Einfluss auf die Aktuar aus, deren Anforderungen und Qualifikationen stetig stiegen. Schlusspunkt der Entwicklung war die geforderte Befähigung zum gehobenen oder gar höheren Verwaltungsdienst. Die Aktuar sahen sich als einen eigenen Berufsstand an und arbeiteten in Grundsatzfragen auch überregional zusammen. In der Arbeitsgemeinschaft der Verwaltungsaktuar Württembergs hatten sie auch einen Berufsverband⁴⁾. Dies hatte wiederum positive Rückwirkungen auf die Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung, da den Gemeinden die Finanzierung eines Aktuars eher möglich war als die eines eigenen Fachbeamten. Jedem Aktuar wurde ein Bezirk innerhalb eines Oberamtes zugewiesen, den er zu betreuen hatte, in etwa vergleichbar mit den Bezirksnotaren, die ebenfalls eine typisch (baden-)württembergische Einrichtung sind. Mit der Verwaltungsreform von 1938 wurden viele Aktuariatsbezirke umgestaltet⁵⁾.

Die Rechtsaufsicht über die Aktuar ging auf die neu eingerichteten Landkreise über. Auch der Dienstsitz der Aktuar wurde von ihnen bestimmt. Als Kreisbeamte unterstanden sie aber dennoch nicht der Fachaufsicht der Landratsämter und waren nicht an Weisungen des Landkreises, sondern vielmehr an die Beschlüsse der Gemeindeorgane gebunden⁶⁾. Die Finanzierung übernahmen zu $\frac{2}{3}$ die Gemeinden und zu $\frac{1}{3}$ der Landkreis⁷⁾, was die relative Unabhängigkeit der Aktuarie stärkte bzw. verhinderte, dass der Aktuar von einer der beiden Seiten zu sehr vereinnahmt wurde. Das Verwaltungsaktariat hatte sich derart bewährt, dass man bei der Neugestaltung des deutschen Südwestens nach dem Zweiten Weltkrieg in den provisorischen Ländern Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern die württembergische Tradition beibehielt. Die neue Gemeindeordnung für Baden-Württemberg aus dem Jahre 1956⁸⁾ machte aus dem Aktuar schließlich den Gemeinsamen Fachbeamten, der seine alte Bezeichnung aber in der Regel beibehielt, obwohl er als solcher in

keiner späteren Gemeindeordnung mehr auftaucht⁹⁾. Für Nichteingeweihte konnte dies durchaus Verwirrung stiften.

Gleichzeitig wurden Gemeinden mit über 2000 Einwohnern verpflichtet, einen eigenen Fachbeamten anzustellen. Damit schieden viele Gemeinden aus den Aktuariatsbezirken aus. Die allgemeine Zunahme der Einwohnerzahlen in den Gemeinden stellte das Verwaltungsaktariat schließlich bald in Frage. Entscheidend für seine Abschaffung war schließlich die Zusammenlegung von Gemeinden im Zuge der Verwaltungsreform Anfang der 70er Jahre. An die Stelle der Verwaltungsaktuarie trat für die übrigen finanzschwachen Gemeinden die Kreispflege, was freilich oft einschränkende Wirkung auf die kommunale Selbstverwaltung hatte. Ansonsten war vielen Gemeinden jetzt vorgeschrieben, eigene Fachbeamten anzustellen.

Heute gibt es Gemeinsame Gemeindefachbeamte nur noch im Rahmen der (seltenen) Verwaltungsgemeinschaften, deren Bildung von der gegenwärtigen Gemeindeordnung noch ausdrücklich gestattet ist. In gewisser Weise ist die Entwicklung der letzten beiden Jahrzehnte sicher zu bedauern, da die Aktuarie auch die interkommunale Zusammenarbeit auf kleinerer Ebene stark gefördert haben. Durch die Zusammenlegung vieler Gemeinden wurde es jedoch obsolet, von einer „nicht mehr wegzudenkenden Einrichtung“¹⁰⁾ zu sprechen. Allerdings ist in Zeiten knapper Kassen nicht auszuschließen, dass in bestimmten Verwaltungsbereichen wieder verstärkt auf derartige zwischengemeindliche Tätigkeitsmodelle zurückgegriffen wird.

2. Die Entwicklung der Aktuarie im Altkreis Balingen bis zur Kreisreform 1972/73

Im Jahre 1936 wurde das ehemalige württembergische Oberamt Balingen zum Landkreis. Zwei Jahre später wurde das Kreisgebiet mit 18 neuen Gemeinden aus den ehemaligen Oberämtern Sulz, Rottweil und Spaichingen erheblich vergrößert¹¹⁾. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Einteilung der Aktuariatsbezirke. Die vom Oberamt Sulz gekommenen Gemeinden Brittheim, Bickelsberg, Binsdorf, Isingen, Leidringen und Rosenfeld bilden einen Aktuariatsbezirk mit Sitz in Rosenfeld, zu dem außerdem noch Tübingen (ehemals Oberamt Rottweil) hinzukam. Das Aktariat Ebingen, das bisher die heutigen Stadtteile von Albstadt und Meßstetten umfasste, erhielt jetzt noch Nusplingen und Obernheim (ehemals Oberamt Spaichingen) hinzu.

Ein weiterer neu gegründeter Aktuariatsbezirk hatte seinen Sitz in Schömberg und erhielt fast die ganzen neu eingegliederten Gemeinden des früheren Oberamts Rottweil, nämlich Dautmergen, Dormettingen, Dotternhausen, Hausen am Tann und Roßwangen die früheren Gemeinden des Oberamts Spaichingen, Ratshausen und Weilen. Der Rest verteilte sich auf die beiden Balingener Aktuarie, wovon eines wohl kurzzeitig seinen Sitz in Pfeffingen hatte¹²⁾. Die Aktuarie Rosenfeld und Schömberg sind allerdings zunächst nebenamtlich von den Bürgermeistern von Rosenfeld bzw. Nusplingen, Abendschein und Wahr, geleitet worden, während das eine Balingener Aktariat vom Geislinger Bürgermeister Trumpp betreut wurde. Alle drei Personen wurden dann jedoch zum Kriegsdienst eingezogen, sodass der Ebinger Verwaltungsaktuar Bendel nahezu den gesamten Landkreis zugewiesen bekam¹³⁾.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand wieder eine Neueinteilung der Bezirke statt. Die Versetzung des Pfeffinger Aktuars Geiger in den Ruhestand im Mai 1952 war der Anlass für die Auflösung seines Aktuariatsbezirks¹⁴⁾. Dies führte dann auch zu einer Vergrößerung und geographischen Verschiebung der übrigen Bezirke. Die bedeutendste Vergrößerung wurde dem Bezirk Balingen zuteil, dem die Gemeinden Burgfelden, Laufen, Pfeffingen, Stockenhausen, Streichen und Zillhausen angegliedert wurden. Ebenso wie das Aktariat Rosenfeld, das zusätzlich Dautmergen (von Schömberg) erhielt, musste es keine Gemeinde abgeben. Ebingen dagegen erhielt anstelle von Obernheim und Tieringen (zu Schömberg) die Gemeinden Lautlingen und Margrethausen, heute beides Stadtteile von Albstadt. Die Änderungen im Verwaltungsaktariat Schömberg gehen aus den bisher Genannten hervor. Im Jahr 1960 sah die Bezirkseinteilung folgendermaßen aus:

Verwaltungsaktariat Balingen:

Burgfelden, Endingen, Engstlatt, Erzingen, Pfeffingen, Stockenhausen, Streichen und Zillhausen.

Verwaltungsaktariat Ebingen:

Hossingen, Laufen, Margrethausen, Meßstetten, Nusplingen, Oberdigisheim und Unterdigisheim.

Verwaltungsaktariat Rosenfeld:

Bickelsberg, Binsdorf, Brittheim, Dautmergen, Erlaheim, Isingen, Leidringen, Rosenfeld und Tübingen.

Verwaltungsaktariat Schömberg:

Dormettingen, Dotternhausen, Hausen am Tann, Ratshausen, Roßwangen, Schömberg, Tieringen, Weilen unter den Rinnen und Zimmern unter der Burg.

Diese vier Verwaltungsaktuariatsbezirke bestanden bis 1967, ehe größere Umgestaltungsmaßnahmen durchgeführt wurden¹⁵⁾. Den Anfang machte die Zusammenlegung der Aktuarie Ebingen und Rosenfeld, wohl in Zusammenhang mit der Versetzung des Rosenfelder Aktuars Maurer in den Ruhestand. Weiterer Beweggrund für eine Zusammenlegung der beiden Bezirke war wohl auch die Zunahme der Einwohnerzahlen der Gemeinden. So hatten die Gemeinden Frommern und Meßstetten schon in den 50er Jahren die 2000-Einwohner-Marke überschritten und waren daher verpflichtet, einen eigenen Fachbeamten einzustellen. Daher schieden sie aus ihren jeweiligen Aktuariatsbezirken aus¹⁶⁾. Der Ebinger Verwaltungsaktuar Link übernahm jetzt beide Bezirke. Geographisch gesehen war diese Lösung aber kaum sinnvoll. Sie war wohl von vornherein nur als Übergangsmaßnahme gedacht gewesen, denn bereits knapp zwei Jahre später wurde der Amtssitz des Aktuars Wilhelm Link von Ebingen nach Balingen verlegt, um den Dienstsitz besser zu zentralisieren und die Erreichbarkeit der einzelnen Gemeinden anzugleichen. Fortan gab es nur noch die Verwaltungsaktuarie I und II Balingen sowie Schömberg.

3. Das Aufgabenspektrum der Verwaltungsaktuarie

Wie bereits erwähnt besaßen die Aktuar in der Beratung und Unterstützung der Bürgermeister und Ortsvorsteher eine Allzuständigkeit, wurde also bei „allen Organisations-, Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten“ sowie in „verwaltungstechnischen Angelegenheiten jeder

Art¹⁷⁾ tätig, sozusagen als „kleiner Stadtdirektor“¹⁸⁾. Biesinger sieht die Beratungstätigkeit zu Recht als die Hauptaufgabe der Aktuare bzw. Gemeinsamen Fachbeamten an¹⁹⁾, was ja auch bereits in den Gemeindeordnungen von 1956 ff deutlich wird²⁰⁾. So hatten sie z. B. auch einen gewissen Einfluss auf die Haushaltsaufstellung der von ihnen betreuten Gemeinden und nahmen auch an den entsprechenden Gemeinderatssitzungen teil. Auch bei der Führung von Amtsgrundbüchern wirkten sie nicht unerheblich mit²¹⁾.

Des Weiteren dienten sie als Bindeglied zwischen Gemeinde und Landratsamt sowie auch zwischen anderen Gemeinden. Bei Rechnungsprüfungen des Landkreises hatten sie eine neutrale Vermittlerposition inne, ebenso bei Angelegenheiten des zwischengemeindlichen Finanzausgleichs. Bei der Schuldenaufnahme durch die einzelnen Gemeinden wurden die Aktuare genauso eingeschaltet wie bei der Finanzierung größerer Investitionen. Dazu zählten auch die Ausschreibungsverfahren für öffentliche Bauvorhaben. Ein wichtiges Gebiet der zwischengemeindlichen Zusammenarbeit waren und sind auch heute noch die regionalen und überregionalen Zweckverbände. Hier wurden auch die Aktuare des Landkreises Balingen als Rechner tätig, wozu allerdings die Zustimmung des Kreisverbandes nötig war²²⁾. Die Aktuare wirkten bei der Erstellung von Verbandssatzungen mit oder führten auch die Verhandlungen, wenn eine oder mehrere „ihrer“ Gemeinden den Beitritt zu einem bestimmten Zweckverband wünschten.

Während heute noch im Bereich der Wasserversorgung eine intensive Zusammenarbeit der Gemeinden nötig ist, gehen die Gemeinden im Bereich des Schulwesens immer häufiger eigene Wege. In den 60er Jahren waren die Angelegenheiten von Nachbarschafts- und Gemeinschaftsschulen aber noch ein wichtiger Tätigkeitsbereich der Aktuarate, da diese Gemeinschaftsschulen häufig in verschiedene „Zweigstellen“ unterteilt waren. Das betraf damals auch den Bereich der Berufsfachschule, wo mittlerweile längst eine große Zentralisierung Einzug gehalten hat: Im heutigen Zollernalbkreis hat man inzwischen drei große Berufsschulzentren in Albstadt, Balingen und Hechingen geschaffen²³⁾, während im Grundschulbereich viele Standorte im Zuge der Gemeindereform aufgegeben und die Jahrgangsklassen eingeführt wurden²⁴⁾. Allerdings muss auch erwähnt werden, dass die Reformen im Bereich der Grundschulen seit Mitte der 80er Jahre teilweise aber auch wieder rückgängig gemacht worden sind.

Eine weitere Einsatzmöglichkeit für die Aktuare waren auch besondere Ereignisse wie Wahlen und Volksabstimmungen. Die Aktuare nahmen die Rundschreiben des Landrates zu Wahlorganisation und -ablauf an die Gemeinden ihres zugeteilten Bezirks entgegen und reichten nach der Wahl die Ergebnisse an die Wahlkreise weiter²⁵⁾. Wie bereits erwähnt existierte auch eine überregionale Zusammenarbeit unter den Aktuaren. So informierte sich der Rosenfelder Verwaltungsaktuar Maurer bei seinem Ulmer Kollegen über die Organisation eines Wegebauverbandes und die Gestaltung der Satzung²⁶⁾. Dies diente ihm dann als Grundlage für die Organisation des Wegeverbandes „Kleiner Heuberg“, dem dann allerdings nur ein kurzes Bestehen vergönnt war²⁷⁾.

4. Endphase und Abschaffung der Verwaltungsaktuarate

Mit Beginn der 70er Jahre schritt die Verwaltungsreform unaufhaltsam voran. Ab 1971 begann die Phase der Gemeindegemeinschaften, wodurch die Aktuariatsbezirke immer kleiner wurden. Im Falle des Aktuariatsbezirks Schömberg zog man als erstes die Konsequenzen

und schuf an dieser Stelle den Gemeindeverwaltungsverband Oberes Schlichemtal, der noch heute besteht und seinen Sitz in Schömberg hat. Personell wurde übrigens die Kontinuität gewahrt: der ehemalige Verwaltungsaktuar Müller übernahm als Erster die Geschäftsführung²⁸⁾. Überhaupt lässt sich bei den Eingemeindungen ein gewisser Zusammenhang mit den früheren Aktuariatsbezirken feststellen, auch wenn man sich im Falle Balingens und Albstadts nicht so streng daran gehalten hat. Der Bezirk Balingen bestand 1972 nur noch aus den beiden Gemeinden Margrethausen und Zillhausen, was die Zusammenlegung mit Balingen II zur Folge hatte. Der Balingener Verwaltungsaktuar Dengler trat „rechtzeitig“ in den Ruhestand²⁹⁾.

Zu seinen Gemeinden Brittheim, Isingen, Laufen, Leidringen, Margrethausen, Oberdigisheim, Täbingen, Unterdigisheim und Zillhausen kamen mit der Entstehung des Zollernalbkreises zwar nochmals zwei Gemeinden aus dem Altkreis Hechingen, Gruol und Heiligenzimmern dazu, dafür schieden aber andere im Zuge ihrer Eingemeindung nach Ebingen (später Albstadt), Rosenfeld bzw. Meßstetten wiederum aus. Auch der Kreis Hechingen hatte das Aktuarat zum Zeitpunkt der Kreisreform schon erheblich reduziert³⁰⁾. Einige andere Gemeinden wurden von Fachbeamten benachbarter Gemeinden noch nebenamtlich betreut. Schließlich versah man die Aktuariatsgeschäfte nur noch auf Werkvertragsbasis, also fast wie in der Anfangsphase im 19. Jahrhundert. Das letzte Verwaltungsaktuarat in Balingen wurde mit Wirkung des 1. Januar 1975 endgültig aufgelöst. In der Person Wilhelm Links quitierte der letzte Verwaltungsaktuar im Kreis seinen Dienst. Ihn persönlich hatte der Umgestaltungsprozess der letzten Jahre am meisten betroffen: Er hatte zunächst den Aktuariatsbezirk Ebingen betreut und übernahm dann 1967 zusätzlich den Bezirk seines Rosenfelder Kollegen Gottlob Maurer.

Knapp zwei Jahre später wurde er ins Landratsamt Balingen versetzt, was ihn de facto sicherlich etwas enger in den Einflussbereich des Landkreises zog. Am Schluss hatte er dann auch noch den letzten Balingener Bezirk betreut.

Auch im Zollernalbkreis lebten gemeinsame Fachbeamte nur im Rahmen der Verwaltungsgemeinschaften fort. Heute scheint der Begriff „Verwaltungsaktuarat“ nur noch wenigen geläufig zu sein. Allerdings profitieren noch viele längergediente Verwaltungsbeamte von ihrem damaligen Ausbildungsabschnitt in den Aktuariaten. Der Einsatz im „Außendienst“ ist in der Ausbildung für die allgemeine Verwaltung mittlerweile seltener geworden. Trotz unübersehbarer Vorteile der Gemeindereform wurde doch ein Zentralismus im Föderalismus geschaffen, der für das Selbstbewusstsein kleiner Ortschaften nicht unbedingt einträglich war. Der unabhängige Vermittler zwischen Gemeinde und Landkreis ging mit der Abschaffung des Verwaltungsaktuariats verloren.

Fußnoten:

- 1) Erwin Biesinger, Die Einführung des Verwaltungsaktuars in Württemberg. Dissertation (maschinenschriftlich), Tübingen 1953
- 2) Anton Egetenmeyer, Der Verwaltungsaktuar, in: Der württembergische gehobene Verwaltungsdienst. Festschrift 75 Jahre Staatliche Verwaltungsschule, 125 Jahre Verwaltungsdienstprüfung, Stuttgart 1962, S. 131
- 3) Andreas Zekorn, Oberamtsmänner und Landräte im Altkreis Balingen, in: Zollernalb-Profil. Jahrbuch des Zollernalbkreises, 3, S. 31
- 4) Vgl. Biesinger, Einführung des Verwaltungsaktuars, S. 66. Biesinger zitierte aus den „Akten der Arbeitsgemeinschaft der Verwaltungsaktuarate Württembergs“, und sorgt so für diese Information
- 5) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand BL 272 Aktuarate, Nr. 1
- 6) Horst Gützkow, Die neue Gemeindeordnung für Baden-Württemberg, in: Die öffentliche Verwaltung Januar 1956 Heft I, Stuttgart 1956, S. 12
- 7) Ebenda
- 8) GGO 1956, §§ 69-72
- 9) In BL 2/2 Aktuarate taucht die alte Bezeichnung viel häufiger auf als die neue. Das ist bis zur Abschaffung des Aktuariats im gesamten Bestand zu beobachten.

10) Egetenmeyer, Der Verwaltungsaktuar, S. 133. Allerdings hatte Egetenmeyer mit seiner Vermutung recht, „dass diese Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist“, auch wenn dies dann in eine völlig andere Richtung hin erfolgte.

11) Vgl. Amtliche Beschreibung des Landkreises Balingen, Balingen 1960, S. 236

12) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand BL 2/2 Aktuarate, Nr. 3

13) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand BL 2/2 Aktuarate, Nr. 2

14) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand BL 2/2 Aktuarate, Nr. 3

15) Vgl. u. a. Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand BL 2/2 Aktuarate Nr. 83

16) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand BL 2/2 Aktuarate, u. a. Nr. 58

17) Biesinger, Einführung des Verwaltungsaktuars, S. 66

18) Ebenda

19) Ebenda

20) GO 1956 §§ 69 ff.

21) Gemeindearchiv Unterdigisheim, Amtsgrundbuch der Gemeinde (1908-1960)

22) Biesinger, Einführung des Verwaltungsaktuars, S. 71

23) Vgl. Horst Kaiser, 20 Jahre berufliche Bildung im Zollernalbkreis, in: Zollernalb-Profil. Jahrbuch des Zollernalbkreises, 3, S. 249

Hauptversammlung 2000 – ganz kurz –

Die 46. Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung hat am 11. November 2000 im Stauffenbergsschloss zu Lautlingen stattgefunden. Hier das Wichtigste in aller Kürze:

Im Festvortrag referierte Prof. Dipl.-Ing. Gerhard Küstner zum Thema „Das schönste Buch der Welt“, die Manesse-Liederhandschrift. Im Rückblick des 1. Vorsitzenden, Prof. Christoph Roller, wurde bekannt, dass der Mitgliederstand bei 17 Neuzugängen derzeit 386 Damen und Herren beträgt. Das Plenum beschloss, im Hinblick auf das 50-jährige Bestehen der Vereinigung im Jahr 2004 dem gesamten Führungsgremium eine Amtszeit von vier Jahren zuzuordnen. Mit Ausnahme von Robert Kohler, der sich nicht mehr zur Wahl stellen wollte, ist der gesamte Ausschuss wiedergewählt worden. 1. Vorsitzender bleibt demzufolge Prof. Dipl.-Ing. Christoph Roller, 2. Vorsitzender Dr. Andreas Zekorn. Schließlich wurde beschlossen, dass der seit Jahrzehnten und heute immer noch geltende Mitgliedsbeitrag von DM 10,00 pro Jahr bei der Hauptversammlung 2001 erhöht werden soll.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang

Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

Johannes Renz

Raidenstraße 1, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

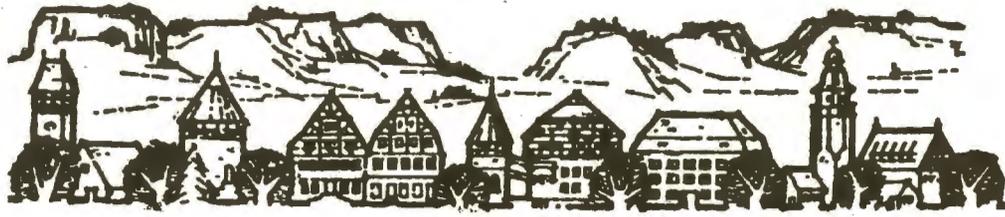
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollernalb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 47

31. Dezember 2000

Nr. 12

Ebingen am Vorabend der Industrialisierung

Der Visitationsbericht des Ebinger Pfarrers aus dem Jahre 1859 / von Dr. Peter Thaddäus Lang – 2. Folge

5. Verhalten des Ortsvorstehers und der bürgerlichen Collegien

Der Stadtschultheiß (Johannes Hartmann), seit 2½ Jahren an seiner Stelle, steht mit den Geistlichen in bestem Vernehmen, handhabt Ordnung und Zucht; gemeinschaftliche Amtsgeschäfte werden schnell erledigt. Die bürgerlichen Collegien stehen dem Pfarrgemeinderat nicht feindlich gegenüber, Anträge dieses Collegiums finden selten eine gute statt. Übrigens sind die Collegien, zumal der Stiftungsrath, zu Ausgaben für kirchliche Zwecke willig. Der Kirchenconvent tritt gegen Sonntagsentheiligung und Lichtkränze (= Lichtstuben), wann sie zur Anzeige kommen, entschieden auf. Armensachen werden schnell erledigt, Armenunterstützungen auf Grund ärztlicher Zeugnisse verwilligt, auf ärztliche Verordnung hin wird Krankenkost aus dem Spital verabreicht. Die Armenunterstützung besteht in Verabreichung von Kleidern, Hauszins, Naturalien, Geld für meistens alte Leute als Wittwen; sie ist in den letzten Jahren bedeutend reducirt worden. Für die Unterbringung verwahrloster Kinder in christliche Häuser wird gesorgt, desgleichen für Unterbringung armer Confirmanden in Lehren.

Für alle gebrechlichen Personen besteht ein von 20 Personen besetztes Spital unter einem Spitalmeister. Für den Spital wäre ein anderes System als das der Verpachtung zu wünschen, nemlich die Spitaladministration unter einem tüchtigen christlichen Hausvater; allein der mit dem Spital verbundene karge Güterumtrieb nebst Haltung des Faselviehs zwingen, auf einen vermöglichen Mann zu setzen.

Für Kranke ist ein gut eingerichtetes Krankenhaus da. Mit demselben ist auch der Krankenverein verbunden, in welchen alle auswärtigen Dienstboten, die männlichen mit 1 Gulden 48 Kreuzer und die weiblichen 1 Gulden 36 Kreuzer Jahresbeitrag einzutreten verpflichtet sind. 1858 sind durchschnittlich 260 Dienstboten (118 männliche, 142 weibliche) dabei beteiligt, und 63 Kranke 868 Tage lang im Krankenhaus unentgeltlich gepflegt worden. Die Verpflegungszeit erstreckt sich auf zwölf Wochen. Stiftungsrathssitzungen wurden gehalten 1857: zehn, 1858: elf, Kirchenconventssitzungen 1857: 19, 1858: 20.

6. Thätigkeit des Pfarrgemeinderaths

Sitzungen wurden gehalten 1858: acht, 1858: zehn, mit Gebet vom Stadtpfarrer begonnen, vom Diakonus geschlossen. Diakonus protokolliert.

Die Kirchenältesten sind sämtlich wackere christliche Männer, mit denen traulich zusammenzukommen ist, sie meinen es gut, lassen es aber bei Worten bewenden. Die Wirksamkeit des Pfarrgemeinderaths ist unbedeutend, das Institut hat in der Gemeinde nur schwache Wurzeln getrieben. Bei der Ergänzungswahl im November 1857 haben sich von 711 Wahlberechtigten 49 betheiligte. Bei Entwertung der Wählerliste

sind ca. zwölf notorisch Lasterhafte oder Verächter der Gnadenmittel gestrichen worden, darunter mehrere Honoratioren.

Was die Thätigkeit des Pfarrgemeinderaths betrifft, so werfen für Pflege christlichen Lebens Mittheilungen über Lichtkärze gemacht und an den Kirchenconvent gebracht. Auf eine Aufforderung des K(öniglichen) Konsistoriums hin ist eine Äußerung über das unsittliche Verhältnis eines Paares (Schmid, Allgaier) abgegeben worden. Aus Veranlassung des Rugggerichts hat der Pfarrgemeinderath beim Königl. Oberamt Balingen den Wunsch vorgebracht, bei Tanzhochzeiten möchte die Polizeistunde – 11 Uhr – und nicht bis 1 bis 2 Uhr morgens fortgemacht werden; ferner sollten Kinder nach 7 Uhr nicht mehr im Wirtshaus, auf dem Tanzboden nie getroffen werden. Der Kirchenconvent, vom K(öniglichen) Oberamt zur Aussperrung aufgefordert, hat das Gesuch wegen der Kinder gleichfalls angenommen, u. das Stadtschultheißenamt hat zugesagt, streng darauf zu halten; in Beziehung auf die Polizeistunden haben die weltlichen Conventsmitglieder gemeint, es sei alles in Ordnung, anderwärts gehe es bei Hochzeiten viel ärger zu!

Gegen das Fluchen schon bei der Jugend hat der Pfarrgemeinderath mehrfach Zeugnis abgelegt u. Sonntagsschule wird je und je vom Kirchenältesten besucht. Der Pfarrgemeinderath führt die Aufsicht über die Sparkasse, vier Kirchenälteste unterziehen sich der Sammlung von Einlagen. Was die Wahrnehmung der kirchlichen Ordnung betrifft, so ist dem Pfarrgemeinderath die Frage, ob am heiligen Abend ein liturgischer Gottesdienst für die Kleinkinderschule stattfinden solle, ferner, ob die Verlegung der samstäglichen Bibelstunde von 11 auf 10 Uhr für ersprießlich zu halten sei, vorgelegt worden, ebenso, ob die Gänßliche (?) Trompetermusik in der Kirche kirchliche Tonstücke aufführen dürfe.

Mehrere Mißbräuche des sogenannten Vorspannen bei Taufen, d. h. Einfordern von Geschenken von den Pathen durch Kinder auf der Gasse, und das Schießen bei Taufen sind bei der vorgenannten Behörde zur Anzeige gebracht worden.

Eine Vertretung der Gemeinde hat der Pfarrgemeinderath durch sein pflichtgemässiges Votieren bei Erledigung des Diakonats geübt. Bei Ueberwachung weiterer Kirchendiener hat es nichts zu thun gegeben. Christliche Armen- und Krankenpflege wird insoweit geübt; dass einige Fälle von großer Noth und von Verwahrlosung an die competente Behörde gebracht wurden.

7. Fromme Stiftungen

[...]

8. Personalien der Geistlichen

Stadtpfarrer Hermann Friedrich Hochstetter, gb. 4. Januar 1815 in Rottweil, der seit 6. Januar 1847 hierher auf seine erste Stelle ernannt, ver-

ehelicht, Vater von sechs Kindern, setzt seine theologischen Studien so viel möglich in exegetischer Richtung fort; diesen Winter war es ihm nicht möglich, ausser den Lesegesellschaftsschriften etwas zu lesen, weil der durch Fertigung der 12. Bevölkerungsliste, Revision der Familienbücher und Anlegung eines Index für dieselben genug in Anspruch genommen war; schreibt seine Predigten nicht und legt sie frei ab, sucht durch klare, logische Disposition, seine Predigten faßlich zu machen und durch erwecklichen Ton in rein biblischem Sinn den ganzen Menschen zu fassen und der ganzen Gemeinde das Wort Gottes auszuteilen; hält alle 14 Tage in seinem Haus eine Erbauungsstunde, die von ca. 15 Menschen besucht wird, Text ist derzeit das Evangelium Lucae; die Missionsgottesdienste halten Stadtpfarrer und Diaconus abwechselnd; ausserdem ist Stadtpfarrer Vorstand der Augustenhilfe und hat die Sparkassenführung sowohl für die württemb. Sparkasse als für die Balingen Sparkasse; er würde dieses zeitraubende Geschäft gerne abgeben, wenn sich nur jemand unentgeltlich dazu fände. Der Unterricht in der Realschule ist vorigen Sommer an den Diaconus abgegeben worden. Krankenbesuche hat Stadtpfarrer 1857 – 520, 1858 – 647 gemacht.

Diaconus [...] Gustav Ulrich Finckh gb. zu Besigheim 13. Mai 1825, seit Juli 1858 verheirathet, hat das hiesige Helferath (?) als seine erste definitive Stelle am 29. Juli 1858 angetreten. Die während seiner genannten Amtsthätigkeit gemachte Wahrnehmung, daß der hiesigen Gemeinde nicht mit Unrecht Empfänglichkeit für die Wahrheit und eine gewisse Zuneigung zu derselben nachgerühmt werden darf, hat den Helfer veranlaßt, in seinen Predigten, welche er meist wörtlich schreibt und memoriert, so wie in seinen übrigen Vorträgen vorzugsweise in erwecklichem Ton darauf hinzuwirken, daß der vorhandene guthe Wille Ernst macht und die Gewissensüberzeugung zu einer ganzen Bekehrung des inneren und äusseren Menschen werde. Dabei ist er übrigens bemüht, nicht mit starrer Gesetzlichkeit zu verfahren, sondern Jungen und Alten im evangelischen Sinne ebenso die Herrlichkeit der Gnade, wie die Größe der Sünde an das Herz zu legen. Außer der Lectüre der in der Diocese circulierenden Literatur und dem für Gottesdienste und andere Zwecke erforderlichen Bibelstudium hat Diaconus letztvergangenen Winter sich mit der Ausarbeitung von Disputationsthesen zu beschäftigen gehabt. Diaconus ertheilt den Religionsunterricht der 1ten Knaben(-) und 2ten Mädchenklasse und in der Realschule.

9. Meßner

Johann Jakob Wehinger, gb. 4. Nov. 1781, seit Januar 1847 im Amt, pünktlich, untadelhaft im Lebenswandel. Organisten sind der 1te Knaben(-) und im Augenblick der 2te, künftig aber der 1te Mädchenschulmeister.

10. Gottesdienste

Ausser den Ferien und Schulconferenzen wurden wegen der Schulvisitation und gehäufter Gottesdienste eingestellt

Kinderlehren

1857: 27. März, 19. Juni, 25. Septbr.

1858: 19. November

Betstunden

1857: 4. Febr., 8. April, 23. Septbr.

1858: 17. März, 31. März, 12. Mai, 23. Juni, 27. Okt., 22., 29. Dezember

Bibelstunden

1857: 7. März, 11. April, 25. Apr., 27. Sept.

1858: 30. Jan., 13. Febr., 3., 24. Apr.

Während der Erndte hält Stadtpfarrer je am Montag eine Betstunde. Alle vier bis sechs Wochen halten die beiden Geislichen abwechselnd Missionsgottesdienste, ebenso wechselt der Gottesdienst zum Jahresschluß.

Die Samstagsbibelstunde ist mit Genehmigung des k(öniglichen) Dekanalamts von 11 auf 10 Uhr diesen Winter versuchsweise verlegt worden, damit mehr Personen kommen können. Es kommen ca. 20 Personen, ebensoviel als in die Betstunde um 11 Uhr, somit scheint die Verlegung auf 10 Uhr nicht viel gewirkt zu haben. Den Sommer über wird sie um 11 Uhr gehalten werden, damit nicht die Schule beeinträchtigt werde. Am heiligen Abend hält der Diaconus einen liturgischen Gottesdienst für die Kleinkinderschule.

11. Communien

1857:

11 Communien mit 1932 Communicanten

1858:

11 Communien mit 1897 Communicanten

Privatcommunion:

1857: 29 (Stadtpf(arrer) 24, Diac(onus) 5)

1858: 34 (Stadtpf(arrer) 29, Diac(onus) 5)

Die Zahl der Communicanten ist in den letzten 20 Jahren ziemlich gleich geblieben. Ao. 1770 communicierten bei einer halb so großen Bevölkerung 5500 Personen.

12. Liturgisches

Die Anmeldung zum h(eiligen) Abendmahl geschieht bei den Geistlichen im Haus. Kinder werden meist still, Erwachsene immer mit Leichenpredigt oder Grabrede (letztere ist das Geringere) beerdigt.

13. Catechisation

In den Catechisationen wird die Kinderlehre in etwa 2 Jahren absolviert. Die ledigen Leute sind in 4 Rotten getheilt, die abwechselnd erscheinen. Alle Honoratioren Töchter kommen in die Kinderlehr (und Sonntagsschule), die Schreiberei- und Kaufmannslehrlinge bis ins 16te Jahr.

14. Confirmation

Der Confirmandenunterricht wurde begonnen a. 16. Nov. 1857 b. 22. Nov. 1858.

Stadtpfarrer erteilt ihn nach dem Confirmandenbüchlein mit getrennten Geschlechtern.

a. allen Kindern 167

Kranken 60 227

b. allen Kindern 167

Kranken 7 174

Diaconus Bilfinger ohne Trennung der Geschlechter im Jahr a. 69mal. Diaconus Finckh mit getrennten Geschlechtern, nach dem Confirmandenbüchlein, im Jahr b. 82mal. Confirmit wurden S(onntag), Mis(ericordias) Dom(ini) 8. Apr. 1858 90 Kinder (37 Knaben, 53 Mädchen); S(onntag) Quasimodog(eniti) 1. Mai 1859 113 Kinder (58 Knaben, 55 M(ädchen)). Eine frühere Confirmation ist nicht vorgekommen. Die Confirmandenschriften sind seit 1833 vorhanden.

15. Stand des Kirchengesangs

Der Kirchengesang ist gut, Zwischenspiele sind von der Orgel verbannt. Ein Singchor, bestehend aus verheuratheten Bürgern, Lehrern und Mädchen, auch etlichen Schülern, trägt an den

Sonntagen mit Musikbegleitung kirchliche Stücke vor. Die Kirchenmusik ist, wie sie aber bei überall unzureichenden Mitteln und bei der schwachen Direktion des alten Stadtmusikus sein kann. Zuweilen werden rhythmische Choräle mit Posaunenbegleitung gesungen. Der seit einem Jahr bestehende Männergesangverein, ein Zweig des schwäbischen Sängerbundes, unter Leitung des Lehrgehülfen Martin läßt sich an Festen mit kirchlichen Männerchören vernehmen.

16. Kirchenbücher

Die vorgeschriebenen Kirchenbücher sind vorhanden. Die älteren Kirchenbücher sind im Archiv, die von 1809 in den Originalien beim Dekanat, in den Duplikaten beim Stadtpfarramt. Die Familienbücher sind diesen Winter revidiert worden. Pfarr Registratur und Inventar sowie die Pfarrbeschreibung sind in Ordnung. Das Inventar der Kirchenggeräte liegt bei der Stiftungs-pflege.

17. Kirchengegenstände

Die Haupt- oder St. Martinskirche mit eigener, hübscher, heizbarer Sakristei ist (in den Weibestühlen) nicht groß genug, ziemlich hell, zu nieder im Verhältniß zur Höhe, mit schönem Chor, von freundlichen Anlagen umgeben. Wegen Erbauung einer neuen Orgel sind Verhandlungen im Gang. Die Kapellkirche, zu den Wochengottesdiensten benützt, ist hell, freundlich, 1847 mit einer guten neuen Orgel versehen. Die Kirchengefässe sind reichlich und gut vorhanden. Der Gottesacker mit Kapelle und Glöcklein ist geräumig, in Ordnung, weit entlegen, kalt, dem Winter ausgesetzt.

18. Recesse

Aus Veranlassung der Visitation 1857 wird recessiert:

1. Die Kinder sollen von den Tanzhochzeiten ferngehalten werden. Der Kirchenconvent und das Stadtschultheißenamt haben das beste zugesagt (cf. supra pag. 10).

2. Das Ablesen in der Kinderlehr solle nicht mehr am Anfang geschehen. Ist auf den Schluß verlegt worden.

3. Während der Vormittagskirche sollte ein Umgang stattfinden. Von den Kirchenältesten abgelehnt.

4. Ob nicht der Pfarrgemeinderath etwa alle 4 Wochen das Sonntagsoffer vom Stiftungsrath sich zuscheiden lassen wolle. Der Pfarrgemeinderath hat es abgelehnt, den Stiftungsrath darum anzugehen, weil ein ablehnender Bescheid in gewisser Aussicht stünde.

II. Vom Schulwesen**19. Organismus der Schule und Personalien der Lehrer**

Die Volksschule zerfällt in

1. Stadtschulen mit 8 Classen

a. 4 Knabenklassen mit 290 Knaben

b. 4 Mädchenklassen mit 403 Mädchen 693

2. Augustenhilfe mit 25 Knaben

11 Mädchen 36

729

Bis jetzt sind es an der Knabenschule ein Schulmeister, zwei Unterlehrer, ein Lehrgehülfe, an der Mädchenschule zwei Schulmeister, ein Unterlehrer, ein Lehrgehülfe. Vermöge der neuen Organisation werden es vom kommenden Schuljahr gleich viele Classen bleiben, aber an der Knabenschule zwei Schulmeister, zwei Unterlehrer, an der Mädchenschule drei Schulmeister, ein Unterlehrer angestellt sein.

In der lateinischen Schule sind 17, in der Realschule 25, in der Elementarschule 21 Knaben. Der Abgang besserer Köpfe in die höheren Schulen ist schon in der 3ten Knabenklasse fühl-

bar. Für das kommende Schuljahr 1859/60 sind alle 6jährigen Kinder zum Eintritt angemeldet, es sind dann

in der Knabenschule

280 Knaben

in der Mädchenschule

397 Mädchen

677

In zwei Jahren wird die Schülerzahl noch mehr sinken, weil das Scharlachfieber vor vier bis fünf Jahren unter den jüngeren Kindern viele weggenommen hat. In vier Jahren wird sie wieder ziemlich steigen.

Knabenschule:

a. Erste Knabenklasse mit 64 Knaben von zwölf bis 14 J. Knaben Schulmeister Carl Widmann, gb. 12. Febr. 1811 in Ehningen bei Böblingen, verheirathet, Vater von drei unversorgten Kindern, mit einigem Vermögen, seit 6. Sept. 1851 an seiner Stelle, seit 21. Apr. 1842 definitiv im Amt, vorher Schulmeister in Gächlingen bei Urach, unterrichtet Sommers in vier, Winters in fünf Stunden. Gaben, Kenntnisse, Fleiß und Treue im Amt recht gut, Lehrtalent gut, im Unterrichten zu laut und unruhig. Schulzucht ziemlich gut, streng ohne viel auszurichten, arbeitet fleißig fort, Aufsatz recht gut, gegen die Vorgesetzten willig und bescheiden, gutmüthig, friedliebend, taktlos, als Organist ziemlich gut, nicht taktfest. Ehe und Wandel unsträflich.

b. Zweite Knabenklasse mit 49 Knaben von zehn bis zwölf Jahren. Unterlehrer Johann Jakob Streich, gb. 24. Sept. 1818 in Ebingen, seit Juli 1844 an dieser Stelle, seit Oct. 1840 im Amt, verheirathet, kinderlos, mit Vermögen, unterrichtet Sommers vier, Winters fünf Stunden. Kenntnisse und Gaben gut, Lehrgabe ziemlich gut, Schulzucht gut, Fortbildung nicht angestrengt genug, Aufsatz ziemlich gut, betheiltigt sich bei den Conferenzen mündlich wenig, gegen die Vorgesetzten willig und bescheiden, gutmüthig, friedlich, steif, Ehe und Wandel unsträflich.

c. Dritte Knabenklasse mit 90 Knaben von acht bis zehn Jahren. Unterlehrer Johannes Ott, gb. 4. Juli 1825 in Ebingen, verheiratet, kinderlos, mit einigem Vermögen, seit Oct. 1852 an dieser Stelle, seit Nov. 1842 im Amt, unterrichtet Sommers und Winters fünf Stunden. Gaben und Kenntnisse ziemlich gut, Lehrgabe gut, dürfte mehr Regsamkeit haben, Fleiß und Treue im Amt recht gut, Aufsatz ziemlich gut, betheiltigt sich bei den Conferenzen mündlich wenig, Fortbildung ziemlich gut, gegen die Vorgesetzten sehr willig und bescheiden, im Benehmen still, eingezogen, artig, Ehe und Wandel unsträflich.

d. Vierte Knabenklasse mit 85 Knaben von sechs bis acht Jahren. Lehrgehülfe Johannes Liebgott Schwarz, gb. 18. Janr. 1830 in Ebingen, seit Mai 1857 an seiner Stelle, seit Mai 1848 im Amt, unverehelicht, unterrichtet in 6stündigem Abtheilungsunterricht (Conf. Erl. 4. Mai 1849); Gaben, Kenntnisse, Aufsatz, Fortbildung gut, Fleiß und Treue im Amt recht gut, Lehrtalent und Schulzucht gut, betheiltigt sich mündlich bei der Conferenz, gegen die Vorgesetzten willig und bescheiden, gutmüthig, harmlos, Wandel unsträflich.

Mädchenschule:

e. Erste Mädchenklasse mit 85 Mädchen von zwölf bis 14 Jahren, Sommers in vier, Winters in fünf Stunden unterrichtet. Erster Mädchenschulmeister Friedrich Ludwig Hiller, gb. 2. Juli 1795, ist den 20. April 1859 gestorben.

f. Zweite Mädchenklasse mit 95 Mädchen von zehn bis zwölf Jahren. Zweiter Mädchenschulmeister Christian Friedrich Kuhn, gb. 24. Dec. 1805 in Grafenberg, verheiratet, Vater von vier unversorgten Kindern, mit einigem Vermögen, seit Mai 1840 an dieser seiner ersten definitiven Stelle, unterrichtet Sommers vier, Winters fünf Stunden. Gaben, Kenntnisse, Lehrtalent recht gut, Methode ruhig, klar, Fleiß im Amt gut, Fortbildung stockt, weil die Feldmeßkraft seine freie

Zeit ausfüllt; beteiligt sich lebhaft bei der Konferenz; gegen die Vorgesetzten gemessen, höflich, voll Selbstgefühl, Verstandesmensch, Ehe und Wandel klaglos, als Organist recht gut, hat 28. Dec. 1853 fünf Gulden Gesangprämium erhalten. Erhielt 5. Juni 1853 von dem k(öniglichen) Consistorium die Erlaubniß, die Stelle eines Felduntergängers versehen zu dürfen.

g. Dritte Mädchenklasse mit 124 Mädchen von acht bis zehn Jahren. Unterlehrer Johann Jakob Schairer, gb. 26. Nov. 1819 in Truchteltingen, verheirathet, Vater von drei Kindern, mit einigem Vermögen, seit Juni 1841 an dieser Stelle, seit Nov. 1836 im Amt, unterrichtet in 6stündigem Abtheilungsunterricht (Conf(erenz) Erl(ass) 30. Apr. 1850); Gaben, Kenntnisse, Lehrtalent, Schulzucht, Fortbildung, Fleiß und Treue im Amt recht gut, in Benehmen selbständig, entschieden christlich, mit Selbstgefühl, Sprecher in der Versammlung (c(on)f(er) pag(ina) 7). Schairer hat einige brauchbare Schriften über den Anschauungsunterricht und die erste Erziehung geschrieben; wegen versuchter Lösung einer Preisaufgabe 1842 belobt.

h. Vierte Mädchenklasse mit 101 Mädchen von sechs bis acht Jahren. Lehrgehilfe Johann Friedrich Martin, gb. 25. Oct. 1828 in Ebingen, verheirlicht, mit einem Kind, mit einigem Vermögen, seit Oct. 1852 an dieser Stelle, seit Mai im Amt, unterrichtet in 6-stündigem Abtheilungsunterricht (Conf(erenz) Erl(ass) 4. Mai 1849). Gaben, Kenntnisse, Fleiß, Treue im Amt, Schulzucht gut und Lehrart recht gut. Fortbildung gut, Aufsatz recht gut, beteiligt sich tüchtig bei den Conferenzen, gegen die Vorgesetzten fügsam; Benehmen selbständig, steif; Ehe und Wandel recht gut.

i. Kinderrettungsanstalt Augustenhilfe mit 36 Kindern, 25 Knaben und elf Mädchen von allen Altersklassen, meist gering begabt. Hausvater Johann Georg Jedele, gb. 1. Dec. 1821 in Reichen- eck bei Urach, verheirathet, Vater von vier Kindern, mit einigem Vermögen, seit Januar 1848 an dieser seiner ersten Stelle. Gaben und Kenntnisse gut, Lehrtalent und ökonomisches Talent recht gut, Schulzucht recht gut, zeigt viel Umsicht und Ruhe im Umgang der Kinder, mit gutem Scharfblick; Aufsatz recht gut; nimmt lebhaft an den Conferenzen antheil; Fortbildung gut; gegen die Vorgesetzten freundlich und bescheiden; Benehmen sanft, bieder; Ehe und Wandel recht gut.

20. Zustand der einzelnen Schulklasse in Absicht auf Kenntnisse und Zucht

I Knabenklasse	gut	Zucht ziemlich gut
II Knabenklasse	gut (kaum)	Zucht gut
III Knabenklasse	gut (darüber)	Zucht gut
IV Knabenklasse	gut (darüber)	Zucht gut
I Mädchenklasse	gut	Zucht ziemlich gut
II Mädchenklasse	recht gut	Zucht gut
III Mädchenklasse	recht gut	Zucht recht gut
IV Mädchenklasse	gut	Zucht gut
Augustenhilfe	gut	Zucht recht gut

Die vorgeschriebenen Lehrbücher werden gebraucht, das Schullesebuch ist in den 2 Ober- klassen in 30 resp. 40 Exemplaren für die Schulen angeschafft. Die Visitationen haben stattgefunden.

a. Die Martini Visitation 1857 ist gesetzlich unterblieben. Georgii Visitation 7., 8., 9., 12., 13., 15., 19., 20., 22. April 1858

b. Martini Visitation 15., 16., 18., 19., 22., 25. Nov. 1858. Georgii Visitation 4., 5., 6., 8., 11., 12. April 1858.

21. Zahl der Schulbesuche und der Religionsunterrichtsstunden

Stadtppfarrer besucht alle Classen und ertheilt den Religionsunterricht (über das Ev(angelium) Matth(aei), die Reformation- und Leidensgeschichte) in der I Knaben(-) und I Mädchen-

klasse (Conf(erenz) Erl(ass) 17. Mai 1848. 9. März 1858)

Schulbesuche a. 160

b. 160

Religionsunterricht

a. 60 I Knabencl(asse) 20 M(ädchen)Cl(asse) 31

b. 60 I Kn(aben) Cl(asse) 30 M. Cl.

30

In der Realschule hat Stadtpfarrer bis Juli 1858 Religionsunterricht, biblische Geschichte, ertheilt a. 42, b. 11.

Schulbesuche in den höheren Schulen hat Stadtpfarrer gemacht

in der lateinischen Schule a. 12, b. 12

in der Realschule a. 13, b. 16

in der Elementarschule a. 14, b. 15

Der Diaconus ertheilt den Religionsunterricht der II Knaben- und II Mädchenklasse Diaconus Bilfinger hat gegeben. Schulbesuche im Jahr a. 110. Religionsunterricht 110, je 55 in der II Knaben- und Mädchenklasse.

Diaconatsverweser Schuch hat im Jahr a Religionsunterricht gegeben 10 im Jahr b., 21, nebst 46 Schulbesuchen in der II Kn(aben) und II Mädchenklasse.

Diaconus Finckh hat meist in der II Knaben(-) und Mädchenklasse im Jahr b. Schulbesuche 72 gemacht. Religionsunterricht gegeben 40 je in den beiden Classen gleich viel, in der II Knaben Klasse über das Schulbuch 4te Abtheilung, in der II Mädchen Klasse über die Evangelien und über die Bergpredigt. In der Realschule hat Diaconus Finckh über das Spruchbuch 4te Abtheilung in Jahr b. 26 Religionsstunde gegeben.

22. Äußerung über Schulversäumnisse

In der Augustenhilfe können Schulversäumnisse nicht vorkommen. Bei 693 Volksschülern kamen Schulversäumnisse vor

	Jahr a	Jahr b	zusammen
erlaubt	440	525	965
krank	8110	6138	14248
gesezwidrig	296	289	585
zusammen	8846	6952	15798
somit kommen auf 1 Kind Schulversäumnisse			
	Jahr a	Jahr b	Jahr a. b. zusammen
erlaubt	0,63	0,75	1,39
krank	11,70	8,85	20,56
gesezwidrig	0,42	0,41	0,84
zusammen	12,76	10,03	22,79

Die unerlaubten Versäumnisse kommen meistens im September in der Zeit zwischen den Erndt- und Herbstferien vor, wo die Erndtarbeit eigentlich immer fortgeht. Die gesezwidrigen Versäumnisse werden vom Kirchenconvent abgerügt. Kinder werden nicht verdingt, die Hirten dürfen nur confirmiert dinge. Im Frühling 1858 hat der Schreiberkrampf als anerkannte Epidemie namentlich in den drei obern Mädchen- klassen geherrscht, wo fast $\frac{1}{5}$ der Mädchen ergriffen worden und 2 in Folge dieser Nervenleiden jetzt nach $\frac{5}{4}$ Jahren noch nicht schreiben können.

23. Schulvakanz

a. Erndtvakanz 3. - 23. August 1857	21 Tage
Herbstvakanz 28. Sept. - 18. Okt. 1857	21 Tage
	42 Tage
b. Erndtvakanz 11. - 31. August 1858	21 Tage
Herbstvakanz 27. Sept. - 17. Okt.	21 Tage
	42 Tage

In der Heuerndte werden, da dieselbe in Ebingen im Thal und auf dem Berg höchst ungleich ist und vier bis fünf Wochen dauert, während der geschäftsvollsten zeit etwa fünf bis sechs Tage die Schüler der obern Classen um 9 Uhr entlassen.

24. Zustand der Sonntagsschule

Die Sonntagsschule wird vom Stadtpfarrer und einigen Kirchenaeltesten besucht.

Visitation a. 7., 21. März 1858

b. 27. März, 3. April 1859

Die pflichtige Jugend, auch die Honoratioren-

töchter, erschienen. Das in der Schule Gelernte kann nothdürftig repetiert werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß zumal bei den Mädchen die Sonntagsschulpflichtigkeit mit den 16ten Jahre endigte; erwachsene Leute taugen nicht mehr auf die Schulbänke, zumal nicht gezwungen.

25. Schuldiarien, Neglektenzeddel, Inventarien, Receßbücher

sind überall in gutem Zustand. Die Schultabellen sind von 1823 bis 1846 zum Theil unvollständig, von 1847 an vollständig vorhanden.

26. Arbeits-, Fortbildungs-, Zeichnungsschule

Eine Näh- und Strickschule wird Mittwoch und Samstags von eins bis vier von drei Lehrerinnen gehalten, worin 48 Mädchen im Stricken, 60 im Nähen unterrichtet werden. Diejenigen Mädchen, welche von der Stiftung aus untergebracht sind, müssen diese Schule besuchen. die Zeichnungsschule wird Sonntag $\frac{1}{2}$ 8 — $\frac{1}{2}$ 9 Morgens vom Reallehrer und Elementarlehrer gehalten und von etwa 50 jungen Leuten besucht. Samstag Abends gibt der Reallehrer Zeichenunterricht, der von 21 Schülern besucht wird. Im Winter 1858/59 ist eine Fortbildungsschule (S. 24) an zwei Abenden vom Reallehrer gehalten und von 22 Schülern besucht worden. Eine Kleinkinderschule besteht seit zwei Jahren.

27. Die Schullokale

In der neuen Schule (I Knaben Cl(asse)), in der Schlachthauschule (II. III Knaben Cl(asse)) und in der rothen Kastenschule (IV Knaben Cl(asse)) sind gut, geräumig, hell, gesund, die vier Mädchen Classen in der alten Schule dagegen sind ziemlich gut. Das alte Schulhaus ist auch minder (?), mit übelriechenden Abtritten. Ein großer Fehler ist die Vertheilung der vier Knaben Classen in drei Lokalen, weil die Lehrer und Lehrmittel nicht bei einander sind.

28. Schulfonds und Schulstiftungen

[...]

29. Warnung vor Giftpflanzen

a. 11. Mai, 3. August, 7., 10. Sept. 1857

b. 10. Mai, 25. Mai, 9. August, 13. Sept. 1858

Exemplare werden wo möglich in alle Schulen herumgeschickt, in den oberen Classen werden noch dazu die betreffenden Abschnitte aus dem Lesebuch durchgegangen.

30. Recess - 0 -

Ebingen, 30. April 1859

Stadtpfarrer (Hermann Friedrich) Hochstetter (in Ebingen 1847 bis 1859)

Quellen:

- Landeskirchliches Archiv Stuttgart:
- A 29/996: Visitationsbericht Ebingen 1859.
- Stadtarchiv Balingen:
- Anfragen Personen, Nehemias Berlitzheimer
- Stadt Ebingen, Inventuren und Theilungen

Literatur:

- Peter Thaddäus Lang, Die evangelischen Geistlichen in Ebingen seit der Reformation. In: Heimatkundliche Blätter 1996, S. 1037 bis 1039.
- Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986.
- Ernst Walter Zeeden/Peter Thaddäus Lang (Hrsgg.), Kirche und Visitation. Beiträge zur Erforschung des frühneuzeitlichen Visitationswesens in Europa, Stuttgart 1984.
- Ernst Walter Zeeden, Peter Thaddäus Lang u. a., Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2: Baden-Württemberg, Teilband II. Das Herzogtum Württemberg. Die evangelischen Reichsstädte. Stuttgart 1987.



Mit diesem Blick

...vom 61 Meter hohen Turm der Stadtkirche in Balingen verabschieden sich die HEIMATKUNDLICHEN BLÄTTER der Heimatkundlichen Vereinigung von ihren Leserinnen und Lesern im Jahr 2000. Das Bild möchte symbolhaft Ausblick sein in das Jahr 2001 und damit zugleich in ein neues, ja diesmal ist es endgültig so, Jahrtausend.

Ein herzliches

„Glückauf 2001 also!“

Foto: Riedl

Heimatkundliche Blätter

Inhaltsverzeichnis 2000

Thema	Seite	Seite	Seite
Der Rotmilan – Vogel des Jahres 2000 (Dr. Maulbetsch)	1201	Ebingen vor einhundert Jahren (Dr. Lang) / 3. Folge	1217
Herzog Ulrich von Württemberg (Vortrag Dr. Wilhelm Foth)	1203	Gustav Schwab zum Gedenken (Adolf Klek)	1220
Herzog Ulrich von Württemberg (2. Folge)	1205	Die Siechenkapelle in Balingen (Manfred Wörner)	1221
Ebingen vor einhundert Jahren (Dr. Lang) / 1. Folge	1207	Burgen auf Albstädter Markung (Wilhelm Maute)	1223
Balinger Daubenkrüge aus der Werkstatt Habfast (Klaus Heinz)	1209	Truchteltingen: fürstliches Geschenk (Rudolf Linder)	1225
Herzog Ulrich von Württemberg (3. Folge)	1211	25 Jahre Albstadt (Dr. Lang)	1228
Die Schellenbergbrücke in Balingen (Dr. Ingrid Helber)	1214	Balingen vor 100 Jahren / 1. Folge (Dr. Foth)	1229
Ebingen vor einhundert Jahren (Dr. Lang) / 2. Folge	1215	Truchteltingen: fürstliches Geschenk (Rudolf Linder) / 2. Folge	1231
		Balingen vor 100 Jahren (Dr. Foth) / 2. Folge	1233
		Ernst Bizer – Von Nähstube zum Lehrstuhl (Dr. Lang)	1235
		Hauswurz-Art erstmalig für die Schwäbische Alb nachgewiesen (Manuel Werner)	1237
		Auf dem Grabstein kräht der Hahn (Dr. Lang)	1239
		Ebingen am Vorabend der Industrialisierung (Dr. Lang) / 1. Folge	1241
		Wanderbeamte und allzuständige Berater (Johannes Renz)	1243
		Ebingen am Vorabend der Industrialisierung (Dr. Lang) / 2. Folge	1245

Vorläufiges Jahresprogramm 2001

Monat	Tag	Datum	Veranstaltung	Ort
Februar	Mittwoch	14. 2.	Kraif	Dia-Rückschau Exkursion Freistadt
März	Mittwoch	14. 3.	Geissler	Dia-Rückschau Exkursion Lüneburg
April	Samstag	21. 4.	Kraif	Donaueschingen-Hülingen
Mai	Donnerstag	3./7. 5.	Roller	Würzburg (5 Tage)
	Mittwoch	16. 5.	Foth	Stammland der Staufer
	Mittwoch	30. 5.	Dannenhaus + Roller	Aulendorf, Biberach
Juni	Samstag	23./30. 6.	Kraif	Leipzig (7 Tage)
Juli	Mittwoch	4. 7.	Hübner + Roller	Stuttgart: Ausstellung 'Troja - Traum und Wirklichkeit'
	Samstag	24. 7.	Roller	Zeppelinmuseum Friedrichshafen
August	Dienstag	7./10. 8.	Willig	Graubünden (4 Tage)
	Dienstag	21. 8.	Hübner	Ausstellung Paul Klee in Balingen
September	Samstag	14. 9.	Groh	Bauten der Abtei Zwiefalten
November	Samstag	10. 11.		Hauptversammlung

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (07427) 91094.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.